

Thomas Mayne Reid

*Die
Schakjago*



Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Die westlichen Wildnisse.

Entrollt die Weltkarte und blickt auf den großen nördlichen Continent von Amerika. Fern in dem wilden Westen — der untergehenden Sonne zu — fern hinaus über die Meridiane der vereinigten Staaten laßt Eure Augen wandern, werft sie dorthin, wo goldene Flüsse zwischen den Berggipfeln, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind, entspringen, laßt sie dort verweilen.

Ihr erblickt ein Land, dessen Oberfläche noch nicht von menschlichen Händen gefurcht ist, — welches noch die Zeichen der Formung durch den Allmächtigen ebenso deutlich zeigt, wie am Morgen der Schöpfung, ein Land, in dem jeder Gegenstand das Gepräge Gottes trägt. Sein allmächtiger Geist lebt in der stummen Größe der Berge und spricht aus dem Brausen seiner mächtigen Flüsse. Es ist eine Gegend voller Romantik — reich an Abenteuern.

Folgt mir mit Eurem innern Auge durch Scenen wilder Schönheit und Erhabenheit.

Ich stehe auf einer weiten Ebene; ich wende meine Augen nach Norden, nach Süden, nach Osten und Westen, und sehe dieselbe auf allen Seiten von dem Blau des Himmels umgürtet. Weder Felsen, noch Baum unterbricht den Ring des Horizonts. Was unterbricht die weite Fläche zwischen mir und ihm? Holz? Wasser? Gras? — nein — Blumen! So weit mein Auge trägt, ruht es nur auf Blumen — auf schönen Blumen!

Ich blicke, wie auf eine colorirte Karte — ein, von allen Farben des Prismas, glänzendes Emailgemälde.

Dort, wo die Sonnenrose ihr zifferblattartiges Gesicht der Sonne zuwendet, ist Alles golden-gelb dort, wo die Malve ihr rothes Panier schwingt, ist es scharlach; hier ist ein Beet von der purpurnen Monarda — dort zeigt die Euphorbia ihr Silberblatt, — in jener Richtung herrscht das Orange in den Blumen der Asclepia vor, und jenseits derselben schweift das Auge über die rosenfarbig blühende Cleome.

Der Wind bewegt sie; Millionen von Blumenkronen lassen ihre bunten Standarten flattern; die hohen Stengel der Sonnenrosen beugen und erheben sich in langen Wellenlinien, wie die Wogen eines goldenen Meeres.

Sie sind wieder in Ruhe. Die Luft ist mit Düsten angefüllt, die süß sind, wie die von Arabien und Indien. Myriaden von Insecten flattern mit ihren bunten Schwingen, wie fliegende Blumen. Die Colibris schwirren, wie Sonnenstrahlen, blitzend umher, oder trinken, auf ihren rauschenden Schwingen ruhend, aus den Nektarbechern, und die wilde Biene hält sich mit schwer beladenen Füßen an den Honigpistillen fest, oder verläßt sie, um ihren fernen Bau mit einem Freudengesange aufzusuchen.

Wer hat diese Blumen gepflanzt? wer hat sie zu diesen bunten Beeten verwoben? Die Natur! Es ist ihr reichster Mantel, herrlicher in seinen Farben, als die Shawls von Cashemir.

Dies ist „die Unkrautprairie“; sie führt ihren Namen mit Unrecht: es ist der Garten Gottes.

*

Der Schauplatz hat sich verändert. Ich bin in einer Ebene, wie vorher und der Schauplatz liegt in einem ununterbrochenen Kreise um mich auf der Erde. Was erblicke ich? Blumen? Nein, es ist keine einzige Blume zu sehen, sondern eine ungeheure Fläche lebendes Grün. Von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, breitet sich die Prairiewiese, grün, wie ein Smaragd, und glatt, wie die Oberfläche eines schlummernden Sees aus!

Der Wind zieht über sie hin und bewegt die Seidenhalme. Sie schwanken und das Grün erhält hellere und dunklere Färbung, wie die Schatten von Sommerwolken, welche an der Sonne vorüberziehen. Das Auge schweift ohne Hemmnis darüber. Vielleicht begegnet es den dunklen, zottigen Gestalten des Büffels, oder erkennt die zarten Umrisse der Antilope; vielleicht folgt es in angenehmer Verwunderung dem wilden Galopp eines schneeweißen Rosses.

Dies ist die „Grasprairie“, die unbegrenzte Weide der Bison.

*

Der Schauplatz verändert sich. Die Erde ist nicht mehr eben, aber noch eben so baumlos und grün, wie vorher. Die Oberfläche zeigt eine Reihenfolge von parallelen Wellenlinien, die hier und da zu glattrunden Hügeln anschwellen. Sie ist mit einem weichen Rasen von glänzendem Grün bedeckt.

Diese Wellenlinien erinnern an den Ocean nach einem mächtigen Sturme, wo der weiße Schaum auf den Wellen verschwunden ist, und die langen Wogen, sich überstürzend, herankommen. Sie sehen aus, als wären sie einst solche Wogen gewesen, die ein allmächtiges Gebot in Erde verwandelt und plötzlich zum Stehen gezwungen hätte.

Dies ist die „rollende Prairie“.

*

Von Neuem verändert sich der Schauplatz. Ich bin von hellen, glänzenden Blumen umgeben, aber die Aussicht wird durch Haine und Gruppen von Bäumen unterbrochen. Das Laub ist verschiedenartig, seine Farben sind lebhaft und seine Umrisse weich und graziös. Indem ich vorwärts schweife, eröffnen sich mir beständig neue Landschaften — parkartige, malerische Ansichten. Banden von Büffeln, Rudel von Antilopen und Heerden wilder Pferde zeigen sich in der Ferne, Truthühner laufen in das Gebüsch und Fasanen schwirren von meinem Pfade auf.

Wo sind die Eigenthümer dieser Ländereien, dieser Heerden und Vögel? Wo sind die Häuser — die Paläste, welche zu diesen fürstlichen Parks gehören sollten? Ich blicke um mich, und erwarte die Zinnen hoher Burgen hinter den Hainen auftragen zu sehen. Aber nein. Auf hunderte von Meilen in die Runde entsendet kein Schornstein seinen Rauch. Trotz ihres bebauten Aussehens wird diese Gegend doch nur von dem mit Mocassin bekleideten Fuße des Jägers und seines Feindes, des rothen Indianers, betreten.

Dies sind die „Mottes“ — die Inseln des Prairiemeeres.

*

Ich bin im tiefen Walde; es ist Nacht und das Holzfeuer wirft seinen zinnoberrothen Glanz malerisch auf die Gegenstände, welche unsern Bivouac umgeben. Mächtige Stämme stehen rund um uns her, und massive, graue, riesenhafte Aeste strecken sich über uns aus. Ich betrachte die Rinde. Sie ist zersprungen und hängt in breiten, nach außen gekraus'ten Schuppen, fast langen, schlangenartigen Parasiten gleichend, von Baum zu Baum und umschlingt die Stämme, als ob sie sie erdrücken wollte. Zu meinem Haupte sind keine Blätter sichtbar, sie sind reif geworden und abgefallen, aber das weiße spanische Moos, welches guirlandenartig die Aeste schmückt, hängt weinend herab, wie die Draperie eines Sterbebettes.

Umgestürzte, halb vermoderte Stämme von mehreren Ellen im Durchmesser liegen auf dem Boden. Ihre Enden zeigen große Höhlungen, wo das Stachelschwein und Opassine gegen die Kälte Schutz gesucht haben.

Meine Kameraden liegen, in ihre Decken gewickelt, auf dem abgestorbenen Laub ausgestreckt — und schlafen. Sie haben die Füße dem Feuer zugewendet und ihre Köpfe ruhen in der Höhlung ihrer Sättel. Die Pferde stehen um einen Baum, um dessen untere Aeste sie gebunden sind, und schienen ebenfalls zu schlafen. Ich bin wach und lausche. Der Wind hat sich erhoben; er pfeift in den Bäumen und macht die langen, weißen, wipelartigen Moosguirlanden erzittern. Er verursacht eine wilde, wehmüthige Musik. Sonst vernehme ich nur wenig Töne, und der Laubfrosch und die Cicade schweigen. Ich höre das Prasseln der Fichtenknoten im Feuer — das Rascheln des trockenen Laubes, welches von einem Wirbelstoße aufgetrieben wird — das Uhu der weißen Eule — das Bellen des Waschbärs und von Zeit zu Zeit das jammernde Geheul der Wölfe. Dies sind die nächtlichen Stimmen des Winterwaldes. Es sind wilde Klänge, und doch giebt es in meinem Herzen eine Saite, welche unter ihrem Einflusse vibriert, und mein Geist färbt sich mit Romantik, während ich daliege und ihnen lausche.

*

Der Wald im Herbst — noch im Besitz seines vollen Laubes. — Die Blätter sind so bunt gefärbt, daß sie Blumen gleichen. Sie sind roth und gelb und goldig und braun. Der Wald ist jetzt warm und köstlich und die Vögel flatterten zwischen den beladenen Zweigen umher. Das Auge schweift entzückt in langen Durchsichten hinab und über sonnenhelle Lichtungen. Es wird von dem blitzenden, bunten Gefieder, dem goldenen Grün des Papagey's, dem Blau der Elster und den orangenen Schwingen des Oriol angezogen. Der Scharlachvogel flattert tiefer unten in dem Dickicht von grünen Papapflanzungen, oder unter den bernsteinfarbigen Blättern der Buchen. Hunderte von winzigen Schwingen flattern durch die Oeffnungen und glitzern in der Sonne, wie Edelsteine.

Die Luft ist von Musik, von süßen Tönen der Liebe erfüllt. Das Bellen des Eichhorns, das Girren gepaarter Tauben, das Ra-ta-ta des Hähers und das beständige, tactmäßige Zirpen der Cicade erklingen alle zusammen. Hoch oben auf einem Zweige des Wipfels läßt der Spottvogel seine nachahmenden Töne erschallen, als ob er alle übrigen Sänger zum Schweigen bringen wolle.

*

Ich bin in einer Region von brauner, nackter Erde und gebrochnen Umrissen. Es sind Felsen und Klüfte und Flecken unfruchtbarren Bodens. Seltsame vegetabilische Gestalten wachsen in den Klüften und hängen in den Felsen. Andere sind von kugelförmigen Gestalten und ruhen auf der Oberfläche der dünnen Erde; noch andere erheben sich scheidelrecht zu einer großen Höhe, wie geschnitzte, canellirte Säulen; einige treiben Aeste — gekrümmte zottige Aeste, mit haarigen,

ovalen Blättern, und doch haben alle diese vegetabilischen Formen in ihrer Farbe, ihren Früchten und Blüten eine Gleichartigkeit, welche verkünden, daß sie zu einer Familie gehören: es sind Cactusarten. Ich befinde mich in einem mexicanischen Nopalwalde. Mein Auge erblickt noch eine andere eigenthümliche Pflanze. Sie treibt lange, dornige, abwärts gekrümmte Blätter. Es ist die Agave, die weit berühmte Mezcalpflanze von Mexico. Hier und da mischen sich Acacien- und Mezquitabäume, die Bewohner der Wüste, unter die Cacteen. Kein heiterer Gegenstand gewährt dem Auge Abwechslung, kein Vogel ergießt seine Melodien in das Ohr, die einsame Eule flattert hinweg in das undurchdringliche Dickicht — die Klapperschlange gleitet in seinem Schatten dahin, und der Coyote schleicht durch seine stillen Räume.

*

Ich habe einen Berg nach dem andern erstiegen und immer noch sehe ich, hoch über mir, von nie schmelzendem Schnee gekrönt, Gipfel aufragen. Ich stehe auf überhängenden Klippen und schaue in unter mir gähnende Schlünde hinab, die im Schweigen der Verödung schlafen. Große Felsentrümmer sind in sie gefallen, und liegen übereinandergeschichtet da; andere hängen drohend über, als warteten sie auf eine Erschütterung der Atmosphäre, die sie aus ihrem Gleichgewicht schleudern sollte. Düstere Abgründe flößen mir Furcht ein und vor meinen Augen verschwimmen die Gegenstände in schwindelnder Ohnmacht. Ich halte mich an einen Fichtenstamm, oder an eine Ecke eines festen Felsens.

Ueber mir, unter mir, um mich her sind in chaotischer Verwirrung Berge gehäuft. Die einen sind nackt und kahl, die andern zeigen Spuren von Vegetation in den dunkeln Nadeln der Fichte und Ceder, deren verkrüppelte Gestalten halb auf den Klippen wachsen, halb von ihnen herabhängen. Hier ragt ein kegelförmiger Gipfel herauf, bis er in Schnee und Wolken verschwindet. Dort erhebt ein Bergrücken seine scharfen Umrisse gegen den Himmel, während auf seinen Abhängen mächtige Granitgerölle liegen, die, wie von Titanenhänden hinabgeschleudert, aussehen.

Ein furchtbares Ungeheuer — der graue Bär — schleppt seinen Körper über die hohen Bergrücken dahin; der Carcajou kauert auf den überhängenden Felsen und erwartet das Elenn, welches auf seinem Wege nach dem Wasser unter ihm vorüberkommen muß, und das wilde Schaf springt von Klippe zu Klippe, um sein scheues Weibchen zu suchen. Auf dem Fichtenaste wetzt der Aasgeier seinen schmutzigen Schnabel, und der über Allen schwebende Kriegsadler zeichnet sich scharf gegen das blaue Himmelsfeld ab!

Dies sind die Felsengebirge — die amerikanischen Anden, — die colossale Wirbelsäule des Continents!

*

So sieht es im wilden Westen aus — dies sind die Decorationen unseres Drama's.

Wir wollen den Vorhang aufziehen und die Personen auf die Bühne bringen.

Zweites Kapitel.

Die Prairiekauflente.

„Neworleans, den 3. April 18—

„Lieber St. Vrain!

„Unser junger Freund Henry Haller geht nach St. Louis, um malerische Gegenden aufzusuchen. Sorgen Sie dafür, daß er gehörig eingeweiht wird.

Der Ihre,

Louis Walton.

„An Charles St. Vrain, Esq. Planters Hotel.

St. Louis.“

Mit dieser lakonischen Epistel schiffte ich mich am 10. April in St. Louis ein und fuhr nach Planters Hotel. Nachdem ich mein Gepäck untergebracht und mein Pferd (meinen Liebling, der mich begleitet hatte) eingestellt, zog ich ein reines Hemd an, stieg in das Comptoir hinab und fragte nach Mr. St. Vrain.

Er war nicht da, er war vor mehreren Tagen den Missouri hinaufgegangen.

Dies war ein unerwarteter Schlag, da ich keine andere Empfehlung nach St. Louis mitgebracht hatte; aber ich bemühte mich, die Rückkehr Mr. St. Vrains abzuwarten. Man glaubte, daß er in weniger als einer Woche zurück sein werde.

Ich bestieg täglich mein Pferd und ritt nach den Hügeln und auf die Prairie hinaus, ich schlenderte in dem Hotel umher und tauchte meine Cigarre unter seinen schönen Arkaden, ich trank Sherry Cobblers im Salon und studirte im Lesezimmer die Journale.

Mit derartigen Beschäftigungen schlug ich den ganzen Tag lang die Zeit todt.

In dem Hotel war eine Gesellschaft von Männern abgestiegen, die einander gut zu kennen schienen. Ich könnte sie eine Clique nennen, aber das ist kein gutes Wort, und drückt das, was ich meine, nicht gut aus. Sie schienen eher eine Schaar befreundeter jovialer Gesellen zu sein. Sie durchstreiften zusammen die Straßen und saßen nebeneinander an der *table d'hôte*, wo sie gewöhnlich noch lange sitzen blieben, nachdem die regelmäßigen Tischgäste sich entfernt hatten. Ich bemerkte, daß sie die theuersten Weine tranken und die feinsten Cigarren, welche im Hause zu erhalten waren, tauchten.

Diese Männer zogen meine Aufmerksamkeit an; mir fiel ihr eigenthümliches Benehmen, ihre aufrechte, indianerartige Haltung auf den Straßen, und die jugendliche Heiterkeit, welche den westlichen Amerikaner so sehr charakterisirt, auf.

Sie trugen eine beinahe gleiche Kleidung: schönes schwarzes Tuch, weiße Wäsche, Atlas und Diamantnadeln. Ihre Backenbärte waren breit, aber kurz verschnitten, und Mehrere von ihnen trugen Schnurrbärte. Ihr Haar fiel wallend über ihre Schultern und Mehrere von ihnen hatten ihre

Hemdkragen umgeschlagen und ließen gesund aussehende sonnverbrannte Kehlen erblicken. Mir fiel eine gewisse Aehnlichkeit ihrer Physiognomien auf. Ihre Gesichter glichen einander nicht, aber es lag eine unverkennbare Gleichartigkeit im Ausdrucke des Auges — ohne Zweifel das Zeichen, welches gleichmäßige Beschäftigung und Erfahrung gemacht hatten.

Waren es Spieler? Nein, die Hände des Spielers sind weißer, er hat mehr Juwelen an seinen Fingern, seine Weste ist von einem bunten Muster und eine ganze Kleidung wird prunkender und supereleganter sein. Ueberdies mangelt dem Spieler die Miene freien, ungezwungenen Selbstvertrauens, er wagt sie nicht anzunehmen. Er darf im Hotel wohnen, aber er muß sich ruhig, zurückhaltend benehmen. Der Spieler ist ein Raubvogel, und seine Gewohnheiten sind, wie die aller Raubvögel, schweigend und einsam. Sie gehören nicht diesem Stande an.

„Wer sind diese Männer?“ fragte ich einen neben mir Sitzenden, indem ich auf die Männer, von denen ich gesprochen habe, blickte.

„Die Prairie-Männer.“

„Die Prairie-Männer?“

„Ja, die Santa-Fé-Händler.“

„Händler!“ wiederholte ich einigermaßen überrascht, da ich solche Eleganz nicht mit meinen Ideen vom Handel und den Prairien vereinigen konnte.

„Ja,“ fuhr der mir Auskunft Ertheilende fort, „jener starke, hübsche Mann in der Mitte ist Bent — Bill Bent, wie er genannt wird. Der Herr zu seiner Rechten ist der junge Sublette; der andere, der zu seiner Linken steht, ist einer von den Choteaus, und jener dort ist der nüchterne Jerry Volger.“

„Dies sind also die berühmten Prairiekaufleute?“

„Ganz richtig.“

Ich betrachtete sie mit zunehmender Neugier. Ich bemerkte, daß sie mich anblickten und daß ich der Gegenstand ihres Gespräches war.

Nach Kurzem trennte sich Einer von ihnen, ein eleganter, feuriger, junger Mann, und schritt zu mir heran.

„Hatten Sie nicht nach Mr. St. Vrain gefragt?“

„Ja!“

„Charles?“

„Ja, das ist der Name.“

„Der bin ich.“

Ich zog meinen Empfehlungsbrief heraus und gab ihn dem Fremden, welcher einen Blick auf seinen Inhalt warf.

„Mein lieber Freund,“ sagte er, indem er herzlich meine Hand erfaßte, „es thut mir vertheufelt leid, daß ich nicht hier war; ich bin erst heute morgen den Fluß herabgekommen. Wie eifrig es von Walton war, daß er seinen Brief nicht an Bill Bent adressirte. Wie lange sind Sie hier?“

„Drei Tage; ich bin am 10. angekommen.“

„Bei Gott, Sie sind verloren. Kommen Sie, damit ich Sie bekannt mache. Herr Bent! Bill Jerry!“ Und im nächsten Augenblicke hatte ich allen Prairiekaufleuten, von welcher Brüderschaft, wie

ich fand, mein neuer Freund St. Vrain ein Mitglied war, die Hand geschüttelt.

„Ist das das erste Läuten?“ fragte Einer, als der laute Schall eines Gong durch die Gallerien klang.

„Ja,“ antwortete Bent, indem er seine Uhr zu Rathe zog, „es ist gerade noch Zeit, uns zu netzen; kommt!“

Bent schritt dem Salon zu, und wir Alle folgten ihm ohne Widerspruch.

Der Frühling war herangekommen und die junge Minze hatte Sprossen getrieben — eine botanische Thatsache, mit welcher meine neuen Freunde vertraut zu sein schienen, da sie sämtlich Mint-Joulep bestellten.

Die Mischung und das Schlürfen des Getränkes erfüllten unsere Zeit aus, bis uns das zweite Anschlagen des Gong zu Tische rief.

„Sehen Sie sich zu uns, Mr. Haller,“ sagte Bent. „Es thut mir leid, daß wir Sie nicht eher gekannt haben; Sie sind einsam gewesen.“

Und hiermit ging er in das Speisezimmer voraus, wohin ihm seine Gefährten und ich folgten.

Ich brauche ein Diner in Planters Hotel in St. Louis, mit seinen Hirschsteaks, seinen Büffelzungen, seinen Prairiehühnern und seinen köstlichen Froschschenkeln aus dem Illinois-Botton nicht zu beschreiben. Nein, ich möchte das Diner nicht beschreiben, und was das, was darauf folgte, betrifft so fürchte ich, es nicht zu können.

Wir saßen da, bis wir den Tisch ganz allein hatten dann wurde das Tischtuch abgenommen und wir begannen Regaliacigarren zu rauchen und Madeira zu zwölf Dollar die Flasche! zu trinken. Dieser wurde von Jemandem nicht in einzelnen Flaschen, sondern halbdutzendweise bestellt!

Bis hierher habe ich die Erinnerung noch gut genug, und weiß auch, daß, wenn ich eine Weinkarte oder einen Bleistift zur Hand nahm, diese Gegenstände aus meinen Fingern gezogen wurden. Ich erinnere mich, Gespräche von wilden Abenteuern unter den Pawnees und Comanchen und den Schwarzfüßen angehört zu haben, bis ich von Interesse erfüllt wurde und einen Enthusiasmus für das Prairieleben zu fühlen begann. Hierauf fragte mich Einer, ob ich nicht Lust hätte, mich auf eine Reise anzuschließen? Darauf hielt ich eine Rede und schlug vor, meine neuen Bekannten auf ihrer nächsten Reise zu begleiten; und dann sagte St. Vrain, daß ich der rechte Mann für ihr Leben sei, was mir sehr gefiel. Dann sang Jemand ein spanisches Lied, ich glaube zur Guitarre, und ein Anderer tanzte einen indischen Kriegstanz, und darauf erhoben wir uns Alle und sangen im Chor das Lied vom Sternenbanner, und von da an weiß ich weiter nichts, als daß ich am folgenden Morgen mit einem Kopfschmerz erwachte, der mir den Kopf zersprengen zu wollen schien.

Ich hatte kaum noch Zeit gehabt, eine Reflexion über meine Thorheiten vom vergangenen Abend anzustellen, als sich die Thür öffnete und St. Vrain mit einem halben Dutzend meiner Tischgenossen in mein Zimmer stürmte, und ihnen folgte ein Kellner, der mehrere große, mit Eis und einer blaßbernsteinfarbigen Flüssigkeit gefüllte Gläser trug.

„Ein Sherry Cobbler, Mr. Haller,“ rief der Eine, „das Beste auf der Welt für Sie — leeren Sie ihn, mein Junge, es wird Sie in einem Eichhörnchensprunge abkühlen.“

Ich trank die erquickende Flüssigkeit wie es verlangt wurde.

„Nun, mein lieber Freund,“ sagte St. Vrain, „fühlen Sie sich nicht um hundert Procent wohler? Aber sagen Sie mir, ob Sie im Ernste waren, als Sie davon sprachen, mit uns einen Zug über die

Ebenen zu machen? Wir brechen in einer Woche auf. Es wird mir leid thun, mich so bald von Ihnen trennen zu müssen.“

„Aber ich war im Ernste. Ich gehe mit Ihnen, wenn Sie mir nur zeigen wollen, wie ich es anfangen soll.“

„Nichts leichter! kaufen Sie sich ein Pferd.“

„Ich habe eins.“

„Dann einige grobe Kleidungsstücke, — eine Büchse, — ein Paar Pistolen —“

„Halt, halt! — ich habe alle diese Dinge. Das ist es nicht, worauf ich hindeute, sondern dies: Sie, meine Herren, bringen Waaren nach Santa-Fé, Sie verdoppeln oder verdreifachen Ihr Capital mit denselben. Nun habe ich auch zehntausend Dollars hier in einer Bank liegen; was sollte mich verhindern, den Vortheil mit dem Vergnügen zu verbinden und mein Geld ebenso anzulegen, wie Sie?“

„Nichts, nichts! — eine gute Idee,“ antworteten Mehrere.

„Nun, wenn dann Einer von Ihnen die Güte haben will, mit mir zu gehen und mir zu zeigen, welche Arten von Waaren ich für den Markt von Santa-Fé anschaffen soll, so werde ich seine Weinrechnung bei Tische bezahlen, und das ist keine Kleinigkeit, wie ich denken sollte.“

Die Prairiemänner lachten, erklärten, daß sie alle mit mir einkaufen gehen wollten, und nach dem Frühstück brachen wir Arm in Arm *en masse* auf.

Bis zum Diner hatte ich bereits fast meinen ganzen verfügbaren Fonds in gedruckten Callico, langen Messern und Spiegeln angelegt, und nur so viel behalten, um in Independence — dem Punkte, von wo wir nach den Prairien aufbrechen wollten, — einen Maulthierwagen zu kaufen und Gespannführer zu miethen.

Einige Tage darauf dampfte ich mit meinen Gefährten den Missouri hinauf, um den Weg über die pfadlosen Prairien des fernen Westens anzutreten.

Drittes Kapitel.

Das Prairiefieber.

Nach einer Woche, die wir in Independence mit Einkaufen von Maulthieren und Wagen zugebracht hatten, schlugen wir den Weg über die Ebenen ein. Die Caravane enthielt hundert Wagen und beinahe doppelte Anzahl von Gespannführern und Dienern, zwei von den Fuhrwerken enthielten meinen ganzen „Plunder“ und zu ihrer Leitung hatte ich ein paar Leute, dünne, langhaarige Missourier, gemiethet. Ueberdies hatte ich einen canadischen Voyageur Namens Godé, als eine Art von Diener oder Gesellschafter, gemiethet. '

Wo sind die glatten Stutzer aus dem Planters Hotel? Man sollte glauben, daß sie zurückgeblieben wären, da es hier nur Männer mit Jagdhemden und breitkrepigen Hüten giebt. Ja, aber unter diesen Hüten erkennen wir ihre Gesichter, und unter diesen Hemden haben wir dieselben jovialen Burschen, wie vorher. Das seidenglatte Schwarz und die Diamanten sind verschwunden, denn jetzt befinden sich die Händler im Prairiestück. Ich will mich bemühen, eine Idee von dem

Außern meiner Gefährten zu geben, indem ich das meine beschreibe, da ich so ziemlich ebenso gekleidet bin.

Ich trage ein Jagdhemd von gegerbtem Hirschleder. Es ist ein Kleidungsstück, dessen Schnitt sich dem einer antiken Tunika mehr nähert, als irgend einem andern, dessen ich mich entsinnen könnte. Es ist von hellgelber Farbe, schön genäht und gestickt und die Kaputze — denn es hat eine Kaputze — mit aus dem Leder selbst geschnittenen Fransen geziert. Auch der untere Saum hat einen ähnlichen Fransenabsatz und hängt tief herab. Ein paar Reithosen, von Scharlachtuch, bedecken meine Beine bis an die Schenkel, und unter diesen trage ich starke Tuchbeinkleider, schwere Stiefel und schwere messingene Sporen. Ein buntes Baumwollenhemd, ein blaues Halstuch, und ein breiter, runder Guayaquilhut vervollständigen mein Alltagscostüm. Hinter mir, auf meinem Sattel, ist ein hellrother Gegenstand, der in cylindrischer Form zusammengerollt ist, bemerklich. Dies ist mein Mockinow, ein großer Liebling von mir, denn es ist bei Nacht mein Bett und zu andern Zeiten mein Ueberrock. In der Mitte befindet sich ein kleiner Schlitz, durch den ich bei kaltem oder regnerischem Wetter den Kopf stecken kann, wodurch ich bis auf die Knöchel bedeckt bin.

Wie schon erwähnt, sind meine Gefährten ähnlich gekleidet; in der Decke oder den Beinkleidern mag eine Farbenverschiedenheit obwalten, oder das Hemd von anderem Material sein, aber die von mir beschriebene Kleidung kann als Charaktercostüm gelten.

Wir sind Alle so ziemlich gleich bewaffnet und equipirt. Ich meines Theils kann sagen, daß ich bis an die Zähne bewaffnet bin. In meinen Halftern trage ich ein paar von den großen Colt'schen Revolvern, die jeder sechs Schuß enthalten. In meinem Gürtel befindet sich ein zweites Paar, von kleinerer Art, mit fünf Schüssen jeder, außerdem habe ich eine leichte Büchse, was in Allem dreiundzwanzig Schuß ausmacht die ich in eben so vielen Zeitpunkten abgefeuert gelernt habe.

Für den Fall, daß ich mit allem diesen nichts ausrichten kann, trage ich in meinem Gürtel eine lange, schimmernde Klinge, die man ein Bowiemesser nennt. Dieses letztere ist mein Jagdmesser, mein Speisemesser, kurz, ein Messer für jede mögliche Gelegenheit. Als Munitionsstücke habe ich eine Jagdtasche und ein Pulverhorn, welche beide unter dem rechten Arme hängen, ferner besitze ich eine große Kürbisflasche und für meine Rationen einen Futtersack. So geht es allen meinen Gefährten.

Aber wir sind auf verschiedene Weise beritten. Die einen reiten Sattelmaulthiere, die Anderen einen Mustang, während Einige ihre amerikanischen Lieblingspferde mitgebracht haben. Zu dieser Zahl gehöre ich. Ich reite einen dunkelbraunen Hengst, mit schwarzen Beinen und einer Schnauze von der Farbe des verwelkten Farrenkrautes. Er ist ein halber Araber und von den vollkommensten Proportionen. Er heißt Moro, ein spanischer Name, welchen ihm der louisianische Pflanzer gegeben hat, von dem ich ihn kaufte. Ich habe den Namen beibehalten, und er hört gut darauf. Er ist kräftig, schnell und schön. Viele von meinen Freunden fanden unterwegs an ihm Gefallen, und boten mir einen großen Preis für ihn, aber das lockt mich nicht, denn mein Moro dient mir gut, er wird mir mit jedem Tage lieber. Mein Hund Alp, ein Bernhardiner, den ich von einem Schweizer Auswanderer in St. Louis gekauft habe, erhält kaum ein Zehntel meiner Liebe.

Ich finde beim Durchblicken meines Notizbuchs, daß wir wochenlang durch die Prairie reis'ten, ohne daß etwas ungewöhnliches vorgefallen wäre. Für mich waren meine Umgebungen interessant genug, und ich erinnere mich keines merkwürdigen Gemäldes, als der langen Karavane von Wagen — den Schiffen der Prairie — wie sie sich über die Ebene ausbreitete, oder langsam eine sanfte Anhöhe hinaufkroch und mit ihren Planendecken einen schönen Contrast

gegen das tiefe Grün der Erde bildete. Auch bei Nacht war das Lager mit seinen zusammengestellten Wagen und seinen rund umher ausgepflöckten Pferden ein eben so eigenthümliches Gemälde. Die ganze Umgebung war mir neu und erfüllte mich mit Eindrücken eigenthümlicher Art. Die Felsen waren mit hohen Hainen von Cottonholzbäumen bedeckt, deren säulenartige Stämme ein dichtes Laubwerk von Silberblättern stützte. Diese, an verschiedenen Punkten zusammentreffenden Haine verschlossen den Gesichtskreis und theilten die Prairien so von einander, daß wir durch ungeheure, von colossalen Hecken eingefriedigte Felder zu reisen schienen.

Wir setzten über eine Menge von Flüssen, die wir theils durchwateten, theils unsere Wagen über die tieferen und breitem schwimmen ließen. Mitunter sahen wir Hirsche und Antilopen, und unsere Jäger schossen einige von diesen, aber wir waren noch nicht in den Bereich der Büffel gekommen. Einmal hielten wir einen Tag lang an, um uns in einer bewaldeten Flußniederung, wo das Gras reichlich vorhanden und das Wasser reinlich war, zu erquicken. Dann und wann mußten wir auch anhalten, um eine zerbrochene Deichsel auszubessern, oder einen festgefahrenen Wagen aus seinem Schlammbett zu holen.

Ich hatte mit meiner Abtheilung der Caravane nur wenig Mühe. Meine Missourier bewiesen sich als ein paar kräftige, wackere Burschen, die einander aushelfen konnten, ohne aus jedem kleinen Unfall eine verzweifelte Geschichte zu machen.

Das Gras war hervorgesproßt, und unsere Maulthiere und Ochsen wurden, statt mager, mit jedem Tag feister davon. Moro bekam daher einen Antheil von dem Mais, den ich in meinen Wagen mitgebracht hatte, wodurch ich meinen Liebling in trefflichem Zustande erhielt.

Als wir uns dem Arkansas näherten, sahen wir berittene Indianer in den Gebüsch verschwinden. Es waren Pawnees und mehrere Tage lang hingen Wolken von diesen dunklen Krieger an den Säumen der Caravane. Aber sie kannten unsere Stöcke und hielten sich in vorsichtiger Entfernung vor unseren langen Büchsen.

Wir brachten jeden Tag etwas Neues, sowohl in den Vorfällen der Reise, wie in den Eigenthümlichkeiten der Landschaft.

Godé, der abwechselnd Voyageur, Jäger, Trapper und Waldläufer gewesen war, hatte mir in unsern Privatunterredungen eine Einsicht in gar manche Eigenthümlichkeiten der Prairiekenntniß gegeben, und mich so in den Stand gesetzt, eine ganz respectable Figur unter meinen neuen Kameraden zu machen. Auch St. Vrain, dem sein offnes, warmes Benehmen bereits mein Vertrauen erworben hatte, ließ sich keine Mühe verdrießen, mir die Reise angenehm zu machen. Die wilden Galoppe bei Tage, und die noch wilderen Erzählungen an den nächtlichen Lagerfeuern berauschten mich mit der Romantik meines neuen Lebens. Ich war von dem Prairiefieber angesteckt worden.

Meine Gefährten sagten mir dies lachend; aber ich verstand sie damals nicht. Ich wußte später, was sie meinten. Das Prairiefieber! Ja, mir wurde damals diese seltsame Krankheit eingepflegt, sie wurde mit jedem Tage schlimmer. Die Träume der Heimath begannen in mir zu verschwinden, und mit ihnen die illusorischen Ideen so manchen thörichten Strebens. Ebenso erstarben in meinem Herzen die Lockungen der großen Städte, die Erinnerungen an milde Augen und seidene Flechten — die Eindrücke von Liebesempfindungen — die Feinde des menschlichen Glücks — alle erstarben, als ob sie nie gewesen wären, oder ich sie nie gefühlt hätte.

Meine Kräfte, sowohl des Körpers, wie des Geistes, wuchsen; ich empfand eine Elasticität des Geistes und eine Thatkraft des Körpers, die ich noch nie gekannt hatte, ich fühlte eine Freude an

der Thätigkeit. Mein Blut schien wärmer und schneller durch meine Adern zu strömen, und ich glaubte, daß meine Augen ferner reichten. Ich konnte kühn in die Sonne schauen, ohne zu zucken.

Hatte ich einen Theil des göttlichen Wesens eingesogen, welches in diesen mächtigen Einöden lebt und webt und sich regt? Wer kann dies beantworten?

Das Prairiefieber! ich fühle es jetzt noch! Während ich diese Erinnerungen niederschreibe, zucken meine Finger, um den Zügel zu erfassen — meine Knie möchten die Flanken meines edlen Rosses pressen und ziellos über die grünen Wellen der Prairieseel dahinschweifen.

Viertes Kapitel.

Ein Ritt auf einem Büffelstier.

Wir waren seit etwa vierzehn Tagen unterwegs, als wir, etwa sechs Meilen unterhalb der Plum-Butten, den Bogen des Arkansas erreichten, und hier wurden unsere Wagen zusammengefahren und wir lagerten uns.

Bisher hatten wir nur wenig von den Büffeln gesehen, nur von Zeit zu Zeit einen einzelnen Stier, oder höchstens zwei bis drei zusammen und diese scheu. Es war jetzt die „Laufzeit“, aber von den großen, liebestollen Heerden war uns keine in den Weg gekommen.

„Dort!“ rief St. Vrain, „ein frischer Feistbuckel zum Abendessen!“

Wir blickten nach der von unserm Freund angedeuteten Richtung im Nordosten — am Rande eines etwas hochgelegenen Tafellandes, unterbrachen fünf dunkle Gegenstände die Linie des Horizontes. Ein Blick reichte hin. Es waren Büffel.

Wir waren eben im Begriff gewesen unsere Sättel abzunehmen; — schnell wurden die Gurtschnallen wieder angezogen — die Steigbügel kamen herabspringen auf und waren augenblicklich unterwegs.

Wir waren Zehn bis Zwölf, die so aufbrachen — die Einen, wie ich, bloß des Vergnügens der Jagd willen, während Andere, die älteren Jäger — das Fleisch im Auge hatten.

Wir hatten nur einen kurzen Tagemarsch gemacht. Unsere Pferde waren noch frisch und in dreimal so viel Minuten waren die drei Meilen, welche zwischen uns und dem Wilde lagen bis auf eine reducirt. Hier wurden wir jedoch „gewindet“. Einige Mitglieder der Gesellschaft, gleich mir, noch Neulinge auf der Prairie, waren gegen die ihnen gegebenen Rathschläge geradeaus geritten und die Büffel spürten unseren Wind. Als wir uns ihnen bis auf eine Meile genähert hatten, warf Einer von ihnen seinen zottigen Kopf auf, schnaubte, schlug mit seinen Hufen auf den Boden, wälzte sich um und um, stand wieder auf und sprengte in vollem Jagen, von seinen vier Gefährten gefolgt, davon.

Es blieben uns jetzt zwei Verfahrungsweisen: entweder die Jagd aufzugeben, oder unsere Pferde anzuspornen und sie einzuholen. Das Letztere wurde gethan und wir gallopirten vorwärts. Plötzlich fanden wir uns, wie es schien, vor einer sechs Fuß hohen Lehmmauer. Es war eine Stufe

zwischen zwei Tafelländern und lief rechts und links so weit das Auge reichen konnte, ohne Spur einer Lücke dahin.

Dies war ein Hinderniß, welches uns zum Anhalten und Nachdenken brachte. Einige schwenkten ihre Pferde herum und begannen zurückzureiten, während ein halbes Dutzend von den besser Berittenen, unter denen sich St. Vrain und ich und mein Voyageur Godé befanden, da sie die Beute nicht so leicht aufgeben wollten, ihren Pferden die Sporen fühlen ließen und die Stufen hinaufsetzten.

Von diesem Punkte aus kostete es uns einen Galopp von fünf Meilen und unseren Pferden einen weißen Schweiß, um den hintersten Büffel — eine junge Kuh, — einzuholen, die, von einer Kugel aus sämtlichen Büchsen der Gesellschaft durchbohrt, zusammenstürzte.

Da die Uebrigen eine Strecke weit voraus waren, und wir Fleisch genug für Alle hatten, hielten wir unsere Pferde an, stiegen ab und begannen das Thier zu häuten.

Diese Operation war unter den geschickten Messern der Jäger nur eine kurze. Wir hatten jetzt Muße zurückzublicken und die Entfernung, welche wir von dem Lager aus gemacht, zu berechnen.

„Volle acht Meilen!“ rief der Eine.

„Wir sind dicht am Wege,“ sagte St. Vrain, indem er auf ein altes Wagengleise deutete, welches die Straße der Santa-Féhändler bezeichnete.

„Nun?“

„Wenn wir ins Lager reiten. so werden wir morgen früh zurückreiten müssen. Es werden sechzehn Meilen extra für unsere Thiere sein.“

„Sehr wahr.“

„Nun. so wollen wir hier bleiben. Hier giebt es Wasser und Gras; dort befindet sich Büffelfleisch und dort drüben eine ganze Wagenladung von Spähnen. Wir haben unsere Decken. — Was brauchen wir mehr?“

„Ich stimme für das Lager, wo wir sind.“

„Jch auch!“

„Ich auch!“

Und in der nächsten Minute flogen die Gurtschnallen auf, unsere Sattel wurden abgenommen und unsere keuchenden Pferde weideten die krausen Büschel des Prairiegrases im Kreise ihrer Cabriestos ab.

Ein krystallheller Bach — ein Arroyo, wie es die Spanier nennen — glitt in südlicher Richtung dem Arkansas zu. Am Ufer dieses Baches, und unter einer seiner Höhen, wählten wir eine Stelle für unsern Bivouak. Das „*Bois de Vache*“ gesammelt, ein Feuer angezündet — und an Stäbchen gespießte Feistrippen zischten bald an der Gluth.

Zum Glück hatten St. Vrain und ich unsere Flaschen bei uns und da jede davon etwa eine Pinte reinen Cognacs enthielt, hielten wir ein ganz leidliches Abendessen. Die alten Jäger hatten ihre Pfeifen und Tabak, mein Freund und ich unsere Cigarren und wir saßen bis zu einer späten Stunde rauchend und wilden Erzählungen von Gebirgsabenteuern zuhörend, um die flammenden Kohlen.

Endlich wurden die Wachen bestimmt — die Lariats kürzer gemacht — die Piketpfähle eingetrieben und meine Kameraden rollten sich in ihre Decken, legten ihren Kopf in die Hohlung des Sattels und schliefen bald ein.

In unserer Gesellschaft befand sich ein Mann, Namens Hibbets, dem seine Gewohnheit der Schlafsucht den Spitznamen Schlafmütze verschafft hatte. Aus diesem Grunde war ihm die erste Wache, als die wenigst gefährliche angewiesen worden. Da die Indianer selten ihre Angriffe unternehmen als bis zur Stunde des tiefsten Schlafes, kurz vor Anbruch des Tages.

Hibbets war auf seinem Posten — die Höhe des Uferhanges — geklettert, von wo aus er die uns umgebende Prairie überschauen konnte.

Ich hatte vor Einbruch der Nacht eine sehr schöne Stelle am Ufer des Arroyo, etwa zwanzig Schritt vom Schlafplatze meiner Kameraden, bemerkt; mir fiel es plötzlich ein, dort zu schlafen. Ich nahm meine Büchse, meinen Mackinaw, und meine Decke, rief der Schlafmütze zu, daß er mich im Fall eines Alarme wecken solle, und begab mich dorthin.

Der allmähig nach dem Arroyo hinabgeneigte Boden war mit weichem, dickem, trockenem Büffelgras bedeckt und bot mir das schönste Bett dar, auf welchem je ein schlaftrunkener Sterblicher gelegen hat. Ich breitete meinen Mackinawrock darauf aus, hüllte meine Decke um mich, und legte mich, mit der Cigarre im Munde nieder, um mich in den Schlaf zu rauchen.

Es war eine herrliche Mondnacht — so hell, daß ich leicht die Farbe der Prairieblumen — der silbernen Euphorbie, der goldenen Sonnenblume und Scharlachmalven unterscheiden konnte, welche die Ufer des Arroyo zu meinen Füßen säumten. In der Luft herrschte eine zauberische Stille, die nur von Zeit zu Zeit durch das Winseln. Des Prairiewolfes, das entfernte Schnarchen meiner Gefährten, und das Geräusch unterbrochen wurde, welches unsere Pferde beim Abweiden des mürben Grases machten.

Ich lag eine gute Weile wach da, bis mich die Cigarre an die Lippen brannte — wir rauchen sie auf den Prairien kurz ab — hierauf spie ich das Stümpfchen aus, legte mich auf die Seite und war bald im Lande der Träume.

Ich konnte kaum einige Minuten schlafen, als ich ein sonderbares Geräusch, wie entfernten Donner oder das Braufen eines Wasserfalles empfand. Der Boden schien unter mir zu zittern.

„Wir werden ein kleines Gewitter haben,“ dachte ich, noch immer halb träumend und halb gegen die Eindrücke von Außen empfänglich, und ich schlug meine Decke enger um mich und schlief wieder ein.

Ich wurde von einem Lärm geweckt, welcher allerdings wie der Donner war, wie das Trampeln von tausend Hufen und das Brüllen von tausend Ochsen.

Die Erde zitterte und hallte wieder. Ich konnte das Geschrei meiner Kameraden, die Stimmen St. Vrains und Godés hören, von denen der Letztere ausrief:

„Sacré! Monsieur, gare les bouffles.“

Ich sah, daß sie die Pferde zusammengeholt hatten und sie eilig unter den Uferhang brachten. Ich sprang auf und warf meine Decke bei Seite. Vor mir befand sich ein furchtbares Schauspiel. Nach Westen zu schien, so weit das Auge reichen konnte, die Prairie in Bewegung zu sein. Ueber ihre wellenförmigen Umrisse rollten schwarze Wogen, als ob ein Vulkan seine Lava über die Ebene ausgieße. Tausend helle Punkte blitzten und schwankten, wie Feuerfunken, der sich bewegenden Oberfläche entlang. Der Boden erzitterte. Männer schrien, Pferde bäumten sich an ihren Leinen

und wieherten wild. Mein Hund lief bellend und heulend um mich her.

Einen Augenblick glaubte ich zu träumen; aber das Schauspiel war zu wirklich, um für eine Vision gehalten werden zu können. Ich sah den Stand der schwarzen Welle keine zehn Schritte mehr von mir und immer noch näher kommen.

Jetzt — erst jetzt erkannte ich die zottigen Mähnen und glühenden Augen der Büffel.

Gott im Himmel, ich bin auf ihrem Wege! sie werden mich zu Tode stampfen!

Es war zu spät, um durch das Laufen eine Flucht zu versuchen. Ich ergriff meine Büchse und feuerte auf den Vordersten der Heerde. Die Wirkung meines Schusses war nicht bemerklich. Das Wasser des Arroyo wurde in mein Gesicht gespritzt, ein mächtiger, den Uebrigen vorauslaufender Stier stürzte sich wüthend und schnaubend über den Bach und den Anhang herauf; ich wurde erhoben und hoch in die Luft geschleudert. Der Stoß warf mich rückwärts — ich fiel auf eine sich bewegende Masse; ich fühlte mich weder verletzt, noch betäubt, wohl aber auf den Rücken mehrerer Thiere, die in der dichten Heerde neben einander liefen, vorwärts getragen. Sie brüllten, über ihre sonderbare Last erschreckt, laut auf und eilten der vordersten Linie zu. Ich wurde von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, entschied mich für das am besten unter mir befindliche, ließ meine Beine rittlings an seiner Seite herabfallen, und faßte seinen Buckel und hielt mich an dem langen Wollenhaar auf seinem Halse fest.

Das Thier wurde von seinem Entsetzen zur Flucht angetrieben, stürzte sich vorwärts und führte in Kurzem die Heerde an.

Dies war gerade das, was ich wünschte und vorwärts ging es über die Prairie — der Stier mit Aufbietung aller seiner Kraft — und ohne Zweifel in dem Glauben, daß er einen Panther oder eine wilde Katze zwischen seinen Schultern sitzen habe.

Ich wollte ihm diesen Glauben nicht nehmen und zog, damit er mich nicht für ganz unschädlich halten und stehen bleiben sollte, mein Bowiemesser, welches mir gerade sehr bequem stak, heraus und stachelte ihn jedesmal, wenn er Symptome von Ermattung zeigte, auf. Bei jeder frischen Berührung des „Sporns“ brüllte er und lief mit verdoppelter Schnelligkeit vorwärts.

Meine Gefahr war immer noch ungemein groß. Die Heerde kam mit einer Fronte von beinahe einer Meile hinter mir heran. Ich würde über sie nicht haben herauskommen können, wenn der Stier stehen geblieben wäre und mich auf der Prairie gelassen hätte.

Trotz der Gefahr, worin ich mich befand, konnte ich doch der Neigung zum Lachen über meine komische Lage nicht widerstehen. Es war mir, als ob ich einer Comödie zusähe.

Wir kamen durch ein „Dorf“ von Prairiehunden. Hier glaubte ich, daß das Thier sich umwenden und zurücklaufen würde. Dies brachte meine Heiterkeit zu einer plötzlichen Pause. Aber der Büffel läuft gewöhnlich in einer Bienenlinie. Zum Glück machte der meine keine Ausnahme von dem Gesetz.

Vorwärts ging es, trotzdem, daß er bis an die Knie einsank, und er warf den Staub von den kegelförmigen Hügeln auf und schnaubte und brüllte vor Wuth und Schrecken.

Die Plum-Butten lagen direct in der Linie unseres Laufes. Ich hatte dies vom Anfang an gesehen und wußte, daß ich sicher sein würde, wenn ich sie erreichen könne. Sie waren etwa drei Meilen von der Uferhöhe, wo wir bivouakirt hatten, entfernt, kamen mir aber auf meinem Ritte wie zehn vor.

Ein kleiner Hügel erhob sich, um mehrere hundert Schritt näher, als die Haupthöhen, über die

Prairie, und auf diese stachelte ich den schäumenden Stier zu, so daß er mich bis hundert Schritte vor ihren Fuß brachte.

Jetzt wurde es Zeit, von meinem dunkeln Gefährten Abschied zu nehmen. Ich hätte ihn tödten können, während ich auf seinem Rücken lehnte; mein Messer ruhte auf dem verwundbarsten Theile seines ungeheueren Körpers.

Nein, ich würde jenen Büffel selbst um den Koh-i-nur nicht getödtet haben.

Ich machte meine Finger aus seinem dicken Vließ los, glitt über seinen Schwanz hinab und lief, ohne ihm gute Nacht zu sagen, so schnell ich konnte der Anhöhe zu. Ich kletterte hinauf, setzte mich auf ein Felsstück und blickte auf die Prairie hinab.

Der Mond schien immer noch hell. Mein Reitstier war nicht weit von der Stelle, wo ich ihn verlassen hatte, stehen geblieben und starrte mit dem Ausdrucke der höchsten Verblüfftheit zurück. Sein Anblick hatte etwas so Komisches, daß ich laut lachen mußte, während ich sicher auf der Anhöhe saß.

Ich blickte nach Südwest. So weit das Auge reichen konnte, war die Prairie schwarz und in Bewegung. Die lebende Welle wälzte sich heran und auf mich zu, aber ich konnte sie jetzt in Sicherheit beobachten. Die Myriaden von wie phosphorisch schimmernden Augen blitzten mir nicht mehr Entsetzen zu.

Die Heerde war immer noch eine halbe Stunde entfernt. Ich glaubte schnelle Lichtblitze zu sehen und den Knall von Schießgewehren an ihrem linken Rande zu hören, war aber meiner Sache nicht gewiß. Ich hatte über das Schicksal meiner Kameraden nachzudenken begonnen, und dies gab mir die Hoffnung, daß sie sicher seien.

Die Büffel näherten sich der Butte, auf welcher ich saß und trennten sich, sobald sie das Hinderniß bemerkten, plötzlich in zwei große Bänder, welche rechts und links um dieselbe dahinjagten. Was mir in diesem Augenblick am merkwürdigsten vorkam, war daß mein Stier — mein Reitstier — statt zu warten, bis seine Kameraden herangekommen sein würden und sich unter die Vordersten einzureihen, plötzlich den Kopf aufwarf und hinweggaloppirte, als ob ihn eine Bande von Wölfen verfolge. Er lief der äußeren Seite der Heerde zu. Als er den Punkt erreicht hatte, welcher ihn über den Seitenrand hinausbrachte, konnte ich sehen, wie er sich den Uebrigen anschloß und mit ihnen weiter lief.

Diese sonderbare Taktik meines früheren Gefährten war mir zu jener Zeit unerklärlich, und ich erfuhr später, daß sie von seiner Seite sehr strategisch klug gewesen war. Wenn er dort, wo ich mich von ihm trennte, geblieben wäre, so würden die vordersten Stiere ihm beim Herankommen für ein Individuum eines anderen Stammes gehalten und ihn jedenfalls mit ihren Hörnern durchbohrt und zerstampft haben.

Ich saß beinahe zwei Stunden lang auf dem Felsen und beobachtete stumm den an mir vorüberrauschenden schwarzen Strom. Ich war auf einer Insel inmitten eines schwarzen, glänzenden Meeres. Einmal kam es mir vor, als bewege ich mich, als segelte die Butte vorwärts, während die Büffel stehen blieben. Es schwindelte mir und ich sprang auf meine Füße, um die seltsame Täuschung zu verscheuchen.

Der Strom wälzte sich vorwärts und endlich waren die hintersten Nachzügler vorüber. Ich stieg vom Hügel herab und begann, mich über die schwarze zerstampfte Erde hinwegzutasten. Was vor Kurzem grüner Rasen gewesen war, zeigte jetzt das Aussehen eines frisch gepflügten, von Ochsengespannen zerstampften Bodens.

Eine Anzahl von weißen Thieren, welche einer Schafherde ähnelten, zog in meiner Nähe vorüber. Es waren Wölfe, die an den Säumen der Büffelherde hineilten.

Ich eilte in südlicher Richtung dahin. Endlich hörte ich Stimmen und konnte im hellen Mondschein mehrere Reiter in Kreisen über die Ebene galoppiren sehen. Ich schrie „Holla!“ Eine Stimme antwortete der meinen und einer von den Reitern galoppirte heran. Es war St. Vrain.

„Ei, Gott behüte uns, Haller!“ rief er, indem er anhielt und sich aus seinem Sattel bückte, um mich besser betrachten zu können; „sind Sie es, oder ist es Ihr Geist. So wahr ich hier sitze, es ist der Mann selbst, und gesund und wohl?“

„Ich habe mich nie wohler gefühlt.“

„Aber woher kommen Sie — aus den Wolken? — vom Himmel? — woher?“ und seine Frage wurde von den Uebrigen wiederholt, die mir in diesem Augenblicke die Hände schüttelten, als ob sie mich seit einem Jahre nicht gesehen hätten.

Godé schien unter der ganzen Gesellschaft der Verblüffteste zu sein.

„*Monsieur* überrannt — von einer Million verdammter Büffel zerstampft — *et pas port! Cr-r-ré matin.*“

„Wir spürten nach Ihrem Körper, oder vielmehr nach seinen Ueberbleibseln!“ sagte St. Vrain; „wir hatten jeden Fuß breit der Prairie auf eine Meile in der Runde durchsucht und waren beinahe zu dem Schlusse gelangt, daß die wüthenden Thiere Sie verzehrt hätten.“

„Den Herrn verzehrt — nein, drei Millionen Büffel würden mich nicht verzehren — *mon dieu!* — Ha, Schlafmütze soll zum Teufel gehen.“

Dieser Ausruf des Canadiers richtete sich auf Hibbeth, der meine Kameraden nicht von der Stelle, wo ich lag, benachrichtigt, und mich auf diese Weise in eine so gefährliche Lage versetzt hatte.

„Wir sahen, wie Sie in die Luft geschleudert wurden,“ fuhr St. Vrain fort, „und wie Sie mitten in die dichteste Masse fielen. Dann gaben wir Sie natürlich auf; aber wie im Namen Gottes sind Sie davon gekommen?“

Ich erzählte meinen verwunderten Kameraden mein Abenteuer.

„*Par dieu!*“ rief Godé; „*un garçon très pizarre — une aventure trèsmerveilleuse.*“

Von jener Stunde an wurde ich auf den Prairien als ein Capitain betrachtet.

Meine Kameraden hatten gute Arbeit gemacht, wie es ein Dutzend auf der Ebene liegender dunkler Gegenstände bewies. Sie hatten meine Büchse und meine Decken, von denen die Letztere in die Erde gestampft gewesen war, gefunden.

St. Vrain hatte noch einige Tropfen in seiner Flasche, und nachdem wir diese getrunken und die Wache wieder ausgestellt hatten, kehrten wir zu unseren Prairiebetten zurück und durchschliefen die Nacht.

Fünftes Kapitel.

Eine schlimme Lage.

Einige Tage darauf stieß mir ein zweites Abenteuer zu und ich begann zu denken, daß ich zu einem Helden unter den Gebirgsmännern bestimmt sei.

Eine kleine Abtheilung von den Kaufleuten, worunter auch ich mich befand, war der Caravane vorausgezogen. Es war unsere Absicht, ein paar Tage vor den Wagen in Santa-Fé anzukommen, um mit dem Gouverneur Alles zu ihrem Einzuge in die Provinz vorzubereiten. Wir schlugen den Weg über den Cimmaron ein.

Unsere Reise führte etwa hundert Meilen durch eine öde Wüste, ohne Wild und fast ohne Wasser. Die Büffel waren bereits verschwunden und die Hirsche eben so selten. Wir mußten uns mit dem gedörrten Fleische begnügen, welches wir aus den Ansiedelungen mitgebracht hatten. Wir befanden uns in der Beifußwüste. Dann und wann konnten wir eine einzelne Antilope vor uns aufspringen sehen, aber sie hielten sich stets fern, außer Schußweite; auch sie schienen ungewöhnlich scheu zu sein.

Als wir am dritten Tage, nachdem wir die Caravane verlassen hatten, in der Nähe des Cimmaron hinritten, glaubte ich, den gehörnten Kopf hinter einer Anschwellung der Prairie verschwinden zu sehen. Meine Gefährten waren zweiflerisch und wollten nicht mit mir gehen, weshalb ich allein vom Wege abschwenkte und aufbrach. Einer von den Zurückgebliebenen — denn Godé war bei der Caravane — nahm meinen Hund an sich, da ich ihn nicht mitnehmen wollte, um die Antilopen nicht aufzuscheuchen. Mein Pferd war frisch und gutwillig, und ich wußte, daß ich, mochte ich auch unglücklich auf der Jagd sein, oder nicht, die Gesellschaft bis zur Lagerzeit leicht einholen konnte.

Ich steuerte direct auf die Stelle zu, wo ich den Gegenstand gesehen hatte, und sie schien nur etwa eine halbe Meile vom Wege entfernt zu sein. Sie war aber weiter, was in der krystallhellen Atmosphäre jener hochliegenden Gegend eine gewöhnliche Augentäuschung ist.

Der seltsam geformte Hügelrücken — ein *couteau des prairies* im Kleinen — zog von Osten nach Westen, quer durch die Ebene; ein Theil seiner Höhe war mit einem Cactusdickicht bedeckt. Auf dieses Dickicht ritt ich zu.

Ich stieg am Fuße der Anhöhe ab, führte mein Pferd still unter die Cactuspflanzen hinauf und band es an einen von den Zweigen. Hierauf schlich ich vorsichtig durch die dornigen Blätter auf die Stelle zu, wo ich das Wild gesehen zu haben glaubte.

Zu meiner Freude war es nicht bloß eine Antilope, sondern ein Paar von diesen schönen Thieren ästen ruhig, aber leider zu weit entfernt, um von meiner Büchse erreicht zu werden. Sie waren volle dreihundert Schritte von mir auf einem glatten, beras'ten Abhange. Ich hatte nicht einmal einen Salbeibusch zur Deckung, wenn ich versuchen sollte, mich ihnen zu nähern. Was war zu thun?

Ich lag mehrere Minuten da und dachte über die verschiedenen Kunftgriffe nach, welche die Jäger zum Fangen der Antilope kennen. Sollte ich ihren Ruf nachahmen? — sollte ich mein Taschentuch schwenken, und sie heranzulocken versuchen?

Ich sah, daß sie dafür zu scheu waren, denn sie warfen in kurzen Zwischenräumen ihre graziösen Köpfe auf und sahen sich forschend um. Ich erinnerte mich an die rothe Decke auf meinem Sattel. Ich konnte diese auf die Cactusbüsche hängen — vielleicht lockte sie diese an.

Ich hatte keine Alternative und wendete mich, um die Decke zu holen, als plötzlich mein Auge

auf einer lehmfarbigen Linie ruhen blieb, die jenseits der Stelle, wo die Thiere as'ten, quer über die Prairie lief. Es war eine Unterbrechung der Oberfläche der Ebene, ein Büffelweg — oder das Bett eines Arroyo — und in beiden Fällen gerade die Bedeckung, welche ich brauchte — denn die Thiere waren keine hundert Schritte davon entfernt und kamen ihr immer noch näher. Ich schlich aus dem Dickicht zurück und lief an dem Abhänge bis zu einem Punkte, wo ich bemerkt hatte, daß der Hügelrücken bis zu dem Niveau herabgesunken war. Hier sah ich mich zu meiner Ueberraschung am Ufer eines breiten Arroyo, dessen klares, seichtes Wasser langsam über ein Bett von Sand und Kalk lief.

Die Ufer waren niedrig — nicht mehr als drei Fuß über der Wasserfläche, außer an der Stelle, wo der Hügelrücken an den Bach stieß. Hier befand sich ein ziemlich hoher Uferrand, um dessen Fuß ich eilte, in das Bett hinabstieg, und aufwärts zu wagen begann.

Wie ich erwartet hatte, kam ich bald an eine Krümmung, wo der Bach, nachdem er mit dem Hügelrücken parallel gelaufen war, abbog und eine Schlucht durch ihn gerissen hatte. Hier blieb ich stehen und blickte vorsichtig über das Ufer. Die Antilopen hatten sich dem Arroyo bis auf weniger als Büchschußweite genähert, waren aber noch weit über dem Punkte, wo ich mich befand.

Sie äs'ten fortwährend in aller Ruhe und ahnten keine Gefahr. Ich bückte mich von Neuem und wandelte weiter.

Es war eine schwierige Aufgabe, auf diese Weise vorwärtszugehen. Das Bett des Baches war weich und nachgiebig und ich mußte langsam und leise auftreten, um das Wild nicht zu verscheuchen, aber meine Anstrengungen wurden durch die Aussicht auf frisches Wildpret zum Abendessen angefeuert.

Nach einem langweiligen Waten von mehreren hundert Schritten lang, kam ich einem kleinen Gebüsch von Wermuthspflanzen, die am Ufer wuchsen, gegenüber an.

„Jetzt werde ich wohl hoch genug sein,“ dachte ich, „und dies kann mir zur Deckung dienen.“

Ich erhob meinen Körper allmählig, bis ich durch die Blätter sehen konnte. Ich befand mich an der rechten Stelle.

Jetzt legte ich meine Büchse an die Schulter, hielt sie auf das Herz des Bockes und feuerte. Das Thier sprang vom Boden auf und fiel leblos zurück.

Ich war im Begriff daraufzustürzen und mich meiner Beute zu versichern, als ich bemerkte, daß die Kuh, statt davonzulaufen, wie ich erwartet hatte, zu ihrem gestürzten Männchen heranging und ihre spitze Nase an seinen Körper drückte. Sie war nicht mehr als zwanzig Schritt von mir entfernt und ich konnte deutlich sehen, daß ihr Blick ein fragender und verwirrender war. Plötzlich schien sie die traurige Wahrheit zu begreifen; sie warf den Kopf auf und begann das kläglichste Geschrei auszustoßen, indem sie im Kreise um den Körper lief.

Ich stand schwankend da. Mein erster Impuls war der gewesen, wieder zu laden und die Kuh zu tödten, aber ihre klagende Stimme drang mir in's Herz und vertrieb alle feindseligen Absichten.

Wenn ich mir hätte träumen lassen, daß ich dieses schmerzliche Schauspiel erblicken sollte, so würde ich den Weg nicht verlassen haben.

Das Unheil war aber jetzt geschehen.

„Ich habe etwas Schlimmeres gethan, als sie getödtet,“ dachte ich, „es wird am besten sein, sie sofort niederzustrecken.“

Von diesen Gründen der für sie verderblichen Menschlichkeit bewogen, setzte ich den Kolben meiner Büchse auf und lud. Mit bebender Hand erhob ich die Waffe von Neuem und feuerte. Meine Nerven waren fest genug, um das Werk zu verrichten.

Als sich der Dampf verzog, konnte ich das kleine Geschöpf, blutend auf dem Grase, mit an dem Körper seines ermordeten Männchens ruhendem Kopfe, liegen sehen.

Ich nahm meine Büchse auf die Schulter und wollte auf sie zugehen, als ich zu meinem Erstaunen fand, daß ich an den Füßen festgehalten wurde.

Es war, als ob meine Beine in einen Schraubstock gespannt wären.

Ich machte einen Versuch, um mich zu befreien, einen zweiten, noch heftigeren und ebenso erfolglos und beim dritten verlor ich das Gleichgewicht und fiel rückwärts in das Wasser.

Halb erstickt erlangte ich meine aufrechte Stellung wieder, aber nur, um zu finden, daß ich noch eben so festgehalten wurde, wie vorher.

Abermals rang ich, um meine Beine zu befreien, ich konnte sie weder rückwärts, noch vorwärts, weder zur Rechten noch zur Linken bewegen, und bemerkte, daß ich allmalig hinabging, und erst jetzt wurde mir die furchtbare Wahrheit klar — ich versank im Trieb sand.

Ich wurde von einem Gefühl des Entsetzens ergriffen. Ich erneuerte meine Anstrengungen mit der Energie der Verzweiflung, ich lehnte mich auf die eine Seite und dann auf die andere, daß ich beinahe meine Knie aus den Gelenken riß — meine Knie blieben aber fest — ich konnte sie keinen Zoll breit bewegen.

Der weiche Sand stand bereits über meine pferdledernen Stiefeln und zwängte sie um meine Knöchel ein, so daß ich sie nicht ausziehen vermochte und ich konnte fühlen, daß ich immer noch langsam, aber sicher sank, als ob ein unterirdisches Ungeheuer mich gemächlich hinabziehe.

Dieser Gedanke erfüllte mich mit neuem Entsetzen und ich rief laut nach Hilfe.

Von wem sollte ich sie erwarten? Mehrere Meilen von mir war kein Mensch — kein lebendes Wesen — ja, das Wiehern meines Pferdes antwortete mir vom Hügel und spottete meiner Verzweiflung. Ich beugte mich vorwärts, so gut es meine gezwungene Lage gestattete und begann rasend den Sand aufzureißen. Ich vermochte kaum die Oberfläche zu erreichen und die kleine Höhlung, welche ich machte, füllte sich fast eben so schnell wieder auf.

Plötzlich fiel mir etwas ein. Meine Büchse konnte mich, wenn ich sie horizontal legte, stützen. Ich sah mich nach ihr um — sie war nirgends zu gewahren. Sie war bereits in den Sand gesunken.

Konnte ich meinen Körper flach niederwerfen und mich am Tiefsinken verhindern? — Nein, das Wasser war zwei Fuß tief, ich würde sofort ertrunken sein.

Diese letzte Hoffnung verließ mich fast eben so schnell, als ich sie gefaßt hatte. Ich konnte mich auf keinen Plan zu meiner Rettung besinnen, ich konnte keinen weiteren Versuch machen. Eine seltsame Betäubung bemächtigte sich meiner, selbst meine Gedanken wurden gelähmt. Ich wußte, daß ich wahnsinnig wurde — für den Augenblick war ich wahnsinnig.

Nach einiger Zeit kehrte meine Besinnung zurück; ich machte einen Versuch, meinen Geist von seiner Lähmung zu befreien, um dem Tode, den ich jetzt für gewiß hielt, entgegenzutreten, wie es einem Manne geziemt.

Ich stand aufrecht, meine Augen waren bis auf das Niveau der Prairie gesunken und ruhten auf den noch blutenden Opfern meiner Grausamkeit. Mein Herz tadelte mich; beim Anblick erlitt ich eine Vergeltung Gottes.

Mit gedemüthigten und reuigen Gedanken wendete ich mein Gesicht zum Himmel und fürchtete beinahe, daß ein Zeichen des Zorns des Allmächtigen von dort auf mich herabschauen werde. — Aber nein, die Sonne schien noch eben so heiter, wie sonst, und die blaue Decke der Welt war wolkenlos.

Ich blickte aufwärts und betete mit einer Innigkeit, welche nur den Herzen von Männern, die sich in Lagen der Gefahr, wie die meine, befanden, bekannt ist.

Während ich aufblickte, erregte ein anderer Gegenstand meine Aufmerksamkeit.

Am Himmel unterschied ich die Umrisse eines großen, dunkeln Vogels; ich wußte, daß er der Abdecker der Ebene — der Aasgeier war. Woher war er gekommen? wer weiß es. Weit, jenseit des Bereichs des menschlichen Auges hatte er die getödteten Antilopen gesehen, oder gespürt und senkte sich jetzt auf den breiten, stummen Schwingen zum Schmaus der Getödteten herab.

In Kurzem erschien ein zweiter und ein dritter und noch viele andere an dem blauen Himmelsfelde und sie schwenkten und kreis'ten schweigend der Erde zu. Hierauf kam der vorderste auf den Rasen nieder und flatterte, nachdem er sich einen Augenblick umgeschaut hatte, zu seiner Beute.

Nach wenigen Secunden war die Prairie von schmutzigen Vögeln geschwärzt, die auf den todten Antilopen umherkletterten und mit den Flügeln gegen einander anschlügen, während sie mit ihren stinkenden Schnäbeln die Augen der Beute aufrissen.

Und nun kamen magere Wölfe, feig und hungrig, aus dem Cactusdickicht geschlichen und liefen über die grünen Wellen der Prairie daher. Diese trieben nach einer kurzen Schlacht die Geier davon und zerrissen die Beute, knurrend und tückisch nach einander schnappend.

Dem Himmel sei Dank! davon wenigstens werde ich verschont bleiben.

Ich wurde bald von dem Anblick erlös't; meine Augen waren unter das Niveau des Ufers gesunken. Ich hatte zum letzten Male auf die schöne, grüne Erde geblickt. Ich konnte jetzt blos noch die lehmigen Wände sehen, zwischen welchen der Fluß dahinströmt, und das achtlos an mir vorübergleitende Wasser wahrnehmen.

Nochmals heftete ich meinen Blick auf den Himmel und versuchte, mich fromm in mein Schicksal zu ergeben.

Trotz meinen Bemühungen, ruhig zu bleiben, überkamen mich die Erinnerungen an irdische Freuden und Freunde und an die Heimath, und ließ mich von Zeit zu Zeit in wilde Paroxysmen ausbrechen und neue, aber fruchtlose Kämpfe austeilen.

Abermals wurde meine Aufmerksamkeit von dem Wiehern meines Pferdes erregt.

Ein Gedanke machte sich in meinem Geiste Raum und erfüllte mich mit neuen Hoffnungen. Vielleicht mein Pferd —!

Ich versäumte keinen Augenblick. Ich erhob meine Stimme, so laut ich konnte, und rief das Thier beim Namen. Ich wußte, daß es auf meinen Ruf kommen würde. Ich hatte es nur leicht angebunden; der Cactuszweig mußte abreißen. Ich rief es abermals und in Worten, die ihm bekannt waren.

Ich lauschte mit hochklopfendem Herzen. Auf einen Augenblick war Alles still, dann hörte ich seinen schnellen Hufschlag, als ob sich das Thier bäume und frei zu machen bestrebe, dann konnte ich hören, wie es in einem taktmäßigen Galopp herankam.

Die Töne kamen näher — näher und immer deutlicher, bis das herrliche Thier auf das Ufer über mich sprang. Hier blieb es stehen, warf seine Mähne zurück und stieß ein schrilles Wiehern aus. Es war verwirrt und schaute sich lautschnaubend nach allen Seiten ringsum.

Ich wußte, daß, wenn es mich einmal gesehen hatte, es nicht eher ruhen würde, als bis es seine Nase an mein Gesicht gesteckt hätte — denn dies war seine stete Gewohnheit. Ich streckte meine Hände aus und rief von Neuem die magischen Worte.

Jetzt blickte es herab, nahm mich wahr, streckte sich und sprang in den Bach. Im nächsten Augenblick hielt ich es am Zügel.

Ich hatte keine Zeit zu versäumen. Ich senkte mich immer noch und meine Achselgruben näherten sich schnell der Oberfläche des Triebandes. Ich erfaßte den Lariat, zog ihn unter dem Sattelgurt durch und knüpfte ihn in einen festen Knoten. Hierauf machte ich aus dem herabschleppenden Ende eine Schlinge, die ich um meinen Leib legte. Ich hatte noch zwischen dem Gebißring und dem Gurte ein Stück, welches lang genug war, um das Thier zu leiten und zurückzuhalten, falls das Ziehen meinem Körper zu schmerzlich werden sollte.

Das Thier schien, während ich das that, zu begreifen, was ich vorhatte. Es kannte die Natur des Bodens, auf welchem es stand; denn während der Operation erhob es fortwährend abwechselnd die Füße, um sich am Sinken zu verhindern.

Meine Arrangements waren endlich beendet und ich gab, mit einem Gefühl entsetzlicher Angst, meinem Pferde das Signal, sich vorwärts zu bewegen. Statt mit einem Sprunge davonzugehen, schritt das verständige Thier langsam hinweg, als verstehe es meine Lage.

Der Lariat wurde straff — ich fühlte, wie sich mein Körper bewegte, und im nächsten Augenblicke empfand ich ein wildes, unbeschreibliches Entzücken — als ich bemerkte, daß ich aus dem Sande gezogen war.

Ich sprang mit einem Freudenschrei auf, stürzte auf mein Pferd zu, schlang meine Arme um seinen Hals und küßte es eben so innig, wie ich ein Mädchen geküßt haben würde.

Es beantwortete meine Umarmungen mit einem leisen Winseln, welches mir verkündete, daß ich verstanden wurde.

Ich sah mich nach meiner Büchse um. Zum Glück war sie nicht tief gesunken und ich fand sie bald; meine Stiefeln waren noch dahinten, aber ich hielt mich mit dem Suchen nach ihnen nicht auf, da ich von einer heilsamen Scheu vor dem Orte, wo ich sie zurückgelassen hatte, ergriffen war.

In Kurzem war ich aus dem Arroyo gestiegen, schwang mich auf's Pferd und galoppierte auf den Weg zurück.

Die Sonne war untergegangen, ehe ich in das Lager gelangte, wo ich von den Fragen meiner verwunderten Gefährten: „Haben Sie die Ziegen geschossen? — Wo sind Ihre Stiefeln? — Haben Sie gejagt oder gefischt?“ empfangen wurde.

Ich beantwortete alle diese Fragen mit der Erzählung meiner Abenteuer und war diesen Abend wieder der Held des Lagerfeuers.

Sechstes Kapitel.

Santa-Fé.

Nachdem wir eine Woche lang durch Felsengebirge geklettert waren, stiegen wir in das Thal des Rio del Norte hinab, und gelangten in die Hauptstadt von Neu-Mexico, das weltbeühmte Santa-Fé. Am folgenden Tage traf die Caravane selbst ein, denn wir hatten auf der südlichen Straße Zeit verloren, und die Wagen, welche über den Raton—Paß gezogen waren, hatten eine gute Reise gemacht.

Es wurde uns nicht schwer, sie unter der Bedingung, daß wir fünfhundert Dollars Alcavala-Steuer für jeden Wagen bezahlten, in das Land zu bringen. Dies war eine größere Erpressung, als gewöhnlich, aber die Kaufleute sahen sich gezwungen, sie zu entrichten.

Santa-Fé ist das Entrepot der Provinz und der Hauptsitz ihres Handels. Als wir dort anlangten, schlugen wir unser Lager vor den Mauern auf.

St. Vrain, mehrere andere Waaren-Eigenthümer und ich nahmen unser Quartier in der Fonda, wo wir mittelst des perlenden Weines von El Paso die Mühseligkeiten, die wir auf dem Wege über die Ebenen erduldet hatten, zu vergessen suchten.

Die Nacht nach unserer Ankunft wurde dem Schmausen und Zechen geweiht.

Am folgenden Morgen wurde ich durch die Stimme meines Dieners Godé geweckt, der in der trefflichsten Laune zu sein schien, und ein canadisches Bootslied sang.

„Ah, *Monsieur!*“ rief er, da er mich munter sah, — „heute Abend — *aujourd'hui* — wird es ein Fest geben — einen Ball — was die verdammten Mexicaner Fandango nennen — *très bien Monsieur* — Sie werden einen mexicanischen Fandango sicher mit großem Vergnügen sehen.“

„Nein, meine Landsleute lieben den Tanz nicht so sehr, wie die Ihren.“

„*C'est vrai, Monsieur*; aber ein Fandango ist sehr merkwürdig — Sie werden eine Menge von Pas sehen, Bolero und Walzer, den Waschbärtanz und noch viele andere, die alle zu einem Puchero zusammengemischt sind. *Allons, Monsieur* — Sie werden sehr viele hübsche Mädchen sehen, die die Augen *très noir*, und sehr kurze — ah, bei Gar — sehr kurze — wie nennen Sie sie auf amerikanisch — ?“

„Ich weiß nicht, auf was Sie sich beziehen.“

„*Ceci! Dies, Monsieur!*“

Und er hielt mir den Saum seines Jagdhemdes vor.

„*Par Dieu*, jetzt weiß ich es — Röcke — sehr kurze Röcke — o, bei Gar! Sie werden sehen, was Sie auf einem mexicanischen Fandango sehen.

„*Las ninnas de Durango*
Conmigo bai landas,
Al Cielo saltandas,
En el Fandango — en el fan — dang — o!“

„Ah, hier kommt *Monsieur* St. Vrain — *écoutez*. Er geht nie zu keinem Fandango. *Sacre*, wie

Monsieur tanzt! wie ein *Maître de ballet*, aber er ist von französischem Blut, *écoutez*:

„*Al cielo saltandas*

En el Fandango — en el Fan — dang — o!“

Ha, Godé!“

„*Monsieur?*“

„Traben Sie hinüber nach der Cantina, und betteln, borgen kaufen oder stehlen Sie eine Flasche vom besten Paso.“

„Soll ich sie zu stehlen versuchen *Monsieur St. Vrain?*“ fragte Godé mit schlaudem Lächeln.

„Nein, Sie alter canadischer Spitzbube. Bezahlen Sie dafür — hier ist das Geld — den besten Paso, hören Sie — kühl und perlend — nun *voya!*“

„*Bon jour*, mein kühner Büffelreiter! immer noch im Bett, wie ich sehe!“

„Der Kopf thut mir zum Zerspringen weh!“

„Hahaha! der meine auch, aber Godé holt Medizin. Man muß ein Hundshaar auf die Wunde legen. Kommen Sie, springen Sie auf.“

„Warten Sie, bis ich eine Dosis von Ihrer Medizin habe.“

„Sehr wahr, Sie werden sich dann wohler fühlen. Was meinen Sie, das Stadtleben sagt uns nicht zu — nicht wahr?“

„Nennen Sie dies eine Stadt?“

„Ja, so wird es in dieser Gegend genannt. *Las ciudad de Santa-Fé* — .die famose Stadt Santa-Fé, die Hauptstadt von Neu Mexico — die Metropolis des ganzen Prairielebens — das Paradies der Kaufleute, Trapper und Spitzbuben.“

„Und dies sind die Fortschritte von drei Jahrhunderten? Ei, die Leute sind kaum über die ersten Stufe der Civilisation hinaus.“

„Sagen Sie lieber, daß sie sich auf den letzten Stufen derselben befinden. Hier in dieser abgelegenen Oase werden sie Gemälde, Gedichte, Tanz, Theater und Musik, Feste und Feuerwerke und alle kleinen Liebeskünste finden, welche den Verfall einer Nation charakterisiren. Sie werden auf eine Menge von Don Quixote's — sogenannten irrenden Rittern — Romeo's ohne das Herz und Schurken ohne Muth stoßen. Sie werden viele Dinge finden, ehe Sie der Tugend oder Ehrlichkeit begegnen. *Hola, muchacho!*“

„*Que es, Sennor?*“

„*Hay Café?*“

„Nun, so bringen Sie uns ein paar Tassen, *dos tazas* — hörst Du? Und schnell — *aprisa* — *aprisa!*“

„*Si, Sennor?*“

„Ha! hier kommt der canadische Voyageur. Nun, Sie alter Nordwester, da haben Sie ja den Wein!“

„Deliciöser Wein, *Monsieur St. Vrain*, er kommt dem französischen gleich.“

„Er hat recht, Haller — kluck! kluck! — köstlich, deliciös! das können Sie wohl sagen, guter

Godé! — kluck! kluck! Kommen Sie, trinken Sie, es wird Sie so stark wie ein Büffel machen. Sehen Sie nur, er schäumt wie eine Sodaquelle, wie die *Fontaine qui bouille* — nicht wahr, Godé?“

„*Oui, Monsieur*, ganz wie *Fontaine qui bouille*, bei Gar!“

„Trinken Sie, trinken Sie! fürchten Sie sich nicht davor, es ist der reine Rebensaft. Riechen Sie das *bouquet*! Kosten Sie es. Gott, welchen Wein die Yankee's dereinst aus diesen neu-mexicanischen Trauben keltern werden.“

„Wie! denken Sie, daß die Yankee's ein Auge auf diese Gegend haben?“

„Ob ich es denke! Ich weiß es, und warum nicht? Was nutzen diese Prairien in der Schöpfung? sie sind nur eine Last für die Erde. Nun, Mozo, hast Du den Kaffee gebracht?“

„*Ya esta, Sennor*.“

„Hie, versuchen Sie das — es wird Ihnen auf die Beine helfen. Kaffee können sie kochen, das spreche ich ihnen nicht ab, dazu muß man einen Spanier haben.“

„Was ist es mit dem Fandango, von dem mir Godé erzählt hat?“

„Ah, ganz Recht, wir werden heute Abend einen famosen haben. Sie gehen doch natürlich mit?“

„Aus Neugier.“

„Schon gut, — Ihre Neugier wird befriedigt werden. Das schnaubende, alte Meerschwein von einem Gouverneur wird den Ball mit seiner Gegenwart beehren und, wie es heißt, auch seine hübsche Sennora — das glaube ich aber nicht.“

„Warum nicht?“

„Er fürchtet zu sehr, daß einer von diesen wilden Americanos sie auf seinem Sattelbug entführen könnte. Dergleichen Dinge sind in diesem Thale schon geschehen.“

Bei St. Maria, sie ist hübsch!“ fuhr St. Vrain in einem halben Selbstgespräch fort, „und ich wüßte einen Mann, — der verwünschte, alte Tyrann, man darf gar nicht daran denken!“

„An was?“

„An die Art, wie er uns zur Ader gelassen hat. Fünfhundert Dollars der Wagen und ihrer hundert — machen ganze fünfzigtausend.“

„Wird er aber alles dies in die Tasche senken? Wird nicht die Regierung —“

„Die Regierung! Nein, Alles, bis auf den letzten Heller! Er ist hier die Regierung, und wird mit Hilfe dieses Geldes die armen Teufel mit einem eisernen Stabe regieren — die armen Gesellen!“

„Und doch hassen sie ihn — ist es nicht so?“

„Ihn und die Seinen! Gott weiß, daß sie Grund dazu haben.“

„Es ist seltsam, daß sie sich nicht empören.“

„Sie haben es mitunter gethan; aber was können die armen Teufel anfangen? Er hat sie, gleich allen ächten Tyrannen, gespalten, und läßt sie den Haß ihres Herzens gegen einander ausschütten.“

„Aber er scheint keine besonders große Armee, keine Leibgarde zu haben?“

„Leibgarde!“ unterbrach mich St. Vrain; „schauen Sie hinaus, das ist seine Leibgarde.“

„*Indios bravos! los navajos!*“ rief Godé in demselben Augenblicke.

Ich sah auf die Straße hinaus. Ein halbes Dutzend langer, in gestreifte Serapen gehüllter Wilden ging eben vorüber. Ihr wildes, hungriges Aussehen und ihr langsamer, stolzer Schritt ließ sie sofort von den *Indios mangos* — den Wasser ziehenden, Holz fällenden *Pueblos* unterscheiden.

„Sind das Navajos?“

„*Oui, Monsieur, oui!*“ antwortete Godé, dem Anscheine nach mit einiger Aufregung. „*Sacre dieu — navajos — de damnés navajos.*“

„Sie lassen sich nicht verkennen!“ fügte St; Vrain hinzu.

„Aber die Navajos sind die notorischen Feinde der Neu-Mexicaner. Wie kommen sie hieher? — sind sie Gefangene?“

„Sehen sie wie Gefangene aus?“

Sie ließen allerdings weder in ihren Blicken, noch in ihren Geberden ein Zeichen von Gefangenschaft wahrnehmen — sie schritten stolz die Straße hinauf, und blickten von Zeit zu Zeit mit einer Miene wilder, herrischer Verachtung auf die Vorübergehenden.

„Warum sind sie denn hier? Ihr Land liegt doch im fernen Westen?“

„Das ist eines von den Geheimnissen von Neu-Mexico, über die ich Sie ein anderes Mal aufklären werde. Jetzt sind sie durch den Friedensvertrag geschützt, der sie nur so lange bindet, als es ihnen zusagt, ihn anzuerkennen. Für jetzt sind sie hier eben so frei, wie Sie oder ich, sogar noch mehr, wenn es darauf ankommt. Es sollte mich nicht wundern, wenn wir sie heute Abend beim Fandango trafen.“

„Ich habe gehört, daß die Navajos Kannibalen seien!“

„Es ist wahr. Werfen Sie nur jetzt einen Blick auf sie, sehen Sie, wie sie ihre Augen an jenem runden, kleinen Bürschelchen weiden, das sie instinktmäßig zu fürchten scheint. Ein Glück für die Range, daß es heller Tag ist, sonst würde er vielleicht unter eine von jenen gestreiften Decken gezogen werden.“

„Sprechen Sie im Ernst, St. Vrain?“

„Auf mein Wort, ich scherze nicht. Wenn ich mich nicht irre, wird Godé's Erfahrung das, was ich gesagt habe, bestätigen; *eh, voyageur?*“

„*C'est vrai, Monsieur.* Ich bin ein Prisonnier bei der Nation gewesen — nicht bei den Navajos, sondern bei den verdammten — Apachen — es kommt auf Eines heraus — ich war drei Monate bei ihnen — ich habe gesehen, wie die *sauvages* eins — *deux* — drei *enfants rôtis* wie Feistrippen von Büffelfleisch verzehrten; *c'est vrai, Monsieur.*“

„Es ist vollkommen wahr. Sowohl die Apachen, wie die Navajos entführen bei ihren großen Beutezügen Kinder aus dem Thale hier, und diejenigen, welche es wissen sollten, sagen, daß die meisten von ihnen auf diese Weise verbraucht werden, — ob es als Opfer vor dem Feuergotte Quelzalcoatel, oder aus Vorliebe für das Menschenfleisch geschieht, hat bis jetzt noch Niemand bestimmen können. Trotz der Nähe ihres Wohnsitzes ist in der That nur sehr wenig über sie bekannt. Wenige von den Besuchern ihrer Stadt haben Godé's Glück, ihnen wieder zu entkommen, gehabt. Aus dieser Gegend wagt sich Niemand über die westliche Sierra.“

„Und wie kommt es, Monsieur Godé, daß Sie Ihren Skalp von dort gerettet haben?“

„*Pourquoi, Monsieur? — je ne l'ai plus!* Ich habe nicht die Skalplocke, was die Yankee Trapper-Haar nennen. Meine Skalplocke ist von einem Barbier in St. Louis fabricirt — *voilà, Monsieur.*“

Bei diesen Worten nahm der Canadier seine Mütze, und mit derselben das ab, was ich bisher als schön gelocktes Haar betrachtet hatte, was sich aber jetzt als eine bloße Perrücke erwies.

„Nun, Monsieur!“ rief er in guter Laune, „wie haben die Wilden meine Skalplocke genommen? *les damnés Indiens.* Haben mich nicht halten können. *Sacré!*“

St. Vrain und ich vermochten unser Gelächter über das veränderte komische Aussehen des Canadiers nicht zu unterdrücken.

Kommen Sie, Godé; das Mindeste, was Sie darauf thun können, ist, daß Sie einen Trunk thun. Hier langen Sie zu.“

„*Très obligé, Monsieur St. Vrain, je vous remercie.*“

Und der ewig durstige Voyageur stürzte den Nectar von El Paso hinab, als ob es frische Milch gewesen wäre.

„Kommen Sie, Haller, wir müssen zu den Wagen eilen. Zuerst die Geschäfte, dann das Vergnügen, wie wir es hier unter diesen Ziegelhaufen finden können. Wir wollen uns aber in Chihuahua einen Spaß machen.“

„Und denken Sie, daß wir dorthin gehen werden?“

„Ganz gewiß, man bedarf hier nicht den vierten Theil unserer Waaren; wir müssen sie nach dem Hauptmarkte bringen. Allons, in das Lager!“

Siebentes Kapitel.

Der Fandango.

Am Abend saß ich in meinem Zimmer und wartete auf St. Vrain. Ich hörte von Weitem seine Stimme:

„*Las ninnas de Durango*
Conmigo bai landas
Al cielo saltandas!“

„Ha! sind Sie bereit, mein kühner Reiter?“

„Noch nicht ganz — setzen Sie sich eine Minute und warten Sie.“

„Nun, so beeilen Sie sich, das Tanzen hat schon angefangen. Ich komme soeben von dort. Was? — ist das Ihre Ballkleidung? — ha, ha, ha!“ lachte St. Vrain, als er mich einen blauen Rock und ein Paar dunkle Pantalons in leidlich gutem Zustande auspacken sah.

„Nun ja,“ antwortete ich, indem ich aufsaß. „Was finden Sie daran zu tadeln? — Ist das aber Ihre Ballkleidung?“

In der gewöhnlichen Kleidung meines Freundes hatte keine Veränderung stattgefunden. Vor mir

erblickte ich das befranzte Jagdhemd mit den ledernen Beinkleidern, dem Gürtel, dem Bowiemesser und den Pistolen.

„Ja mein Stutzer, das ist mein Ballanzug — etwas Geringeres thut es nicht, und wenn Sie meinen Rath annehmen wollen, so werden Sie tragen, was Sie auf Ihrem Rücken haben. Wie würde sich Ihr langschößiger, blauer Rock mit einem breiten Gürtel und dem Bowiemesser um den Leib geschnallt, ausnehmen? ha, ha, ha!“

„Aber warum soll ich den Gürtel und das Bowiemesser nehmen? Sie werden doch sicher nicht auf diese Weise mit Ihren Pistolen in den Ballsaal gehen?“

„Aber wie soll ich sie sonst tragen? — etwa in meinen Händen?“

„Lassen Sie sie hier.“

„Ha, ha, ha! Das würde ein grünschnäbeliger Streich sein. Nein, nein — einmal gebissen, zweimal scheu! Sie werden mich nicht wieder dabei ertappen, ohne meine Sechsläufigen zu einem Fandango in Santa-Fé zu gehen. — Kommen Sie, behalten Sie Ihr Hemd an — lassen Sie Ihre Beinkleider sitzen, wo sie sind, und schnallen Sie dies um. Das ist das Ballcostum in diesem Welttheile.“

„Wenn Sie mir versichern, daß meine Kleidung *comme il faut* sein wird, so bin ich schon damit einverstanden.“

„Mit dem langschößigen, blauen Rocke würden Sie es nicht sein, das kann ich Ihnen sagen.“

— Der langschößige Blaue wurde sofort seiner Stelle in meinem Koffer wiedergegeben.

St. Vrain hatte Recht. Als wir in das Balllocal — eine große *Sala* in der Nähe der Plaza, kamen, fanden wir es mit Jägern, Trappern, Kaufleuten und Gespannführern angefüllt, die Alle in ihrem gewöhnlichen Gebirgsanzuge umherstolzten. Unter sie hatten sich etwa vierzig bis sechzig Eingeborene und eine gleiche Anzahl von Sennoritas gemischt, die man in Allem ihrer Kleidung nach als *Poblanas*, oder Personen der unteren Klassen — allerdings der einzigen Klasse, die man in Santa-Fé antrifft — erkannte. Als wir eintraten, hatten die meisten von den Männern ihre Sarapen abgeworfen, um den Tanz zu beginnen, und zeigten sich in dem ganzen Putze des gestickten Sammets, geprägten Leders und der schimmernden Zuckerhutknöpfe. Die Frauen sahen in ihren bunten Naguas, schneeweißen Chemissetten und kleinen Atlas-Schuhen nicht weniger malerisch aus. Einige von ihnen prangten in Polkajacken, denn selbst in dieser entlegenen Gegend hatte sich der berühmte Tanz Bahn gebrochen.

„Haben Sie von dem electrischen Telegraphen gehört?“

„No, Sennor.“

„Können Sie mir sagen, was eine Eisenbahn ist?“

„*Quien sabe?* —“

„Aber die Polka —“

„Ah, Sennor, *la polka cosa buenita tan gracio—a! voya!*“

Das Balllocal war eine große, längliche Sala, mit einer runden, an den Wänden umhergehenden Bank. Auf diese setzten sich die Tänzer, zogen ihre „Maishülsen“-Cigaretten heraus, schwatzten und rauchten während der Pausen zwischen den Tänzen. In der einen Ecke lärmten ein halbes Dutzend von Orpheussöhnen auf Harfe, Guitarre oder Bandalon und halfen zuweilen der Musik mit einem schrillen, halb indianischen Singen aus. In einer andern Ecke des Gemachs wurden

Puros und Taos-Whisky an die durstigen Gebirgsleute, die die Sala von ihren wilden Rufen wiederhallen ließen, ausgetheilt.

Ich hörte ungefähr folgende Reden:

„Hier, meine kleine *Muchacha*, *vamos, vamos*, zum Tanz! *Mucho bueno? mucho bueno?* Wollen Sie?“

Dies kommt von einem großen, rauhen Burschen, von mehr, als sechs Fuß Höhe, und ist an eine nette kleine Pablona gerichtet.

„*Mucho bueno, Sennor Americano!*“ antwortete die Dame.

„Hurrah! kommen Sie mit, erst wollen wir eines trinken. Sie sind das rechte Mädchen für meinen Biber. Was wollen Sie trinken? — *Aguardiente* oder *Vino*?“

„*Una capitata de vino, Sennor* (ein Gläschen Wein, Herr).“

„Hier, Du verdammter Fettlappen, setze Deinen *Vino* mit der Geschwindigkeit eines Eichhörnchensprunges auf. Nun, meine Kleine, auf Ihr Glück und einen guten Ehemann.“

„*Gracias Sennor Americanos.*“

„Was, Sie verstehen das, Sie *intende* wirklich?“

„*Si, Sennor!*“

„Hurrah! schauen Sie her, Kleine, können Sie den Bärenanz?“

„*No, entiendo.*“

„Sie verstehen es nicht? — so geht er — auf diese Art.“

Und der plumpe Jäger begann vor seiner Dame eine Nachahmung des grauen Bären.

„Hollah, Bill!“ ruft ein Kamerad, „Du wirst getrappt werden, wenn Du nicht scharf ausschaust. Wie steht es mit Dir, alter Gaul?“

„Ich will vor die Hunde gehen; Jim, wenn es mir nicht hier ganz quer ist!“ antwortet der Jäger, indem er seine große Pfote über die Gegend des Herzens ausbreitet.

„Fürchte Dich nicht, Mann, es ist ein hübsches Mädchen.“

„Wirf einen Blick auf die Augen, wenn Du kannst, und schiele einmal auf die Knöchel hinab.“

„Ein gutes Visir — ein Haufen Schinken — schlanke Spazierhölzer.“

„Ich möchte wissen, was der Alte für sie haben will. Ich bin fast toll auf eine Squaw, — ich habe keine gehabt, seit ich jenes Krähenweib am Gelbsteinflusse zurückgab.“

„*Waya*, Mann, Du bist nicht unter Indianern. Verschaffe Dir die Einwilligung des Mädchens, wenn Du kannst, dann wird sie Dir kein Prümchen Tabak kosten.“

„Ein Hurrah für das alte Missouri!“ schreit ein Gespannführer.

„Kommt, Jungens, wir wollen den Fettlappen hier einen virginischen Tanz zeigen. Räumt die Küche, alte Leute, junge Leute!“

„Los mit Hack und Spitze — Alt-Virginien wird nicht müde!“

„*Viva el Goberndor! Viva Armijo! viva Armijo!*“

In diesem Augenblicke erregte ein Neuangekommener im Saale Sensation; — ein untersetzter, dicker, priesterartig aussehender Mann trat, von mehreren Andern begleitet, ein. Es war der Gouverneur mit seinem Gefolge und einer Anzahl von gut gekleideten Bürgern, die ohne Zweifel die Elite der neumexicanischen Gesellschaft bildeten. Einige von den Zuletztgekommenen waren Offiziere in bunten und närrisch aussehenden Uniformen, die man bald darauf im Walzer sich durch den Saal drehen sah.

„Wo ist die Sennora Armijo?“ flüsterte ich St. Vrain zu.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß sie — sie wird nicht kommen. Bleiben Sie hier — ich gehe auf kurze Zeit fort. Langen Sie eine Tänzerin zu und nehmen Sie am Spaße Theil; ich werde bald wieder da sein. *A revoir.*“

St. Vrain drückte sich ohne Weiteres durch die Menge und verschwand.

Ich hatte seit meinem Eintritt in die Sala in einem einsamen Winkel des Locales gesessen, wo mir St. Vrain Gesellschaft leistete. Ein Mann von eigenthümlichem Aeußeren nahm den Sitz neben St. Vrain, aber tiefer, im Schatten eines Meubles, ein. Ich hatte diesen Mann beim Eintreten bemerkt, und wahrgenommen, daß St. Vrain mit ihm sprach, wurde ihm aber nicht vorgestellt, und der Umstand, daß mein Freund zwischen uns saß, verhinderte mich ihn weiter zu beobachten, bis sich der Letztere entfernt hatte. Wir waren jetzt neben einander und ich begann eine Art von Seiten-Recognoscirung seines Gesichts und seiner Gestalt, die etwas Eigenthümliches, Fesselndes für mich besaßen.

Er war kein Amerikaner, was aus seiner Kleidung unzweifelhaft hervorging, und doch war das Gesicht kein mexicanisches. Seine Umrisse waren für ein spanisches Gesicht zu kühn, wenn auch die Gesichtsfarbe durch das Wetter gebräunt und rauh geworden war. Er hatte das Gesicht, mit Ausnahme des Kinns, an welchem er einen kleinen, dunkeln Bart trug, glatt rasirt; das Auge — wenn ich es unter dem Schatten einer breiten Krämpe recht erkannte, war blau und sanft, das Haar braun und wollenartig, und hier und da von einem Silberfaden durchzogen.

Dies waren keine spanischen Eigenthümlichkeiten, geschweige denn spanisch-amerikanische — und ich würde meinen Nachbar sofort anderswohin gethan haben, wenn mich nicht seine Kleidung in Verlegenheit gesetzt hätte. Sie war ein rein mexicanisches Costüm, und bestand aus einer purpurnen Manga mit dunkler Sammetstickerei um die Säume. Da dieses Kleidungsstück den größten Theil seines Körpers bedeckte, so konnte ich nur sehen, daß er darunter ein Paar grünsammetne Calzoneros mit gelben Knöpfen und schönen weißen Calzoncillos, die an den Säumen hervorpufften, hatte. Der untere Theil der Calzoneros war mit gepreßtem schwarzen Leder besetzt, und unter diesem trug er gelbe Stiefeln mit schweren Stahlsporen, deren breite Riemen, welche die Sporen festhielten und über den Fuß hinweggingen, gaben ihm das eigenthümliche Aussehen, welches wir auf den Bildern gerüsteter Ritter aus der alten Zeit bemerken. Er trug einen schwarzen, breitkrämpigen Sombrero, der mit einem dicken Goldbande umschlungen war; ein Paar Quasten, von demselben Material, standen, der Landesmode gemäß, an den Seiten hervor.

Der Mann hielt seinen Sombrero gegen das Licht herabgekrämpt, um, wie ich glaubte, oder vermuthete, sein Gesicht zu verbergen, und doch war es kein häßliches — im Gegentheil, es war offen und gefällig, und ohne Zweifel hübsch gewesen — ehe die Zeit, und das, was sonst seinen trüben Ausdruck veranlassen mochte, es gefurcht und bewölkt hatte. Es war dieser Ausdruck, welcher mir aufgefallen war, als ich den Mann erblickte.

Während ich diese Beobachtungen anstellte und ihn dabei verstohlen betrachtete, entdeckte ich,

daß er mich auf ähnliche Weise und mit einem Interesse, welches dem meinen gleich zu kommen schien, beäugelte. Dies veranlaßte uns, uns gegen einander umzudrehen, worauf der Fremde unter seiner Manga eine kleine perlengestickte Cigarrentasche hervorzog, sie mir graciös hinhielt und sagte:

„*Quiere a fumar, Cavallero?* (Wollen Sie rauchen, Herr?)“

„Ich danke Ihnen — ja!“ antwortete ich auf spanisch, indem ich eine Cigarre aus der Tasche nahm.

Wir hatten unsere Cigarretten kaum angezündet, als der Mann sich wieder zu mir wendete und mir die unerwartete Frage stellte:

„Wollen Sie Ihr Pferd verkaufen?“

„Nein.“

„Auch für einen guten Preis.“

„Um keinen Preis.“

„Ich würde Ihnen fünfhundert Dollars dafür geben.“

„Ich würde mich um das Doppelte nicht von ihm trennen.“

„Ich will Ihnen das Doppelte geben.“

„Ich habe es lieb gewonnen — es kommt mir nicht auf das Geld an.“

„Es thut mir leid, das zu hören. Ich bin zweihundert Meilen weit hergekommen, um dieses Pferd zu kaufen.“

„Dann müssen Sie uns vom Arkansas her gefolgt sein.“

„Nein ich komme vom Rio Abajo.“

„Vom Rio Abajo? Sie meinen vom untern Theile des Rio del Norte?“

„Dann, mein lieber Sir, ist es ein Irrthum. Sie denken, daß Sie mit einem Anderen sprechen und auf ein anderes Pferd bieten.“

„O nein, es gehört Ihnen — ein schwarzer Hengst mit rother Nase und langem, vollen Schweif — ein halber Araber. Er hat ein kleines Zeichen über dem linken Auge.“

Dies war allerdings die Beschreibung meines Moro und ich begann eine Art von abergläubischer Scheu vor meinem räthselhaften Nachbar zu fühlen.

„Sehr wahr,“ antwortete ich; „das ist Alles richtig und ich habe den Hengst vor vielen Monaten von einem louisianischen Pflanzer gekauft. Wenn Sie so eben zweihundert Meilen weit vom untern Theile des Rio grande hergekommen sind, so möchte ich wissen, wie Sie etwas von mir oder meinem Pferde zu kennen vermögen.“

„*Dispensad me, Cavallero.* Das meinte ich nicht. Ich bin von unten hergekommen, um die Caravane zu treffen und ein amerikanisches Pferd zu kaufen. Das Ihre ist das einzige in der Cavalcada, welches ich kaufen möchte, und wie es scheint, das einzige, welches nicht zum Verkauf ist.“

„Es thut mir leid, aber ich habe die Eigenschaften dieses Thieres erprobt. Wir sind Freunde geworden. Ein gewöhnliches Motiv würde mich nicht bewegen, mich von ihm zu trennen.“

„O, Sennor, es ist kein gewöhnliches Motiv, was mich so begierig macht, es zu kaufen; wenn Sie wüßten, daß vielleicht —“

Er zauderte einen Augenblick.

„Aber nein, — nein — nein —“ und nachdem er einige halbzusammenhängende Worte gemurmelt, unter denen ich das *buenas noches, Cavallero!* erkennen konnte, erhob sich der Fremde mit demselben räthselhaften Wesen, welches ihn charakterisirt hatte, und verließ mich.

Ich konnte das Läuten des kleinen Glöckchens an den Rädern seiner Sporen hören, als er sich langsam durch die bunte Menge wand und in die Nacht hinausschritt.

Der leere Sitz wurde bald von einer dunklen Manola eingenommen, deren bunte Maguar, gestickte Chemisette, braune Knöchel und kleinen blauen Schuhe meine Aufmerksamkeit erregten. Dies war Alles, was ich von ihr sehen konnte, mit Ausnahme des gelegentlichen Blitzens ihrer schwarzen Augen durch die Schießscharten des *rebozo topodo*.

Allmählig wurde meine Nachbarin großmüthiger — das Spähloch erweiterte sich — und die Umrisse eines sehr hübschen und sehr maliciösen Gesichtchens zeigten sich vor mir. Das Ende der Schärpe ward geschickt von der linken Schulter geworfen und ein nackter voller Arm, der in kleinen juwelenbesetzten Fingern endete, hing nachlässig herab.

Ich bin verschämt genug, aber beim Anblick dieses verlockenden Geschöpfes konnte ich mich nicht länger halten. Ich bückte mich zu ihr herab und sagte in meinem besten Spanisch:

„Erweisen Sie mir die Gunst, Fräulein, mit mir einen Walzer zu tanzen.“

Die schelmische kleine Manola hielt anfangs den Kopf gesenkt und erröthete; hierauf erhob sie die langen Fransen ihrer Augen, blickte wieder auf und antwortete mit einer Stimme, die eben so melodisch war, wie die eines Canarienvogels:

„*Con Gusto, Sennor.* (Mit Vergnügen, Herr.)“

„*Vamonos!*“ rief ich, über meinen Triumph entzückt, und wirbelte mich bald darauf mit meiner schönen Tänzerin im Walzer umher.

Wir kehrten wieder auf unsere Sitze zurück und tanzten, nachdem wir uns mit einem Glase Albuquerque, einem Stück Baumkuchen und einer Cigarrette erquickt hatten, von Neuem.

Dieses angenehme Programm wurde ein halbes Dutzendmal wiederholt, nur daß die Tänze blos zwischen Walzer und Polka abwechselten, denn meine Manola tanzte die Polka so gut, als ob sie eine geborene Böhmin gewesen wäre. An einem von meinen Fingern stak ein Fünfzig-Dollar-Diamantring, von dem meine Tänzerin zu denken schien, daß er *muy buenito* sei; da ihre feurigen Augen mein Herz erweichten und der Champagner eine ähnliche Wirkung auf meinen Kopf hervorbrachte, begann ich darüber nachzudenken, ob es nicht angemessen sein würde, den Diamant von dem kleinsten meiner Finger an den stärksten von den ihren übergehen zu lassen, für welchen er ohne Zweifel gerade gepaßt haben würde; plötzlich aber bemerkte ich, daß ich von einem langen, wildaussehenden Lepero — einem ächten Pelade — beobachtet wurde, der uns mit seinen Augen und zuweilen in *persona* nach allen Theilen des Zimmers folgte. Der Ausdruck seines Gesichts war ein Gemisch von Eifersucht und Rachsucht — und meine Tänzerin bemerkte ihn, gab sich aber, wie es mir schien, keine Mühe, denselben zu besänftigen.

„Wer ist er?“ flüsterte ich, als der Mann in seiner quarirten Serape an uns vorüberkam.

„*Este mi marido, marido, Sennor* — es ist mein Ehemann,“ war die ruhige Antwort.

Ich schob den Ring bis dicht an die Wurzel meines Fingers hinauf und schloß meine Hand fest, wie einen Schraubstock, darüber.

„*Vamos a tomar otra coprida* (wir wollen noch ein Glas Wein trinken),“ sagte ich, mit dem Vorsatze, meiner hübschen Poblana sobald als möglich gute Nacht zu sagen.

Der Taos-Whisky hatte jetzt sein Wirkungen auf die Tänzer hervorgebracht. Die Trappers und Gespannführer waren lärmend und aufrührerisch geworden, die Leperos, mit denen jetzt das Zimmer halb gefüllt war, begannen, von Wein, Eifersucht und altem Haß und dem Tanz aufgeregt, wildere und düstere Mienen zu machen. Die befrans'ten Jagdhemden und braunen Tuchröcke fanden vor den schwarzäugigen Majas von Mexico Gnade —theils aus Achtung für, oder der Furcht vor dem Muthe, welche oft einer Liebe, wie die ihre, zu Grunde liegt.

Obgleich die Handels-Caravanes beinahe den ganzen Verkehr von Santa-Fé betreiben und es offenbar im Interesse der Stadtbewohner war, mit den Händlern im guten Vernehmen zu stehen, haßten einander die beiden Racen, die anglo-amerikanische und hispano-indianische, doch von ganzem Herzen, und dieser Haß zeigte sich jetzt auf der einen Seite in renommirender Verachtung— auf der anderen in gemurmelten Carajos und wilden Racheblicken. Ich plauderte mit meiner munteren Tänzerin. Wir saßen auf der Bank, wo ich mich ihr vorgestellt hatte. Bei einem zufälligen Aufblicken begegnete ein glänzender Gegenstand meinem Auge. Es schien ein bloßes Messer in den Händen eines bösen Geistes. Ich wurde nur mit einem kurzen Blick auf dieses gefährliche Meteor beglückt und hatte mich entschlossen, den Stahl zu pariren, als mich Jemand am Aermel zog und ich beim Umschauen meinen Bekannten mit der purpurnen Manga wahrnahm.

„*Dispensadme*,“ sagte er mit freundlichem Nicken; „ich habe soeben erfahren, daß die Caravane nach Chihuahua weiter geht.“

„Ganz recht; hier ist kein Markt für unsere Waaren.“

„Sie gehen also natürlich weiter?“

„Gewiß, ich muß.“

„Werden Sie auf diesem Wege zurückkehren, Sennor?“

„Es ist sehr wahrscheinlich — ich habe für jetzt keine andere Absicht.“

„Vielleicht würden Sie dann bereit sein, sich von Ihrem Pferde zu trennen? Sie werden in dem großen Thale des Mississippi viele eben so gute finden.“

„Weder das Eine noch das Andere ist wahrscheinlich.“

„Aber, Sennor, wollen Sie mir, wenn Sie dazu geneigt sein sollten, versprechen, es mir anzubieten?“

„O, das will ich Ihnen gern versprechen.“

Unsere Unterhaltung wurde hier von einem ungeheuer dürren, halbbetrunkenen Missouriier unterbrochen, der dem Fremden auf die Zehen trat und schrie:

„He! auf, alter Fettilappen, und gieb mir einen Stuhl.“

„*Y porque?* (Und warum?)“ fragte der Mexicaner, indem er seinen Fuß an sich zog und mit erstaunter Entrüstung aufblickte.

„*Porki* mag zum Teufel gehen! ich bin des Springens müde, ich verlange einen Sitz weiter ist es

nichts, alter Gaul.“

In dem Benehmen dieses Mannes lag etwas so Tyrannisches und Brutales, daß ich mich zur Einmischung berufen fand.

„Nun,“ sagte ich zu ihm, „Sie haben nicht das Recht, diesen Herrn seines Sitzes zu berauben, viel weniger noch auf eine solche Art.“

. „He, Mister! — wer Teufel hat verlangt, daß Sie Ihren Kopf aufthun sollen? — Auf sage ich!“ und bei diesen Worten faßte er den Mexicaner am Zipfel seiner Manga, wie um ihn vom Sitze zu ziehen.

Ehe ich noch Zeit hatte diese rohe Rede und Geberde zu beantworten, sprang der Fremde auf und schleuderte den Renommisten mit einem gut angebrachten Schlage zu Boden.

Dies schien das Signal zu sein, um mehrere andere Streitigkeiten zum Ausbruch zu bringen. Man stürmte in allen Theilen der Sala aufeinander ein. Trunkenes Geschrei vermischte sich mit Racherufen Messer zuckten aus ihren Scheiden — Frauen kreischten, Pistolen blitzten und knallten und das Zimmer füllte sich mit Rauch und Staub. Die Lichter verlöschten — man konnte in der Dunkelheit ein heftiges Ringen hören — der Fall von schweren Körpern wurde unter Stöhnen und Flächen vernehmbar — und fünf Minuten lang waren dies die einzigen Töne.

Da ich keinen Grund hatte, auf irgend Jemand besonders erzürnt zu sein, blieb ich da, wo ich mich erhoben hatte, stehen, ohne ein Messer oder Pistol anzuwenden, während mich meine erschreckte Maja an der Hand festhielt. Ein peinliches Gefühl in der Nähe meiner linken Schulter zwang mich plötzlich meine Tänzerin loszulassen, und ich fühlte, wie ich mit der unerklärlichen Schwäche, welche auf den Empfang einer Wunde folgt, nach der Bank schwankte. Hier sank ich in eine sitzende Positur nieder und blieb in derselben bis der Kampf vorüber war, während ich wußte, daß ein Blutstrom über meinen Rücken hinablief und meine Kleidungsstücke durchnäßte.

So saß ich, wie gesagt, bis der Kampf zu Ende war. Es wurde Licht gebracht und ich konnte eine Anzahl von Männern in Jagdhemden mit heftigen Gesticulationen hin und her gehen sehen. Einige von ihnen sprachen für die Gerechtigkeit des „Spaßes“, wie sie es nannten, während Andere, und zwar die Achtbaren unter den Händlern, gegen ihn schalten. Die Leperos und Frauen waren alle verschwunden, und ich konnte bemerken, daß die Amerikaner das Feld behalten hatten. Mehrere dunkle Gegenstände lagen auf dem Boden, es waren Körper von Todten und Sterbenden. Der Eine war der Missouriier, der Andere ein Leperos. Ich konnte nichts von meinem Bekannten sehen; auch meine Fandanguera, *con sa marido*, war verschwunden, und als ich einen Blick auf meine linke Hand warf, kam ich zu der Ueberzeugung, daß auch meinem Diamantring das Gleiche widerfahren war.

„St. Vrain! St. Vrain!“ rief ich, als ich die Gestalt' meines Freundes in die Thür treten sah.

„Wo sind Sie, Haller, mein alter Junge? wie geht es Ihnen? — Alles in Ordnung?“

„Ich fürchte, nicht ganz.“

„Guter Gott! was ist das? Sie sind in die Feistrippen gestochen. Hoffentlich nicht schlimm! — Herunter mit dem Hemde! Lassen Sie uns nachsehen.“

„Erst wollen wir in mein Zimmer gehen.“

„Nun, so kommen Sie, lieber Junge, lehnen Sie sich auf mich — so! so!“

Der Fandango war vorüber.

Achtes Kapitel.

Seguin, der Skalpjäger.

Ich habe das Vergnügen gehabt, auf dem Schlachtfelde verwundet zu werden. Ich sage das Vergnügen; unter gewissen Umständen sind Wunden ein Genuß. Man ist auf einer Bahre an einen sicheren Ort gebracht worden, ein Adjutant wirft sich von seinem schäumenden Pferde und verkündet, daß der Feind in voller Flucht ist, und befreit Einen dadurch von der Besorgniß, von einem schnurrbärtigen Lancier durchbohrt zu werden — ein freundlicher Wundarzt beugt sich über Einen, und sagt, nachdem er eine Zeitlang an der Wunde umhergefühlt hat, daß sie „nur eine Ritze ist,“ und in ein paar Wochen wieder gut sein wird. Dann kommen Visionen von Ruhm — dem Ruhm der Armeeliste — die gegenwärtigen Schmerzen werden über der Betrachtung künftiger Triumphe — der Gratulationen von Freunden — vielleicht dem Lächeln eines Wesens, welches uns theurer als alle ist — vergessen. Von solchen Erwartungen getröstet, sinkt man auf sein rauhes Lager und lächelt über einen Schuß durch den Schenkel oder einen Säbelhieb über den Arm.

Ich habe diese Empfindungen gehabt. Wie ganz anders waren die Gefühle, welche mich erfüllten, während ich unter der von dem Stahle des Mörders erzeugten Wunde litt.

Meine erste Besorgniß betraf die „Tiefe“ meiner Wunde. War sie tödtlich? dies ist gewöhnlich die erste Frage: welche sich der Mensch vorlegt, nachdem er entdeckt, daß er einen Schuß oder Stich erhalten hat. Der Verwundete kann sie nicht immer selbst beantworten. Sein Lebensblut kann bei jedem Pulsschlage aus der Arterie spritzen, während der Schmerz, welchen er eigentlich fühlt, nicht größer ist, wie ein Nadelstich.

Als ich in die Fonda kam, sank ich erschöpft auf mein Bett. St. Vrain schlitzte mein Jagdhemd von der Kaputze bis zum Saume auf und begann meine Wunde zu untersuchen. Ich konnte das Gesicht meines hinter mir stehenden Freundes nicht sehen und wartete mit Ungeduld.

„Ist sie tief?“ fragte ich.

„Weder so tief, wie ein Ziehbrunnen, noch so breit, wie ein Wagengleis,“ war die Antwort. „Sie sind vollkommen sicher, alter Junge, wofür Sie Gott danken können und nicht dem Manne, der jenes Messer führte, denn der Bursche hat offenbar beabsichtigt, Sie abzufertigen. Es ist der Schnitt eines spanischen Messers und klafft verteufelt. Bei Gott Haller, Sie waren nahe am Auslöschen! noch ein Zoll, und das Rückgrat wäre getroffen worden; aber Sie sind sicher, sage ich — hier; Godé, einen Schwamm!“

„*Sacré*,“ murmelte Godé mit einem ächt gallischen Schnurren, als er ihm den nassen Schwamm überreichte. I

Hierauf fühlte ich die kalte Nässe. Dann wurde eine Quantität weicher, roher Baumwolle — das beste Pflaster, das sie erhalten konnten — über die Wunde gelegt und mit Heftpflasterstreifen befestigt. Der geschickteste Arzt hätte nicht mehr thun können.

„Fest wie eine Auster,“ fügte St. Vrain hinzu, als er die letzte Nadel einsteckte und mich in die bequemste Lage versetzte. „Was hat aber den Spektakel angefangen, und wie sind Sie dazugekommen, eine solche Figur zu spielen? Ich war, Gott sei Dank! Ausgegangen.“

„Haben Sie den sonderbar aussehenden Mann bemerkt?“

„Den mit der purpurnen Manga?“

„Ja, ja!“

„Ho, kein Wunder, daß Sie sagen: den sonderbar aussehenden Mann. Er ist noch seltsamer, als er aussieht. Ich habe ihn gesehen und kenne ihn, und vielleicht könnte kein Zweiter von Denen, die im Zimmer sind, das sagen. Ja, es gab noch Einen,“ fuhr St. Vrain mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, „aber was ihn dorthin geführt haben kann, ist mir unerklärlich. Armijo konnte ihn nicht sehen. — Aber — fahren Sie fort.“

Ich erzählte St. Vrain mein ganzes Gespräch mit dem Fremden und die Ereignisse, welche zu dem Ende des Fandango geführt hatten.

„Es ist sonderbar — sehr sonderbar. Was zum Geier konnte er mit ihrem Pferde wollen? Zweihundert Meilen, und er bietet tausend Dollars?“

„*Enfant de garce*, Capitain (Godé hatte mich seit meinem Ritte stets Capitain genannt). Wenn Monsieur zweihundert Meilen weit kommen und *mille* Dollars zahlen will, so muß er Moro sehr gern haben; bei Gar! *Une grande passion pour le cheval! Pourquoi* — warum will er ihn nicht sehr wohlfeil, warum stiehlt er ihn nicht?“

Ich erschrak bei diesen Worten und warf einen Blick auf St. Vrain.

Mit Erlaubniß des Capitains werde ich das Thier koschen,“ fuhr der Canadier fort, indem er auf die Thür zuschritt.

„Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, alter Nordwester, so weit es jenen Herrn betrifft. Er wird Ihr Pferd nicht stehlen — obgleich das kein Grund ist, weshalb Sie Ihre Absicht nicht ausführen und das Thier koschen sollten. Es giebt Diebe genug in Santa-Fé, um die Pferde eines ganzen Regiments zu stehlen. Sie werden am besten thun, es hier an der Thür zu befestigen.“

Nachdem Godé Santa-Fé und seine Bewohner in ein weit wärmeres Klima, als das canadische, gewünscht hatte, verfügte er sich nach der Thür und verschwand.

„Wer ist es?“ fragte ich, „der Mann, welcher so vieles Räthselhafte an sich zu haben scheint?“

„O, wenn Sie es nur wüßten! Ich werde Ihnen später einige merkwürdige Geschichten erzählen; diese Nacht aber nicht, Sie bedürfen keiner Aufregung mehr. Er ist der famose Seguin — der Skalpjäger.“

„Der Skalpjäger!“

„Ja. Sie haben ohne Zweifel von ihm gehört. Wenigstens würde dies der Fall sein, wenn Sie viel im Gebirge gewesen wären.“

„Ich habe von ihm gehört. — Der höllische Schurke — der Schlächter Unschuldiger —!“

Eine dunkle Gestalt bewegte sich an der Wand — es war der Schatten eines Menschen. Ich blickte auf — Seguin stand vor mir!

St. Vrain hatte sich, als er eintrat, abgewendet und stand an dem Fenster, aus dem er blickte.

Ich war im Begriff, meiner Tirade die apostrophische Form zu geben und zu gleicher Zeit dem Manne zu befehlen, daß er mir aus den Augen gehen solle. Aber ein gewisses Etwas in seinem Blick bewog mich, stumm zu bleiben. Ich wußte nicht, ob er gehört oder verstanden hatte, auf wem sich meine schmähenden Bezeichnungen bezogen; aber in seinem Benehmen war nichts,

was verrathen hätte, daß dies der Fall gewesen wäre. Ich bemerkte nur dieselbe Miene, welche mich zuerst angezogen hatte — denselben Ausdruck tiefer Trauer.

Konnte dieser Mann, der verhärtete herzlose Bösewicht, von dem ich so viel gehört, der Urheber so vieler Schandthaten sein?

„Sir,“ sagte er, als er sahe daß ich stumm blieb; „ich bedaure sehr, was Ihnen widerfahren ist. Ich war die unwillkürliche Ursache Ihres Unfalls. Ist Ihre Wunde schwer?“

„Nein,“ antwortete ich mit einer Trockenheit, welche ihn einigermaßen aus der Fassung zu bringen schien.

„Das freut mich“ fuhr er nach einer Pause fort; „ich bin gekommen, um Ihnen für Ihre großmüthige Einmischung zu danken. — Ich verlasse Santa-Fé in zehn Minuten, ich muß Ihnen Lebewohl sagen.“

Er streckte seine Hand gegen mich aus. Ich murmelte: „Leben Sie wohl!“ ohne aber seine Hand zu nehmen. Die Geschichten blutdürstiger Grausamkeit, welche mit dem Namen des Mannes verbunden wurden, kamen mir in den Sinn, und ich fühlte Abscheu vor ihm.

Sein Arm blieb in seiner ausgestreckten Haltung, während ein seltsamer Ausdruck über sich sein Gesicht zu stehlen begann als er sah, daß ich zauderte.

„Ich kann Ihre Hand nicht nehmen“ sagte ich endlich.

„Und warum nicht?“ fragte er mit sanftem Tone.

„Ei, sie ist roth — roth! hinweg, Sir — hinweg!“

Er heftete seine Augen mit einem wehmüthigen Blicke auf mich. Es war kein Funken von Zorn darin; zu erkennen. Er zog seine Hand unter die Falten seiner Manga, stieß einen tiefen Seufzer aus, wendete sich ab und schritt langsam aus dem Zimmer.

St. Vrain, der sich gegen das Ende dieser Scene umgewendet hatte, schritt nach der Thür und blieb dort stehen indem er ihm nachblickte. Ich konnte den Mexicaner von meinem Lager aus durch den viereckigen *patio* schreiten sehen. Er hatte sich eng in seine Manga gehüllt und schritt in einer Haltung, welche die tiefste Niedergeschlagenheit verrieth, davon. Im nächsten Augenblicke wurde er mir unsichtbar, da er durch den *saguan* auf die Straße hinausgeschritten war.

„Der Mann hat etwas wahrhaft Geheimnißvolles an sich. Sagen Sie mir, St. Vrain —“

„Pst! sehen Sie dorthin,“ unterbrach mich mein Freund, indem er durch die offene Thür deutete.

Ich blickte in das Mondlicht hinaus. Drei Menschengestalten bewegten sich an der Mauer hin nach dem Eingänge des *patio*. Ihre hohe, eigenthümliche Haltung und die Geräuschlosigkeit ihres Schrittes überzeugte mich, daß sie Indianer waren, Im nächsten Augenblicke waren sie in dem dunkeln Schatten des *saguan* verschwunden.

„Wer sind sie?“ fragte ich.

„Schlimmere Feinde des armen Seguin, als Sie es sein würden, wenn Sie ihn besser kannten. Er thut mir leid, wenn jene hungrigen Falken ihn im Dunkeln einholen. Aber nein, er verdient eine Warnung und eine hülfreiche Hand, wenn es noth thut. Bleiben Sie kühl, Harry, ich bin augenblicklich wieder hier.“

Hierauf verließ mich St. Vrain, und ich konnte kurz darauf seine leichte Gestalt hastig nach dem

Thore zuschreiten sehen.

Ich lag von Reflexionen über die Seltsamkeit der Ereignisse, welche sich um mich zuzutragen schienen, erfüllt da. Ich war etwas peinlich bewegt. Ich hatte die Gefühle eines Mannes verwundet, von dem mir kein Leid widerfahren war, und für welchen mein Freund offenbar hohe Achtung hegte.

Ein eisenbeschlagener Huf erschallte auf den Steinen vor dem Hause. Es war Godé mit meinem Pferde, und im nächsten Augenblicke hörte ich ihn einen Piquetpfahl in das Pflaster hämmern.

Kurz darauf kehrte St. Vrain zurück.

„Nun,“ fragte ich, „was ist Ihnen widerfahren?“

„Er ist ein Wiesel, welches nie schläft. Er hatte sein Pferd bestiegen, ehe sie ihn einholten, und war sehr bald aus ihrem Bereich.“

„Können sie ihm aber nicht zu Pferde folgen?“

„Das ist nicht wahrscheinlich; — Ich möchte dafür bürgen, daß er nicht weit von hier Kameraden hat. Armijo — und er war es, der jene Schurken auf seine Fährte geschickt hat — besitzt keine Streitmacht, die ihm zu folgen wagte, wenn er in das wilde Gebirge hinauskommt. Für ihn ist nichts zu fürchten, sobald er über die Häuser hinaus ist.“

„Aber, lieber St. Vrain, sagen Sie mir, was Sie von diesem eigenthümlichen Manne wissen; ich bin in der größten Neugier.“

„Nicht heute Nacht, Harry, nicht heute Nacht. Ich wünsche Ihnen weiter keine Aufregung zu verursachen, und überdies habe ich Grund, Sie jetzt zu verlassen. Auf morgen denn — gute Nacht.“

Und mit diesen Worten überließ mein quecksilberner Freund mich und Godé einer ruhelosen Nacht.

Neuntes Kapitel.

Zurückgelassen.

Am dritten Tage nach dem Fandango wird ausgerufen, daß die Caravane nach Chihuahua weitergehen wird.

Der Tag erscheint, und ich bin außer Stande, mit ihr zu reisen. Mein Wundarzt, ein erbärmlicher Mexicaner, versichert mir, daß es mein sicherer Tod sein würde, die Reise zu versuchen. Aus Mangel an einem widersprechenden Zeugniß bin ich gezwungen, ihm zu glauben. Ich habe keine Alternative, als in Santa-Fé zu bleiben, bis die Kaufleute zurückkehren.

Ich nehme, mich auf meinem fieberischen Bette umherwerfend, von meinen bisherigen Genossen Abschied. Wir trennen uns unter vielfachen Ausdrücken des Bedauerns, vor Allem aber bereitet es mir Schmerz, St. Vrain, dessen muntere Gesellschaft drei Leidenstage hindurch mein Trost gewesen ist, Lebewohl zu sagen. Er hat sich als mein Freund bewiesen und es übernommen, meine Wagen zu beaufsichtigen und meine Waaren auf dem Markte von Chihuahua abzusetzen.

„Härmen Sie sich nicht, Mann,“ sagte er, als er Abschied nahm, „schlagen Sie die Zeit mit Champagner *El Paso* tot, wir werden in einem Eichhörnchensprunge wieder da sein, und verlassen Sie sich darauf, daß ich Ihnen eine Maulthierladung von mexicanischen Dollars zurückbringe. Gott behüte Sie — leben Sie wohl!

Ich kann in meinem Bette aufrecht sitzen und von meinem Fenster aus die weißen Planen der Wagen erblicken, während der Zug über einen nahen Hügel dahinrollt. Ich höre die knallenden Peitschen und das tiefe „Oho!“ der Gespannführer — ich sehe die Kaufleute aufsteigen und ihnen nachgaloppieren, und wende mich mit einem Gefühle der Einsamkeit und Verlassenheit auf meinem Lager um.

Tage lang liege ich, trotz des tröstlichen Einflusses des Champagners und der rauhen, aber herzlichen Aufmerksamkeit meines Voyageurkammerdieners, ruhelos auf meinem Lager.

Endlich stehe ich auf — kleide mich an — und sitze in meiner *ventana*. Ich habe eine gute Aussicht auf die Plaza und die anstoßenden Straßen, mit ihren Reihen von braunen Adobehäusern und staubigen Wegen dazwischen.

Ich blicke stundenlang auf das, was draußen vorgeht; das Schauspiel ist nicht ohne Neuheit und Abwechslung. Braune, häßliche Gesichter erscheinen hinter den Falten schmutziger *rebozos*, blitzende Blicke, unter den Krempe breiträndriger *sombreros* hervorgeworfen. *Poblanas*, mit kurzen Röckchen und bepantoffelten Füßchen, gehen Adobehäusern an meinen Fenstern vorüber, und Gruppen von „zahmen“ Indianern, *pueblos*, drängen sich aus den benachbarten *Rancherias* herein und bearbeiten im Gehen ihre Esel. Diese bringen Körbe mit Früchten und Gemüse. Sie kauern sich auf der staubigen Plaza hinter Haufen von Cactusfrüchten oder Pyramiden von Liebesäpfeln und Chileschoten nieder. Die Weiber, — leichtherzige Höckerinnen — lachen und singen und schnattern beständig. Die *tortillera* kniet an ihrem *metate*, zerquetscht den gekochten Mais, schlägt ihn zu dünnen Kuchen, wirft ihn auf einen erhitzten Stein und schreit dann: „*tortillas! tortillas calientes!*“ Die *cocinera* rührt die pfefferige Brühe von *Chile colorado* um — erhebt dieselbe in ihrem rothen Schöpflöffel und ladet ihre Kunden mit den Ausdrücken: „*chile bueno! excelente!*“ ein. „*Carbon! carbon!*“ schreit der Kohlenbrenner. „*Agua! agua limpia!*“ brüllt der *aguadore*. „*Pan fino! pan blanco!*“ kreischt der Bäcker, und andere Rufe von den Verkäufern von Atole, Hueras und Lache werden in schrillen, mißtönigen Stimmen ausgestoßen. Dies sind die Klänge einer mexicanischen *plaza*.

Anfangs sind sie interessant. Sie werden monoton — dann unangenehm, und endlich quälen sie mich, und ich höre ihnen mit einer Aufregung zu.

In einigen Tagen war ich im Stande, zu gehen und ich spazierte mit meinem treuen Godé aus. Wir wanderten durch die Stadt; sie erinnerte mich an ein ungeheures Ziegelfeld, ehe die Oefen angezündet sind.

Wir stießen überall auf dieselben braunen Adoben, dieselben an die Ecken gelagerten, schuftig aussehenden *leperos* — dieselben nacktbeinigen, bepantoffelten Dirnen — dieselben Reihen von geprügelten Eseln — dasselbe schrillende, abscheuliche Geschrei.

Wir gingen an einem verfallen aussehenden Hause in einem abgelegenen Stadttheile vorüber. Unsere Ohren wurden von Stimmen aus dessen Innern begrüßt. Wir hörten das Geschrei: „*Mueran los Yankees! Abajo los Americanos!*“ Ohne Zweifel befand sich der *pelado*, dem ich meine Wunde verdankte, unter den Schuften, die sich an die Fenster drängten; aber ich kannte die Gesetzlosigkeit des Ortes zu gut, um Gerechtigkeit zu verlangen. Wir hörten dasselbe Geschrei in einer anderen Straße — dann wieder auf der Plaza — und Godé und ich traten mit der

Ueberzeugung in die Fonda, daß unser öffentliches Erscheinen von Gefahr begleitet sein würde.

In meinem ganzen Leben habe ich nie so viel an Langeweile gelitten, als damals, wo ich in diese halb barbarische Stadt eingeschlossen und innerhalb der Mauern ihrer schmutzigen Fonda beinahe gefangen gehalten wurde. Ich fühlte es um so mehr, als ich vor Kurzem noch die Gesellschaft so jovialer, munterer Geister genossen hatte, und mir vorstellen konnte, wie sie in ihren Bivouacs an den Ufern des Rio del Norte zechten, oder wilden Gebirgsgeschichten zuhörten.

Godé theilte meine Gefühle und wurde eben so niedergeschlagen, wie ich. Der leichtsinnige Humor des Voyageurs verschwand; das Lied des canadischen Bootsmannes war nicht mehr zu hören; aber statt seiner wurde das „*Sacre!*“ das „*Enfant de garce!*“ und das englische „*Goddam!*“ gegen alles Mexicanische ausgestoßen und geschleudert. Ich beschloß endlich, unsern Leiden ein Ende zu machen.

„Dieses Leben ist nicht mehr zum Aushalten! Sehr langweilig! es ist wie ein Assemblée von verdammten Quäkern.“

„Ich bin entschlossen, es nicht länger zu ertragen.“

„Aber was kann Monsieur thun? Wieso, Capitain?“

„Indem ich diesen verwünschten Ort verlasse und zwar morgen schon.“

„Aber ist Monsieur fort? — stark, genug stark zum Reiten?“

„Ich will es riskiren, Godé; wenn ich zusammenbreche, so giebt es andere Städte am Flusse, wo wir Halt machen können; es ist überall besser, wie hier.“

„*C'est vrai*, Capitain, schöne Dörfer am Flusse hier hinaus: Albuquerque — Tome — sehr viele Dörfer, *mon Dieu!* alle sind besser. Santa-Fé ist ein Lager von verdammten Spitzbuben. Es wird sehr gut für uns sein, Monsieur, wenn wir gehen — sehr gut!“

„Gut, oder nicht gut, Godé; ich gehe. Machen Sie heute Abend also Ihre Vorbereitungen, denn ich werde morgen früh abreisen.“

„*Dieu merci!* Es wird ein großes Vergnügen sein, Vorbereitungen zu machen!“ Und der Canadier lief, vor Freuden mit den Fingern schnalzend, aus dem Zimmer.

Ich war entschlossen, auf alle Fälle Santa-Fé zu verlassen; wenn meine halb wiedergekehrten Kräfte es aushielten, so wollte ich der Caravane folgen und sie wo möglich einholen. Ich wußte, daß sie über die tiefen Sandwege des Rio del Norte nur kurze Tagereisen machen könnten. Wenn es mir nicht gelingen sollte, sie einzuholen, so konnte ich in Albuquerque oder El Paso Halt machen, und jede von diesen Städten mir einen Aufenthalt gewähren, der wenigstens ebenso angenehm war, wie derjenige, welchen ich verließ.

Mein Wundarzt versuchte, mir die Sache auszureden. Er versicherte mir, daß ich in der kritischsten Lage und meine Wunde noch keineswegs vernarbt sei. Er malte in den beredtesten Ausdrücken die Gefahren des Fiebers, des Brandes, der Verblutung aus. Er sah, daß ich halsstarrig war, und beschloß seine Ermahnungen damit, daß er mir seine Rechnung überreichte; sie belief sich auf die bescheidene Summe von hundert Dollars! Es war eine Erpressung. Was konnte ich thun? ich stürmte und protestirte. Der Mexicaner drohte mir mit der Justiz des Gouverneurs. Godé schwor auf französisch, spanisch, englisch und indisch; es nützte aber Alles nichts. Ich sah, daß die Rechnung bezahlt werden mußte, und ich bezahlte sie, wenn auch keineswegs mit guter Miene.

Der Heilkünstler verschwand und der Wirth kam nach. Er erschöpfte sich eben so, wie der Erstere, in eindringlichen Bitten, um mich am Aufbrechen zu verhindern. Er bot mir eine Menge der verschiedenartigsten Gründe zum Beihmbleiben dar.

„Gehen Sie nicht, so lieb Ihnen Ihr Leben ist, Sennor, thun Sie es nicht.“

„Und warum nicht, guter José?“ fragte ich.

„O, sennor, *los indios bravos — los navajos! caramba!*“

„Aber ich gehe nicht in das Indianerland, ich reise flußabwärts, durch die Städte — *no hay segurided*. Nein — nein — vor den *navajos* — ist nirgends Sicherheit zu finden. *Hay novedades* — es sind erst heute Neuigkeiten angelangt. *Polvidera! — pobre Polvidera!* — Es ist am vergangenen Sonntag angegriffen worden, am Sonntag, sennor, wo sie Alle *en la misa* waren. Die Räuber umringten die Kirche, und *o caramba!* sie schleppten die armen Leute — Männer, Weiber und Kinder heraus. *Pues, sennor*, tödteten sie die Männer — und die Weiber — *Dios de mi alma!*“

„Nun und die Weiber?“

„O, Sennor, sie sind alle fort — sie sind von den Wilden ins Gebirge geschleppt worden — *pobres mugeres!*“

„Es ist allerdings eine traurige Geschichte, — aber die Indianer unternehmen, wie ich gehört habe, dergleichen Beutezüge nur in langen Zwischenräumen. Ich werde jetzt schwerlich auf sie stoßen. Auf alle Fälle habe ich mich entschlossen, José, die Gefahr zu laufen.“

„Aber, Sennor,“ fuhr José fort, indem er seine Stimme zu einem vertraulichen Tone herabsenkte, „es sind noch andere *ladrones*, außer den Indianern, da — Weiße — *muchos-muchissimos!* Ja wahrhaftig, *mi amo*, weiße Räuber — *blancos — blancos y muy feos — carray!*“

Und José schloß seine Finger, als ob er den eingebildeten Gegenstand umfasse.

Diese Berufungen auf meine Furcht waren vergeblich. Ich beantwortete sie dadurch, daß ich auf meine Revolver und Büchse und den gut gefüllten Gürtel meines Dieners Godé deutete.

Als der mexicanische Bonifacius sah, daß ich entschlossen war, ihn aller Gäste, die er im Hause hatte, zu berauben, entfernte er sich mürrisch und kehrte kurz darauf mit seiner Rechnung zurück. Gleich der des *Medico*, war sie unverhältnißmäßig groß; aber ich konnte mir nicht helfen, und bezahlte sie.

Mit dem Morgengrauen war ich im Sattel und ritt, von Godé und ein paar schwerbepackten Maulthieren gefolgt, aus der häßlichen Stadt, worauf ich die Straße nach dem dem *Rio Abajo* einschlug.

Zehntes Kapitel.

Der Rio del Morte.

Wir reisen Tage lang am Rio del Norte hinab, wir ziehen durch zahlreiche Dörfer, von denen viele Wiederholungen von Santa-Fé sind. Wir folgen über die *zequias* und Bewässerungscanäle,

und reiten an Feldern von hellgrünen Maispflanzen vorüber. Wir sehen Weinberge und große Haciendas. Diese scheinen immer reicher und fruchtbarer zu werden, je näher wir dem südlichen Theile der Provinz — dem Rio Abajo kommen.

In der Ferne sehen wir, sowohl östlich, wie westlich, dunkle Berge gegen den Himmel aufragen, es sind die Zwillingsreihen der Felsengebirge. Lange Ausläufer gehen von ihnen dem Flusse zu und scheinen an verschiedenen Stellen das Thal zu schließen. Nie erhöhen den Ausdruck verschiedener schöner Landschaften, die sich auf unsrem Wege uns öffnen.

Wir sehen in den Dörfern und auf den Landstraßen malerische Costüme, Männer in der carrirten Serape oder der gestreiften wollenen Decke der Navajos, kegelförmige Sombreros, mit breiten Krämpfen, Calzoneros von Baumwolle, mit ihren Reihen glänzender Zuckerhutknöpfe, und der hellfarbigen Schärpe, welche sie um den Leib festhält. Wir sehen Mangas und Tilmas und Sandalen tragende Männer, wie im Orient. An den Frauen bemerken wir den graciösen Rebozo, die kurze Nagua und das gestickte Chemisett.

Wir sehen rohe Ackerbauwerkzeuge, die knarrende Carreta mit ihren Blockrädern, den Urpflug, aus einem gabelförmigen Baumaste, welcher kaum den Boden aufritzt, die an den Hörnern zusammengejochten Ochs, — alle diese Gegenstände sind für unser Auge neu und merkwürdig, und verkünden den tiefsten Grad landwirthschaftlicher Kenntniß.

Auf den Wegen stoßen wir auf zahlreiche Abajos, unter der Obhut ihrer Arrieros. Wir beobachten die kleinen, glatten, leichtgegliederten, boshaften Maulthiere, wir werfen einen Blick auf die schweren Alparejas und bunten, gestreckten Apischamoren. Wir bemerken die kleinen, sehnigen Mustangs, welche die Arrieros reiten, die hoch aufgethürmten Sättel und Haarzügel, die braunen Gesichter und spitzigen Bärte der Reiter, die mächtigen Spore, welche bei jedem Schritte klirren, die Ausrufe: „*Halloh! mula! mula! Malraya! vaya!*“

— Wir bemerken alles Dies und es verkündet uns, daß wir im Lande der Hispano-Amerikaner reisen.

Unter andern Umständen würden diese Dinge mich interessirt haben; zu jener Zeit erschienen sie mir wie die Bilder eines Panorama's, oder die wechselnden Scenen eines fortwährenden Traumes; als solche haben sie ihre Eindrücke in meinem Gedächtniß hinterlassen. Ich befinde mich in dem beginnenden Delirium des Fiebers.

Es begann jetzt erst, dessenungeachtet aber verzerrte es die Bilder um mich her, und machte ihre Eindrücke unnatürlich und ermüdend. Meine Wunde begann mir neue Schmerzen zu bereiten, und die Sonnenhitze, und der Staub, und der Durst, und die erbärmliche Bewirthung in den neu-mexicanischen Posaden reizten mich so auf, daß ich es kaum noch ertragen konnte. Am fünften Tage nachdem wir Santa-Fé verlassen hatten, ritten wir in dem erbärmlichen, kleinen *pueblo Parida* ein. Es war meine Absicht, hier zu bleiben, aber der Ort erwies sich so häßlich, und bot so geringe Aussicht auf Bequemlichkeit dar, daß ich nach Socoro weiter ging. Dies ist der letzte bewohnte Ort in Neu-Mexico, auf dem Wege nach jener entsetzlichen Wüste — der *yornada del muerte*.

Godé hatte die Reise nie gemacht, und in Parida hatte ich Eins erlangt, was wir bedurften — einen Führer. Er hatte sich freiwillig angeboten, und da ich erfuhr, daß es keine leichte Aufgabe sein würde, in Socoro einen zu erlangen, so mußte ich ihn wohl mitnehmen. Er war ein roher, zottig aussehender Gesell: dessen Aeußeres mir gar nicht gefiel; aber ich fand, als ich nach Socoro kam, daß Das, was ich gehört hatte, richtig war. Unter keiner Bedingung war ein Führer zu miethen. — Die Furcht vor der *yornada* und ihren gelegentlichen Gästen, den Apachen, war

zu groß.

In Socoro hörte man nichts als Indianergerüchte — *novedades*. Die Indianer hatten einen Atajo in der Nähe von der Furth von Fra Cristobal. Ueberall wurden die Arrieros bis auf den letzten Mann ermordet. Das Dorf war von Bestürzung über die Nachricht erfüllt, die Bewohner fürchteten einen Angriff, und hielten mich für wahnsinnig, als ich meine Absicht, die *yornada* zu machen, kund gab.

Ich begann zu fürchten, daß sie meinen Führer von seiner Zusage abschrecken würden; aber der Bursche blieb fest und drückte fortwährend seine Bereitwilligkeit aus, uns zu begleiten.

Auch ohne die Aussicht, den wilden Apachen zu begegnen, war ich nur schlecht auf die *yornada* vorbebereitet. Der Schmerz meiner Wunde hatte sich vermehrt, und ich war angestrengt und glühte wie im Fieber.

Die Caravane war aber erst vor drei Tagen durch Socoro gekommen, und ich hoffte, meine alten Gefährten einzuholen, ehe sie El Paso verlassen konnten. Dies bewog mich, am Morgen weiter zu gehen, und ich traf Arrangements zum frühen Aufbruch.

Godé und ich waren vor Tagesanbruch munter. Mein Diener ging hinaus, um den Führer zu rufen und die Thiere zu satteln; ich blieb im Hause und bereitete eine Tasse Kaffee, wobei mir der Wirth der Posada, welcher sich erhoben hatte und in seiner Serape umherstolzte, beistand.

Während ich so beschäftigt war, erschreckte mich die Stimme Godé's, welcher rief:

„*Mon maître! mon maître!* der verdammte Schuft ist davongelaufen.“

„Was meinen Sie? wer ist davongelaufen?“

„*O Monsieur, le damné, la damné Mexicain* mit Ihrem Maulthiere, hat sie bestohlen und ist davongelaufen. *Venez, Monsieur, venez!*“

Ich folgte dem Canadier mit ängstlichen Gefühlen in den Stall. Mein Pferd — aber nein — dem Himmel sei Dank! — es war noch da! Eins von den Maulthieren, der *macho* — war verschwunden. Es war dasjenige, welches der Führer, von Parida her, geritten hatte.

„Vielleicht ist er noch nicht fort,“ meinte ich; „er kann noch in der Stadt sein.“

Wir sendeten und gingen nach allen Seiten, aber ohne Erfolg. Endlich wurden wir durch die Ankunft eines frühen Marktbesuchers, der einen Mann, wie unsern Führer, weit oben am Flusse im vollen Galopp hatte reiten sehen, aus unsern Zweifeln gerissen.

Was sollten wir thun? ihm nach Parida nachreisen? nein, das wäre eine vergebliche Reise gewesen.

Ich wußte, daß er nicht so thöricht sein würde, dorthin zu gehen; und selbst wenn er es that, wäre es ein Narrenstreich gewesen, dort Gerechtigkeit zu suchen, und ich beschloß daher, die Sache ruhen zu lassen, bis die Rückkehr der Händler mich in den Stand sehen würde, den Dieb aufzufangen, und von den Behörden die Bestrafung zu fordern.

Mein Bedauern über den Verlust meines Macho war mit einer Art von Dankbarkeit gegen den Burschen vermischt, als ich meine Hand auf die Nase meines vor Freuden winselnden Pferdes legte. Was hatte ihn verhindert, das Pferd statt des Maulthieres zu nehmen? es ist eine Frage, die ich noch heute nicht beantworten kann. Ich vermag den Vorzug, welchen der Bursche dem Maulthiere vor dem Pferde gab, nur durch offenbare Ehrlichkeit, oder die verkehrteste Dummheit zu erklären.

Ich suchte einen andern Führer und wendete mich deshalb an den Gastwirth von Socoro, aber ohne Erfolg. Er kannte keinen Mozo, der die Reise vornehmen würde.

„*Los Apachos! — los Apachos!*“

Ich wendete mich an die Peonen und Müssiggänger der Plaza:

„*Los Apachos!*“

Ueberall, wohin ich ging, erhielt ich die Antwort: „*Los Apachos!*“ und ein Schütteln des Zeigefingers vor der Nase, in ganz Mexico ein negatives Zeichen.

„Es ist klar, Godé, daß wir keinen Führer erhalten können. Wir müssen diese *yornada* ohne einen solchen versuchen. Was sagen Sie dazu, Voyageur?“

„Ich bin bereit, *mon maître — allons!*“

Und ich schlug, von meinem getreuen Gefährten, mit unserm noch übrigen Packmaulthiere gefolgt, die nach der Wüste führende Straße ein. Jene Nacht schliefen wir in den Ruinen von Valverde, und traten am folgenden Morgen beizeiten die Todesreife an.

Elftes Kapitel.

Die Todesreise.

In zwei Stunden kamen wir an die Furth von Fra Cristobal. Hier trennte sich die Straße vom Flusse und bog in die wasserlose Wüste ein. Wir wadeten durch die seichte Furth und stiegen auf dem östlichen Ufer heraus. Wir füllten sorgfältig unsere Xuages und gaben unseren Thieren, so viel sie trinken wollten.

Nach einem kurzen Aufenthalt, um uns zu erfrischen, ritten wir weiter.

Wir waren noch nicht weit gereis't, als wir auch das Passende des Namens dieser entsetzlichen Reise erkannten. Den Pfad entlang verstreut, sahen wir die Gebeine einer Menge von Thieren liegen. Auch Menschenknochen befanden sich darunter: Jene weiße, runde Masse, mit ihren grausenden Zahnreihen und zackigen Näthen ist ein Menschenschädel. Er liegt neben dem Skelett eines Pferdes. Mensch und Reiter sind zusammengestürzt. Die Wölfe haben sie zu gleicher Zeit abgenagt. Sie sind auf ihrem wasserlosen Wege zusammengesunken und in Verzweiflung gestorben, obgleich das Wasser, wenn sie es nur gewußt hätten, im Bereich einer weiteren Anstrengung gewesen wäre!

Wir sehen das Skelett eines Maulthieres, und darum noch die Alpareja geschnallt und darauf eine alte, zerrissene, vom pfeifenden Winde umhergeschleuderte Wollendecke.

Andere Gegenstände, die durch Menschenhände hervorgebracht worden sind, begegnen beim Weiterreiten unsern Blicken — eine zerdrückte Blechflasche — die Trümmer einer Glasbouteille — ein alter Hut — ein Stück von einer Satteldecke — ein mit rothem Rost überzogener Steigbügel — ein zerrissener Bügelriemen — und eine Menge ähnlicher Denkzeichen sind auf unserem Pfade verstreut und sprechen eine traurige Sprache.

Wir befinden uns immer noch erst am Rande der Wüste. Wir sind frisch. Wie, wenn wir darüber

hinweggerais't sind und uns der entgegengesetzten Seite genähert haben werden! Werden wir auch solche Andenken zurücklassen?

Wir fühlen uns mit peinlichen Ahnungen erfüllt, während wir über die dürre Wüste, welche sich endlos vor uns ausbreitet, hinblicken. Wir fürchten die Apachen nicht — die Natur selbst ist der Feind, der uns Besorgniß einflößt.

Wir nehmen die Wagengleise zum Führer und reiten langsam weiter. Wir werden schweigsam, als ob wir stumm wären. Die Berge von Cristobal sinken hinter uns hinab und wir haben „das Land beinahe aus dem Gesicht verloren“. Wir können den Rücken der Sierra blanca fern im Osten sehen, aber vor uns nach Süden zu — trifft das Auge auf kein Grenzzeichen.

Die Sonne wird heißer und immer heißer! Ich wußte schon beim Aufbrechen, daß dies der Fall sein würde. Es war einer von den kühlen Morgen, wo auf dem Flusse und in der Luft Nebel schweben.

Auf allen meinen Wanderungen durch die verschiedenartigsten Länder habe ich bemerkt, daß solche Morgen die Boten schwüler Mittage sind.

Die Sonne steigt immer noch und mit jedem Augenblicke werden ihre Strahlen glühender und versengender. Es weht ein starker Wind, aber er fächelt uns keine Kühlung zu, im Gegentheil, er erhebt die heißen Krystalle und treibt sie schmerzlich in unser Gesicht.

Die Sonne hat den Zenith erreicht; wir reiten mühsam durch den nachgiebigen Sand. Meilenweit sehen wir keine Spur von Vegetation; die Wagengleise dienen uns nicht mehr zu Führern: der Flugsand hat sie verwischt!

Wir gelangen auf eine Ebene, die mit Beifuß und Gruppen des häßlichen Fettholzes bedeckt ist.

Die verschlungenen und verkrümmten Zweige hemmen uns am Vorwärtskommen. Stundenlang reiten wir durch Dickichte des bittern Salbei hin und gelangen endlich von Neuem in eine sandige wellenförmige Gegend. Lange, unfruchtbare Ausläufer kommen vom Gebirge herab und werden an ihrem Ende zu Hügeln von trockenem Flugsand. Jetzt erheitert nicht einmal mehr das silberfarbige Blatt des Beifuß unsern Pfad. Vor uns sehen wir nichts, als eine öde gelbe, pfad- und baumlose Wüste.

Die tropische Sonne wird von der glitzernden Oberfläche zurückgeworfen und wir von den abgespiegelten Strahlen beinahe blind gemacht. Der Wind weht leiser und stumme Wolken belasten, langsam dahinziehend, die Luft.

Wir dringen vorwärts, ohne daß unser Weg durch einen Führer, oder irgend einen bekannten Gegenstand angedeutet würde. Wir sind bald in Verwirrung. Um uns wird ein, dem Anscheine nach durch Zauberkraft hervorgerufenes Schauspiel sichtbar. Mächtige, von Wirbelsturm aufgehobene Sandthürme steigen scheinrecht zum Himmel auf. Sie bewegen sich über die Ebene hin und her. Sie sind gelb und leuchtend. Die Sonne blitzt auf ihren schwebenden Krystallen. Sie bewegen sich langsam, aber nähern sich uns.

Ich erblicke sie mit Gefühlen scheuer Furcht. Ich habe von Reisenden gehört, die von dem Wirbelsturm aufgehoben und aus furchtbaren Höhen wieder herabgeschleudert worden sind.

Das von der Naturerscheinung scheu gemachte Packmaulthier zerreißt den Lasso und jagt unter die Hügel davon. Godé ist ihm nachgaloppirt — ich bin allein!

Jetzt werden neun bis zehn riesenhafte Säulen sichtbar und schreiten, mich allmähig im Kreise umgebend, über die Ebene dahin. Ihre Erscheinung besitzt etwas Gespenstisches, sie gleichen

Wesen einer Geisterwelt, sie scheinen mit dämonischem Leben begabt zu sein.

Zwei von ihnen nähern sich einander. Es erhebt sich ein kurzer Kampf, welcher mit ihrer beiderseitigen Zerstörung endet. Der Sand wird auf die Erde hinabgestürzt und der Staub schwebt in gelben, formlosen Massen hinweg.

Mehrere haben mich in einen kleinen Raum eingeschlossen und kommen allmählig näher. Mein Hund heult und bellt — mein Pferd zittert vor Schrecken und stößt Schreie des Entsetzens aus.

Ich bin unentschlossen, ich sitze in meinem Sattel und erwarte den Ausgang mit einem unbeschreiblichen Gefühle. Meine Ohren erfüllen sich mit einem summenden Schall, wie von im Gange befindlichen Maschinerien, meine Augen verzerren die natürliche Farbe zu einer feurigen Gluth. Mein Gehirn dreht sich im Kreise seltsame Gegenstände werden mir sichtbar. Das Fieber ergreift mich!

Die sandbeladenen Luftströme schlagen in wildem Ringen gegeneinander. Ich werde rund umgedreht und aus meinem Sattel gerissen. Meine Augen, mein Mund und meine Ohren haben sich mit Staub gefüllt, Sand, Steine und Aeste schlagen wüthend in mein Gesicht und ich werde mit Heftigkeit zu Boden geworfen.

*

Ich lag einen Augenblick an der Stelle, wo ich gefallen war, halb vergraben und blind da. Ich konnte bemerken, daß dicke Staubwolken immer noch über mich hingefgen. Ich war weder betäubt noch verletzt, und begann um mich her zu tasten, denn bis jetzt vermochte ich noch nichts zu sehen. Meine Augen waren mit Sand angefüllt und schmerzten mich entsetzlich; ich streckte meine Arme aus und fühlte nach meinem Pferde ich rief es bei seinem Namen — ein leises Winseln antwortete mir — ich schwankte auf die Stelle zu, von welcher der Ton kam und legte meine Hand auf das treue Thier — es lag auf der Seite. Ich ergriff den Zügel und es sprang auf, aber ich konnte fühlen, daß es zitterte wie ein Espenblatt.

Ich stand beinahe eine halbe Stunde lang am Kopfe meines Pferdes, rieb den Staub aus meinen Augen und wartete, bis der Samum sich gelegt haben würde.

Endlich war die Atmosphäre reiner und ich konnte den Himmel sehen. Der Sand trieb immer noch über die Hügel dahin und ich war nicht im Stande, die Oberfläche der Ebene zu unterscheiden. Von Godé erblickte ich keine Spur. Er konnte mir dessenungeachtet nahe sein und ich schrie laut seinen Namen. Ich lauschte, erhielt aber keine — Antwort. Von Neuem erhob ich meine Stimme und mit dem gleichen Resultat. Außer dem Brausen des Windes war kein Laut vernehmbar. '

Ich stieg auf und begann über die Ebene zu reiten, um meinen Kameraden zu suchen. Ich hatte keine Idee, welche Richtung er eingeschlagen haben möge. Ich machte einen Umweg von etwa einer Meile, indem ich beständig seinen Namen rief. Ich erhielt keine Erwiderung und konnte auch auf dem Boden keine Fährte sehen. Ich galoppirte eine Stunde lang von einem Hügelrücken zum andern, ohne aber auf ein Zeichen von meinem Kameraden, oder dem Maulthiere zu stoßen.

Endlich hielt ich in Verzweiflung an; ich hatte mich schwach und heißer geschrien — ich konnte nicht mehr suchen.

Ich war durstig und wollte trinken. — O Gott, meine Xuagen sind zerbrochen! Das Packmaulthier hat den Wasserschlauch mitgenommen!

Die zerdrückte Kalebasse hing noch an ihrem Riemen, und die letzten Tropfen, welche sie enthalten hatte, träufelten an den Flanken meines Pferdes hinab. Ich wußte, daß ich gegen fünfzig Meilen von jedem Wasser entfernt war.

Ihr könnt die Furchtbarkeit dieser Lage nicht verstehen! Ihr lebt in einer nördlichen Zone — in einem Lande der Teiche und Ströme und klaren Quellen, Ihr habt nie Durst gefühlt, Ihr kennt den Wassermangel nicht, es sprudelt aus jedem Hügelhang und Ihr seid in Bezug auf seine Qualität wählerisch geworden. Ihr beklagt Euch über seine Härte, seine Weichheit, oder seinen Mangel an krystallener Reinheit!

Wie ganz anders ist es mit dem Bewohner der Wüste — dem über das Wüstenmeer Reisenden. Das Wasser ist seine Hauptsorge — sein stets gegenwärtiger Gedanke. Das Wasser ist die Gottheit, welche er anbetet.

Den Hunger kann er unterdrücken, so lange noch ein Fetzen von seinem Ledergewande an ihm hängt. Wenn sich kein Wild zeigen sollte, kann er das Murmelthier trappen, die Eidechse fangen und die Prairiegrillen sammeln. Er kennt jede Wurzel und Frucht, die das Leben zu erhalten vermag. Gebt ihm Wasser und er wird Leben und sich weiter kämpfen. Er wird mit der Zeit aus der Wüste kriechen. Hat er dieses nicht, so kann er eine bleierne Kugel oder ein Stückchen Calcedon kauen, er kann den Kugelcactus aufschneiden und die Eingeweide des getödteten Büffels öffnen, endlich aber muß er doch sterben. Hat er kein Wasser, so muß er selbst von Ueberfluß — Ueberfluß an Nahrung — umgeben, umkommen.

Ach! Ihr kennt den Durst nicht! Ist etwas furchtbar in der wilden westlichen Wüste, so ist es der Durst, welcher tödtet.

Kein Wunder, daß ich von Verzweiflung erfüllt war.

Ich glaubte etwa in der Mitte der Yornada zu sein. Ich wußte, daß ich ohne Wasser die andere Seite nicht erreichen könne — das Verlangen danach hatte bereits begonnen — meine Kehle und Zunge waren zusammengeschrumpft. und dürr. Durst und Fieber hatten dies gethan. Auch der Wüstenstaub hatte seinen Theil dazu beigetragen.

Bereits nagte ein glühendes Sehnen mit unablässigen Zähnen an mir.

Ich hatte jede Kenntniß der Richtung, welche ich einschlagen sollte, verloren. Die Berge, welche mir bisher zu Führern gedient hatten, schienen nach allen Seiten zurückzuweichen. Ihre zahlreichen Ausläufer setzten mich in Verwirrung.

Ich erinnerte mich, von einer Quelle — dem *Ojo del Muerto* — gehört zu haben, welche westlich von der Straße liegen sollte. Zuweilen war in dieser Quelle Wasser. Bei andern Anlässen hatten Reisende sie nur erreicht, um die Quelle ausgetrocknet zu finden und ihre Gebeine an ihren Ufern zurückzulassen. So erzählte man sich in Socoro.

Einige Minuten lang schwankte ich und dann zog ich fast unwillkürlich die rechte Seite meines Zügels an und lenkte mein Pferd nach Westen. Ich wollte die Quelle suchen und wenn es mir nicht gelingen sollte, sie zu finden, dem Flusse zureiten. Ich kam dadurch von meiner Richtung ab, aber ich mußte das Wasser erreichen und mein Leben retten.

Ich saß schwach und halb erstickt in meinem Sattel und ließ mein Thier nach Belieben gehen. Ich hatte die Energie, es zu leiten, verloren.

Es ging viele Meilen weit — in westlicher Richtung, denn die Sonne zeigte mir die eingeschlagene Richtung an; plötzlich wurde ich aus meiner Betäubung erweckt. Ein erfreulicher

Anblick war vor mir — ein See! ein krystallheller See! War ich gewiß, ihn zu sehen! konnte es nicht eine Luftspiegelung sein? Nein, seine Umrisse — waren zu scharf begrenzt, er hatte nicht das dunstige, weißliche Aussehen, welches das letztere Phänomen unterscheidet. Nein, es war nicht die Luftspiegelung — es war Wasser!

Ich drückte unwillkürlich meinem Pferde die Sporen ein, aber es bedurfte dessen nicht. Es hatte bereits das Wasser erblickt und sprang, mit neuer Energie erfüllt, darauf zu. Im nächsten Augenblick war es bis an die Weichen darin.

Ich warf mich aus dem Sattel, daß das Wasser um mich ausplätscherte. Ich wollte es soeben in meine hohle Hand schöpfen, als die Bewegung meines Pferdes meine Aufmerksamkeit erregte. Statt begierig zu trinken, stand es da und warf den Kopf mit einem getäuschten Schnarchen zurück. Auch mein Hund wollte nicht saufen und lief heulend und winselnd am Ufer hin.

Ich wußte, was dies zu bedeuten hatte, aber mit der gewöhnlichen Halsstarrigkeit, welche alle andere Zeugnisse, als die der Sinne, verwirft, erhob ich einige Tropfen in meiner Hand und brachte sie an meine Lippen. Sie waren salzig und brennend.

Ich hätte dies wissen können, ehe ich den See erreichte, denn ich war durch eine salzige Incrustation geritten, welche ihn, wie ein Schneegürtel, umringte. Aber mein Gehirn war im Fieber, meine Vernunft hatte mich bereits verlassen.

Es hätte nichts genutzt, wenn ich auch geblieben wäre, wo ich war. Ich kletterte in meinen Sattel zurück und ritt dem Gestade entlang, über Felder schneeweißen Salzes. Hier und da stießen die Hufe meines Pferdes auf bleichende Thierknochen — die Ueberbleibsel so manchen Opfers des Durstes. Mit Recht führt dieser See den Namen der *Luguna del muerto*, des „Todtensees“.

Als ich seine südliche Spitze erreicht hatte, schlug ich von Neuem die Richtung nach Westen ein, in welcher ich auf den Fluß zu stoßen hoffte.

Von dieser Zeit an, bis zu einer späteren Periode, wo ich mich in weit verschiedenen Umgebungen wieder fand, habe ich keine deutliche Erinnerung. Ich entsinne mich an Ereignisse, die in keiner Verbindung miteinander standen, aber dessenungeachtet wirklich geschehen waren. Sie sind in meinem Gedächtniß mit anderen so phantastisch und unwahrscheinlich verkettet, daß ich die Letztere nur als Phantasien des Wahnsinns, welcher mich jetzt befallen hatte, betrachten kann. Einige von ihnen waren aber wirklich. Mein Verstand mußte von Zeit zu Zeit in Folge einer eigenthümlichen Oscillation des Gehirns zurückgekehrt sein.

Ich erinnere mich an das Absteigen auf einem hohen Ufer — ich mußte bis dahin mehrere Stundenlang bewußtlos dahingereis't sein — denn die Sonne stand tief am Horizont, als ich absaß. Es war ein sehr hohes Ufer — ein Abgrund, und unter mir sah ich einen schönen Fluß durch Haine von smaragdenem Grün hingleiten. Es war mir, als ob eine Menge von Vögeln in den Bäumen flatterten und ihre Stimme in köstlichen Melodien erschallte. Die Luft war duftig und das Schauspiel unter mir schien ein Elysium zu verkünden. Ich dachte, daß um die Stelle, wo ich mich befand, Alles öde und kahl und von unerträglicher Hitze verdorrt war. Ein unlösbarer Durst quälte mich und wurde wüthender, als ich auf das fließende Wasser blickte.

Dies war Wirklichkeit. Alles dies existirte.

*

Ich muß trinken, ich muß an den Fluß hinab! es ist kühles, süßes Wasser. O, ich muß trinken. Was? — eine steile Klippe! nein, ich will dort nicht hinabgehen, ich kann hier leichter

hinabsteigen. Wer sind diese Gestalten! — Wer sind Sie, Sir? — Ach, Du bist es, mein braver Moro, und Du, Alp! kommt! kommt folgt mir hinab — hinab an den Fluß! o, wieder die verwünschte Klippe! — Seht das schöne Wasser an — es lächelt! es gleitet sich kräuselnd dahin! — kommt! kommt! wir wollen trinken! — Nein — noch nicht! — wir können noch nicht — wir müssen weiter gehen! Hu! welche Höhe, um von ihr hinabzuspringen. Aber wir müssen Alle trinken. Kommen Sie, Godé! komm, Moro, Du alter . Alp — komm mit — wir wollen hinab — wir wollen trinken. Wer ist Tantalus? — Ha, ha, ha! ich nicht! ich nicht! — Zurück Dämon — Stoß mich nicht hinüber — zurück! Zurück sage ich Euch! — O!

*

Es war mir, als ob eine Menge von seltsamen und dämonischen Gestalten sich um mich drängten und mich an den Rand der Klippe schleppten. Ich wurde in die Luft hinausgeschleudert. Ich fühlte, daß ich fiel — fiel — fiel — und doch den grünen Bäumen und dem glänzenden Wasser nicht näher kam obgleich ich sie unter mir schimmern sehen konnte.

*

Ich ruhe auf einem Felsen, einer Masse von und geheuern Dimensionen — aber er ist nicht in Ruhe, er schwimmt durch den leeren Raum vorwärts. Ich kann mich nicht bewegen, ich liege hilflos auf seiner Oberfläche, ausgestreckt da — während er vorwärts schwebt — Er ist ein Aerolith, es kann nichts Anderes sein.

O Gott! es wird einen entsetzlichen Zusammenstoß geben, wenn er gegen irgend einen platten Kegel anschlägt. Entsetzen! Entsetzen!

*

Ich liege auf dem Boden — auf dem Boden der Erde. Er hebt sich unter mir und schwankt hin und her, wie in den Wellenschwingungen eines Erdbebens.

*

Ein Theil von diesen Erscheinungen war Wirklichkeit — ein Theil davon ein Traum, ein Traum, der einige Aehnlichkeit mit den Schrecken eines ersten Rausches besaß.

Zwölftes Kapitel.

Zoe.

Ich lag da und folgte mit meinen Augen den Gestalten auf den Vorhängen. Es waren Scenen aus alter Zeit — geharnischte Ritter, mit Helmen, auf Streitrossen, die mit eingelegter Lanze auf einander einsprengten oder, von Speeren durchbohrt, von ihren Pferden stürzten.

Auch andere Scenen waren da — Edeldamen auf vlämischen Zeltern, die den Flug des Stoßfalken beobachteten, aufwartende Pagen und zusammengekoppelte Hunde von

merkwürdigen erloschenen Racen. Vielleicht hatten sie nie anders, als in den Träumen eines alten Künstlers existirt, aber mein Auge folgte ihren sonderbaren Gestalten mit einer Art blödsinniger Verwunderung.

Die edeln Züge der Damen machten einen starken Eindruck auf mich. War dies auch eine Einbildung des Malers? — oder waren jene göttlichen Umrisse des Gesichtes und der Gestalt der Zeit eigenthümlich?

Wenn dem so war, so braucht man sich nicht zu wundern, daß um ihres Lächelns willen Harnische durchbohrt und Lanzen zersplittert wurden.

Metallene Stäbe hielten die Gardinen — Stäbe welche glänzend schimmerten und, nach aufwärts gebogen, eine Himmelsdecke bildeten. Mein Auge lief diese Stäbe entlang, betrachtete ihre Formen und bewunderte kindisch die Regelmäßigkeit ihrer Kurven.

Ich war nicht in meinem Vaterlande — diese Dinge waren mir fremd und doch, dachte ich, habe ich schon früher etwas Derartiges gesehen — aber wo? — o, dies erkenne ich an seinen breiten Streifen und seiner seidenartigen Textur — es — ist eine Navajosdecke.

Wo war ich zuletzt — in— Neu-Mexico? — Ja, jetzt entsinne ich mich — die Yornada — aber wie kam ich —?

Kann ich dies auflösen? — es ist dicht gewoben — es ist Wolle — seine Wolle — nein, ich kann keinen Faden davon —

Meine Finger, wie weiß und dünn sie sind — und meine Nägel — blau und lang, wie die Klauen eines Vogels! — ich habe einen Bart — ich fühle ihn an meinem Kinn. Was hat mir einen Bart gegeben? ich trage ihn nie. Ich will ihn abrasiren — ha! mein Schnurrbart!

Die Ritter — wie sie gegen einander anstürmen! eine blutige Arbeit! Dieser kühne Bursche — er ist noch dazu der kleinere — wird den Andern vom Pferde werfen. Ich kann es nach der Bewegung — seines Rosses und der Art, wie er darauf sitzt, beurtheilen. Pferd und Reiter sind jetzt Ein Wesen. Der gleiche Geist vereint sie durch ein räthselhaftes Band. Das Pferd fühlt mit seinem Reiter. Er kann bei einem solchen Angriffe nicht unterliegen.

Jene schöne Dame! — die, auf deren Arm der Falke sitzt! — wie glänzend, wie kühn! — und doch wie schön!

Ich war müde geworden und schlief wieder ein.

Abermals verfolgte mein Auge die Gestalten auf der Gardine — die Ritter und Damen — die Pagen — die Hunde — die Falken und die Pferde.

Aber in meinem Gehirn war es klarer geworden und es wurde von Musik durchströmt. Ich lag stumm da und lauschte.

Die Stimme war eine weibliche. Sie war weich und schön modulirt. Jemand spielte auf einem Saiten-Instrument. Ich erkannte die Töne der spanischen Harfe, aber das Lied war ein französisches, ein Lied aus der Normandie, und die Worte waren die jenes romantischen Landes.

Ich wunderte mich darüber, denn meine Erinnerung an die zuletzt erlebten Ereignisse kehrten zurück und ich wußte, daß ich weit von Frankreich entfernt war.

Das Licht strömte auf mein Lager und ich wendete mein Gesicht nach der vorderen Seite und sah, daß die Vorhänge zurückgezogen waren.

Ich befand mich in einem seltsamen, aber elegant möblirten großen Zimmer. Vor mir waren

sitzende und stehende menschliche Gestalten — die Einen lagen auf dem Boden — Andere saßen auf Stühlen und Sophas und Alles schien eine Beschäftigung zu haben. Es kam mir vor, als ob es viele Gestalten seien — wenigstens sechs bis acht. — Dies erwies sich als eine Täuschung — ich fand, daß die Gegenstände vor mir doppelte Eindrücke auf meine kranke Netzhaut hervorbrachten und Alles paarweise — in Doppelgängern zu existiren schien!

Nachdem ich eine Zeitlang fest darauf hingeblickt, wurde meine Sehkraft zuverlässiger, mein Blick deutlicher und ich bemerkte, daß sich nur drei Personen im Zimmer befanden — ein Mann und zwei Frauenzimmer. '

Ich blieb stumm — ich war nicht gewiß, ob die Scene vor mir nicht ein neuer Theil meines Traumes sei. Mein Auge schweifte von der einen der lebenden Gestalten zur andern, ohne die Aufmerksamkeit irgend einer zu erregen.

Sie waren Alle in verschiedenen Haltungen und verschieden beschäftigt.

Mir am nächsten befand sich eine Frau von mittlerem Alter. Sie saß auf einer niedrigen Ottomane; die Harfe, welche ich gehört hatte, war vor ihr und sie fuhr fort zu spielen. Sie mußte, wie es mit vorkam, in ihrer Jugend eine Frau von der höchsten Schönheit gewesen sein. Sie war in einem gewissen Sinne immer noch schön. Die edlen Züge waren geblieben, obgleich ich bemerken konnte, daß mehr als gewöhnliche Leiden des Geistes an ihnen genagt hatten. Die seidenglatte Oberfläche war nicht blos der Zeit, sondern auch der Sorge gewichen.

Sie war eine Französin. Ein Ethnolog hätte dies auf den ersten Blick sagen können. Jene Linien — die Charakterzeichen ihrer hochbegabten Race — waren leicht zu erkennen. Ich dachte, daß es eine Zeit gegeben haben müsse, wo dieses Gesicht mit seinem Lächeln mehr als ein Herz bezaubert hatte.

Jetzt war kein Lächeln mehr darauf zu sehen, sondern ein tiefer, doch intellectuellder Ausdruck von Wehmuth. Diesen bemerkte ich auch in ihrer Stimme — in ihrem Gesange — in jedem Tone, der von den Saiten des Instrumentes erzeugt wurde.

Mein Auge wanderte weiter. Ein Mann von mehr als mittlerem Alter stand an dem Tische, so ziemlich in der Mitte des Zimmers. Sein Gesicht war mir zugekehrt und seine Nationalität ließ sich eben so leicht bestimmen, wie die der Dame. Die hohen blühenden Wangen — die breite Stirn — das hervorragende Kinn — die kleine grüne Mütze mit ihrer langen spitzzulaufenden Krone — die blaue Brille — Alles dies waren Kennzeichen des Deutschen.

Es war ein Gesicht von keineswegs intellectuellem Ausdruck, aber Männer mit einer solchen Physiognomie haben Beweise von intellectuellder Fassungs-gabe in jedem Zuge des Wissens und der Kunst gegeben — tiefe und wundervolle Forschungen, mit gewöhnlichen Talenten und außergewöhnlichem Fleiß angestellt.

Ich dachte an herkulische Arbeit, welche keine Ermüdung kennt — an den auf den Ossa geträumten Pelion, als ich die Züge des Mannes überschaute.

Auch seine Beschäftigung charakterisirte seine Nationalität.

Vor ihm waren über den Tisch und auf den Boden die Gegenstände seines Studiums — Pflanzen und Sträucher verschiedener Arten — verstreut. Er war damit beschäftigt, sie zu classificiren und sorgfältig zwischen die Blätter seines Löschnbuches zu legen. Offenbar war der Alte ein Botaniker.

Ein Blick zur Rechten und der Naturforscher und seine Arbeiten waren vergessen.

Ich schaute auf den lieblichsten Gegenstand, welcher mir je vor die Augen gekommen war, und mein Herz klopfte hoch, als ich mich in warmer Bewunderung vorbeugte. Der Regenbogen bei dem Sommerschauer — die rosige Morgenröthe — die glänzenden Farben des Vogels der Juno — sind schimmernde, weiche Dinge. Verschmelzt sie — alle Schönheit der Natur — zu einem harmonischen Ganzen und doch wird immer noch das geheimnißvolle Gefühl mangeln, welches in das Herz eines Beschauers dringt, während Ihr auf die Schönheit einer weiblichen Gestalt blickt.

Unter allen erschaffenen Dingen giebt es kein schöneres, kein lieblicheres, als ein schönes Weib.

Und doch war es kein Weib, welches meine Blicke gefesselt hielt — sondern ein Kind — ein Mädchen eine Jungfrau, die an der Schwelle der Weiblichkeit stand und bereit war, sie bei der Aufforderung der Liebe zu übertreten.

Die Menschen nennen die Schönheit des Conventionalen — eine Einbildung — eine Laune — eine Mode — das, woran wir gewöhnt sind. Wie oft hören wir diese triviale Ansicht, während Derjenige, welcher sie ausspricht, sich an der Einbildung seiner Weisheit labt.

Jedes Auge bildet sich seine eigne Schönheit! Dies ist ein falscher, seichter Trugschluß. Wir könnten ebensogut behaupten, daß jede Zunge sich ihren eigenen Geschmack bilde. Ist Honig süß? — ist Wermuth bitter? — Ja, — in beiden Fällen — süß und bitter — für das Kind, wie für den Mann — für den Wilden, wie für den Civilisirten — für den Unwissenden, wie für den Gebildeten. Dies ist unter allen Umständen wahr, wenn nicht Laune, Gewohnheit oder Mode die Ausnahme bilden.

Warum sollen wir denn dem einen Sinne das absprechen, was alle übrigen so handgreiflich besitzen? Hat nicht das menschliche Auge in seinem natürlichen Zustande seine Neigungen und Abneigungen? Es hat sie, und die Gesetze welche dieselben regeln, sind eben so feststehend und irren eben so wenig, wie die Bahn der Sterne. Wir kennen diese Gesetze nicht — aber daß sie vorhanden sind, wissen wir und können es eben so klar beweisen, wie Leverrier die Existenz des Neptun bestimmte, einer Welt, die im Bereiche unserer teleskopischen Sehkraft ist und sich doch Millionen von Jahren hindurch von den schlaflosen Wächtern der Astronomie unentdeckt in ihren Kreisen umgewälzt hat!

Warum schweift das Auge mit Freuden um die Umrisse des Kreises — an der Kurve der Ellipse hin — über jeden Kugelschnitt? warum erfreut es sich an den Linien Hogarths? — warum trauert es, wenn diese Linie gebrochen ist?

Ja, das sind die Neigungen und seine Abneigungen, — sein Süßes und sein Bitteres — sein Honig und sein Wermuth.

Die Schönheit ist also nicht etwas willkürlich Angenehmes. Die Laune — der Conventionalismus liegt nicht in dem Gegenstande, sondern in dem Auge des Beschauers — dem unerzogenen gemeinen oder vielleicht von der Mode verschrobeneren Auge. Form und Farbe sind schön, ohne Rücksicht auf alle Meinungen über sie.

Es gibt einen noch höheren Punkte welcher sich im Zusammenhange mit dieser Theorie feststellen läßt es kann eine intellectuelle Ursache angegeben werden, weshalb ein Gegenstand schön oder unschön ist. Der Verstand hat in der Körperwelt seine Formen und Gestalten. Er wohnt, trotz der vielen anscheinenden Widersprüche, in Schönheit. Häßlichkeit, das widerliche Wort, muß sich anstrengen, um das zu erlangen, worüber die Schönheit ohne Mühe gebietet. Daher sieht man Distinktion — den präsumtiven Beweis intellectuellen Größe — so oft mit körperlicher Häßlichkeit gepaart. Daher kommt der häßliche hystrionische Künstler — daher die

weibliche Bibliographie, — daher die Blaustrümpfe.

Andrerseits sitzt die Schönheit auf ihrem Throne wie eine Königin oder Göttin. Sie macht keine Anstrengungen, weil sie die Nothwendigkeit davon nicht fühlt. Die Welt nähert sich ihr auf ihr leisestes Verlangen und breitet ihre Gaben zu ihren Füßen aus.

Diese Gedanken zogen, wenn nicht alle, doch theilweise, durch meinen Geist, während meine Augen sich entzückt an den anmuthigen Wellenlinien weideten, welche das schöne Wesen vor mir begrenzten.

Ich glaubte, das Gesicht schon irgendwo gesehen zu haben. Ich hatte es aber erst einen Augenblick vorher — während ich auf das der älteren Dame blickte. Sie hatte das gleiche Gesicht — den von der Mutter an die Tochter vererbten gleichen Typus — dieselbe hohe Stirn, der gleiche Gesichtswinkel — dieselben Umrisse der Nase, welche gerade hinabging, wie ein Lichtstrahl, und die zarten, spiralförmigen Kurven an den Nüstern zeigte, welche Einem auf den griechischen Medaillons entgegentraten. Auch ihr Haar war von gleicher goldener Farbe, trotzdem, daß bei dem der Mutter das Gold eine Beimischung von Silber blicken ließ. Die Locken des Mädchens wallten wie Sonnenstrahlen über einen Nacken und Schultern von so zarter weißer Farbe, als ob sie aus dem Stein von Carrara gemeißelt wären.

Alles dies wird vielleicht als eine hochfliegende Redeweise erscheinen, aber ich kann über dieses Thema weder anders schreiben, noch sprechen. Ich will davon abstehen und Euch mit Details verschonen, die für Euch wohl von geringem Interesse sein würden. Erweis't mir dagegen die Gefälligkeit, zu glauben, daß das Wesen, welches mich damals und auf ewig zur Liebe zwang, schön und liebenswürdig war.

„Es würde sehr gütig sein, wenn Madame und Mademoiselle die Marseillaise, die schöne Marseillaise spielen würden. Was sagen Sie dazu, mein liebes Fräulein?“

„Zoe, Zoe, nimm dein Bandolon. Ja, Doctor, wir werden sie Ihnen mit Vergnügen vorspielen. Die Musik ist uns eben so lieb, wie Ihnen — komm, Zoe.“

Das junge Mädchen welches bis jetzt den Arbeiten des Naturforschers aufmerksam zugesehen hatte, glitt in eine entfernte Ecke des Zimmers, nahm ein der Guitarre ähnliches Instrument, kehrte zurück und setzte sich neben ihre Mutter.

Das Bandolon war bald mit der Harfe gleich gestimmt und die Saiten beider ließen die aufregenden Klänge der Marseillaise erschallen.

Es lag etwas ungemein Graciöses in dem Spiele der Damen. Die Instrumentation erschien mir vollkommen, und die Stimmen der Spielenden begleitete sie in lieblicher und doch feuriger Harmonie. Als ich auf das Mädchen blickte, dessen Züge von dem Gedanken der Nationalhymne belebt waren und dessen ganzes Gesicht strahlte, kam sie mir wie ein unsterbliches Wesen wie eine junge Freiheitsgöttin vor, welche ihre Kinder zu den Waffen ruft.

Der Botaniker hatte seine Arbeiten unterbrochen und lauschte ihnen mit entzückter Aufmerksamkeit. Bei der Wiederkehr des Rufes: „*aux armes, Citoyen!*“ schnippte der Alte jedesmal mit den Fingern und schlug mit den Füßen auf den Boden den Takt. Er war von demselben Geiste ergriffen, welcher zu jener Zeit sich in ganz Europa seiner Krisis näherte.

Wo bin ich? — französische Gesichter — französische Musik — französische Stimmen und die Unterhaltung in französischer Sprache! — denn der Botaniker redete die Frau in dieser Sprache, wenn auch mit einem starken rheinischen Accente, an, welcher meine ersten Eindrücke in Bezug auf seine Nationalität bestärkte. — Wo bin ich?

Mein Auge schweifte im Zimmer umher, um eine Antwort zu suchen.

Ich konnte den Hausrath erkennen — die kreuzbeinigen Campeche-Stühle — einen *refoozo* — einen Palmblatt-Petate — ha — Alp!

Der Hund lag auf der Decke in der Nähe meines Lagers und —schlief.

„Alp! Alp!“

„Oh, Mama — *écoutez!* — der Fremde ruft!“

Der Hund sprang auf, stellte seiner Vorderpfoten auf das Bett und streckte mit seine Nase mit einem freudigen Winseln entgegen. Ich streichelte ihn und sprach einige Schmeichelworte aus.

„O, —Mama, er kennt ihn!“

Die Dame stand hastig auf und näherte sich dem Bett. Der Deutsche erfaßte meinen Arm und stieß den St. Bernhardshund, welcher auf mein Bett springen wollte, zurück.

„Mein Gott, er ist gesund! — sehen Sie nur seine Augen, Doctor — wie er sich verändert hat!“

„Ja, ja — viel wohler, bedeutend wohler! —Still, Hund! — geh, geh weg, mein guter Hund!“

„Wer — wo — sagen Sie mir, wo ich bin? Sagen Sie mir, wer Sie sind?“

„Fürchten Sie nichts, wir sind Freunde. — Sie sind krank gewesen.“

„Ja, ja — wir sind Freunde. — Sie sind krank gewesen. Fürchten Sie uns nicht, Herr — wir werden bei Ihnen wachen. Dies ist der gute Doctor — dies ist Mama — und ich bin —“

„Ein Engel des Himmels – Schöne Zoe!“

Das Kind blickte mich mit einem Ausdruck der Verwunderung an und erröthete, als sie sagte:

„Höre nur, Mama — er kennt meinen Namen.“

Es war das erste Compliment, welches sie je von den Lippen der Liebe erhalten hatte.

„Es ist gut, Madame — er ist bedeutend wohler — er wird jetzt sehrbald ganz gesund sein — geh hinweg, mein guter Alp, dein Herr wird genesen — leg dich, guter Hund.“

„Vielleicht sollten wir ihn verlassen, Doctor das Geräusch —“

„Nein — nein, seien Sie so gut, bei mir zu bleiben. Die Musik — wollen Sie nicht wieder spielen?“

„Ja, die Musik ist sehr gut, — die Musik ist sehr gut für das Gehirn.“

„O, Mama, dann wollen wir spielen.“

Ich lauschte lange auf die lieblichen Klänge und betrachtete dabei die schönen Virtuosinnen.

Endlich wurden mir aber die Augen schwer und die Wirklichkeit vor mir verwandelte sich in die weichen Umrisse eines Traumes.

*

Mein Traum wurde durch das plötzliche Aufhören der Musik unterbrochen. Ich glaubte, froh meines Schlafes, das Oeffnen einer Thür zu hören. Als ich nach der vor Kurzem von den Spielerinnen eingenommenen Stelle blickte, sah ich, daß sie fort waren. Das Bandolon war auf die Ottomane geworfen worden und lag noch da, aber sie war verschwunden.

Ich konnte von meinem Bett aus nicht das ganze Zimmer übersehen, wußte aber, daß Jemand zur äußern Thür eingetreten war. Ich hörte Ausdrücke der Bewillkommung und der Liebe — ein Rauschen von Kleidern — das Wort Papa — meine kleine Zoe von denen die letzten durch eine Männerstimme gesprochen wurden.

Darauf erfolgten einige Erklärungen, die in einem mir unverständlicheren Tone gegeben wurden, so daß ich sie nicht hören konnte. Es verstrichen einige Minuten und ich lag schweigend und lauschend da. Nach Kurzem vernahm ich Schritte in der Halle — ein Stiefel mit klirrenden Sporen. trat auf den mit Ziegeln belegten Fußboden. Die Schritte kamen in das Zimmer und näherten sich dem Bett. Ich blickte auf und schrak zusammen — vor mir stand der Skalpjäger.

Dreizehntes Kapitel.

Seguin.

„Sie sind wohler — Sie werden bald wieder gesund sein. Es freut mich, zu sehen, daß Sie genesen.“

Er sagte dies, ohne mir seine Hand zu bieten.

„Ich verdanke Ihnen mein Leben, nicht wahr?“

Es ist seltsam, daß ich mich in dem Augenblicke, wo ich den Mann sah, überzeugt fühlte. Ich glaube, daß mir schon früher, nachdem ich aus meinem langen Traume erwachte, eine solche Idee in den Sinn kam. Hatte ich ihn bei meinen Forschungen nach Wasser angetroffen, oder hatte ich es bloß geträumt?

„Ja“ antwortete er lächelnd, „aber Sie werden sich daran erinnern, daß ich einigermaßen daran schuld war, daß Sie in Gefahr geriethen, es zu verlieren.“

„Wollen Sie diese Hand nehmen — wollen Sie mir verzeihen?“

Es liegt doch selbst in der Dankbarkeit etwas Egoistisches. Wie seltsam hatte sie meine Gefühle gegen diesen Mann verändert. Ich bat um die Hand, welche ich erst vor wenigen Tagen, im Stolz meiner Moralität, als etwas Verabscheuungswürdiges zurückgewiesen hatte.

Aber ich wurde noch von anderen Gedanken beeinflusst. Der Mann vor mir war der Gatte der Dame — war Zoe's Vater. Sein Charakter, — sein entsetzlicher Beruf, waren vergessen, und im nächsten Augenblicke umschlossen sich unsere Hände mit dem Druck der Freundschaft.

„Ich habe nichts zu verzeihen — ich ehre das Gefühl, welches Sie antrieb, so zu handeln, wie Sie es thaten. Diese Behauptung wird Ihnen vielleicht seltsam erscheinen. Nach dem, was Sie von mir wußten, handelten Sie recht, und es wird vielleicht eine Zeit kommen, Sir, wo Sie mich besser kennen gelernt haben — wo die Thaten, die Sie verabscheuen, Ihnen nicht bloß verzeihlich, sondern auch gerecht erscheinen werden. Für jetzt genug davon. Die Absicht, weshalb ich jetzt an Ihr Lager trete, ist die: Sie zu bitten, das, was Sie von mir wissen, hier nicht zu verrathen.“

Seine Stimme sank, als er dies sagte, zu einem Flüstertone, und er deutete dabei nach der Thür des Zimmers.

„Aber wie,“ fragte ich, da ich seine Aufmerksamkeit von diesem unangenehmen Thema abzuziehen wünschte, „wie bin ich in dieses Haus gekommen? Es gehört, wie ich bemerke, Ihnen. Wie bin ich hierher gekommen? Wo haben Sie mich gefunden?“

„In einer nicht etwa sicheren Lage,“ antwortete er lächelnd; „ich kann kaum auf das Verdienst, Sie gerettet zu haben, Anspruch machen. Sie haben Ihrem edlen Pferde dafür zu danken.“

„O mein Pferd, mein wackerer Moro! ich habe ihn verloren!“

„Ihr Pferd steht am Maistroke, keine zehn Schritt von Ihrem Lager — ich glaube, daß Sie es in einem etwas besseren Zustande finden werden, als zu der Zeit, wo Sie es das letzte Mal sahen. Ihre Maulthiere sind draußen, Ihr Gepäck ist in guter Ordnung Sie werden Alles hier finden!“ und er deutete auf das Fußende des Bettes.

„Und —?“

„Sie möchten nach Godé fragen?“ unterbrach er mich. „Seien Sie um seinetwillen unbesorgt, auch er ist in Sicherheit. Er ist jetzt abwesend, wird aber bald da sein.“

„Wie kann ich Ihnen danken! Dies sind in der That gute Nachrichten. Mein wackrer Moro! — und Alp! — hier! — Aber wie, Sie sagen, daß mein Pferd mich gerettet habe? Es hat es schon einmal gethan. Wie war dies möglich?“

„Einfach auf die folgende Weise. Wir fanden Sie mehrere Meilen von diesem Hause auf einer Klippe, von welcher man auf den Rio del Norte hinabschaut. Sie hingen oben an dem Rande an Ihrem Lasso, der sich durch einen glücklichen Zufall um Ihren Leib geschlungen hatte. Das, eine Ende davon war an den Gebißring geknüpft, und das edle Thier hatte sich auf seine Hinterschinkel zurückgeworfen und hielt Ihre Last mit seinem Halse.“

„Der herrliche Moro! welche entsetzliche Lage!“

„Ja, das können Sie wohl sagen. Wenn Sie hinabgestürzt wären, so würden Sie tausend Fuß tief gefallen sein, ehe Sie unten die Felsen erreicht hätten. Es war in der That eine furchtbare Lage.“

„Ich muß bei dem Suchen nach Wasser hinübergeschwankt sein.“

„Sie sind in Ihrem Delirium über den Rand geschritten. Sie würden es zum zweiten Male gethan haben, wenn wir Sie nicht daran verhindert hätten. Als wir Sie auf die Klippe zogen, rangen Sie mit uns, um wieder zurückzueilen. Sie sahen das Wasser unter sich, aber nicht den Abgrund. Der Durst ist etwas Entsetzliches — an sich selbst schon ein Wahnsinn.“

„Ich erinnere mich an Einiges von alle dem. Ich dachte, daß es ein Traum gewesen wäre.“

„Zerbrechen Sie sich den Kopf nicht mit diesen Dingen. Der Doctor hier ermahnt mich, Sie zu verlassen. Ich habe, wie gesagt, einen Zweck dabei, sonst würde ich Ihnen diesen Besuch nicht gemacht haben.“

Hier zog ein trüber Ausdruck über das Gesicht des Sprechenden.

„Ich habe nicht viele Momente übrig. Heute Nacht schon muß ich weiter — fern von hier sein. In wenigen Tagen werde ich zurückkehren. Beruhigen Sie sich unterdessen und genesen Sie; der Doctor wird dafür sorgen, daß es Ihnen an nichts mangelt. Meine Frau und Tochter werden Sie pflegen.“

„Dank! Dank!“

„Sie werden wohl thun, da zu bleiben, wo Sie sind, bis Ihre Freunde von Chihuahua

zurückkehren. Sie werden nicht weit von hier vorüberkommen und ich werde es Ihnen mittheilen, wenn sie in der Nähe sind. Sie sind ein halber Gelehrter; hier befinden sich Bücher in verschiedenen Sprachen, unterhalten Sie sich — sie werden Ihnen Musik machen. Leben Sie wohl!“

„Warten Sie noch einen Augenblick, Sir. Sie scheinen eine sonderbare Caprice für mein Pferd gefaßt zu haben.“

„O, Monsieur, es war keine Caprice, aber ich werde Ihnen das ein anderes Mal erzählen, wenn vielleicht die Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden ist.“

„Nehmen Sie es, wenn Sie wollen — ein anderes wird meinem Zweck auch entsprechen.“

„Nein, denken Sie, daß ich Sie dessen berauben könne, was Sie so hoch schätzen und mit so gutem Grunde dazu? Nein, nein, behalten Sie den guten Moro. Ihre Anhänglichkeit an das edle Thier wundert mich nicht.“

„Sie sagen, daß Sie heute eine lange Reise zu machen haben? nehmen Sie es für dieselbe.“

„Dieses Anerbieten nehme ich gern an, denn mein Pferd ist allerdings erschöpft; ich bin seit zwei Tagen im Sattel. Nun, Adieu!“

Seguin drückte meine Hand und entfernte sich. Ich hörte das Klirren seiner Sporen, als er durch das Zimmer schritt, und im nächsten Augenblicke schloß sich hinter ihm die Thür.

Ich war allein und lauschte auf jeden von außen zu mir dringenden Laut. Etwa eine halbe Stunde später hörte ich den Hufschlag eines Pferdes und sah den Schatten eines Reiters am Fenster vorüberstreifen. Er hatte seine Reise angetreten, ohne Zweifel, um eine blutige, mit seinem furchtbaren Berufe in Verbindung stehende Pflicht zu erfüllen.

Ich lag noch eine Zeit lang in peinlichem Nachdenken über diesen seltsamen Mann. Endlich unterbrach aber eine liebliche Stimme meine Gedanken; vor mir erschien ein holdes Gesicht, und der Skalpjäger war vergessen.

Vierzehntes Kapitel.

Liebe.

Ich möchte die Geschichte der nächsten zehn Tage in eben so viele Worte zusammenpressen; ich möchte Euch nicht mit den Details meiner Liebe langweilen — einer Liebe, die im kurzen Zeitraume von wenigen Stunden zu einer tiefen und glühenden Leidenschaft wurde.

Ich war zu jener Zeit jung — gerade in dem Alter, wo die romantischen Ereignisse, welche mir zustießen, und dieses schöne Wesen in meinen Weg warfen, den tiefsten Eindruck auf mich machten — in dem Alter, wo das Herz, ohne kalte Berechnungen über die Zukunft anzustellen, sich widerstandslos den electricen Eindrücken der Liebe hingiebt. Ich sage, den electricen; ich glaube, daß in diesem Alter die Sympathien, welche sich zwischen zwei Herzen erzeugen, rein von dieser Art sind.

In einer spätern Periode unsers Lebens verstreut und zertheilt sich diese Kraft, die Vernunft beherrscht sie, und wir werden uns der Fähigkeit bewußt, unsere Neigungen überzutragen, denn

sie haben bereits die Treue gebrochen, und wir verlieren das süße Vertrauen, welches die Liebe unserer Jugend gestärkt hatte. Wir sind entweder gebieterisch, oder eifersüchtig, je nachdem die Vortheile zu unsern Gunsten oder gegen uns erscheinen; eine grobe Legirung verbindet sich mit der Liebe unsers mittlern Lebensalters, und vermindert die Göttlichkeit ihres Charakters auf bedauerliche Weise.

Ich konnte das, was ich damals fühlte, meine erste eigentliche Leidenschaft nennen. Ich glaubte, schon früher geliebt zu haben; aber nein, es war nur ein Traum, — ein Traum des Dorfschulknaben, der den Himmel in den spröden Augen seiner Schulkameradin sah, oder der vielleicht bei dem Familien-Piknik in einem romantischen Thale die rosigen Wangen seiner hübschen Cousine geküßt hatte.

Ich genas mit einer Schnelligkeit, die den geschickten Arzt in Erstaunen setzte. Die Liebe nährte das Feuer des Lebens. Der Wille bewirkt oftmals die That, und Ihr mögt sagen, was Euch beliebt; aber ich behaupte, daß er seine Gewalt auf den Körper ausübt. Der Wunsch, wohl zu sein — ein Lebenszweck, sind oftmals die schnellsten Wiederherstellungsmittel; für mich waren sie es.

Ich wurde kräftig und erhob mich von meinem Lager. Ein Blick in den Spiegel verkündete mir, daß meine Farbe zurückkehrte.

Der Instinct lehrt den Vogel, wenn er sich um sein Weibchen bewirbt, seine Schwingen zu putzen, bis sie den höchsten Glanz erreichen, und ein ähnliches Gefühl machte mich jetzt auf meine Toilette aufmerksam. Mein Mantelsack wurde ausgepackt — meine Rasirmesser herausgezogen — der Bart verschwand von meinem Kinn und der Schnurrbart wurde zu seinen gewöhnlichen Dimensionen verschnitten.

Ich bekenne alles dies. Die Welt hatte mir gesagt, daß ich nicht häßlich sei, und ich glaubte ihr. Ich bin in meiner Eitelkeit ein Sterblicher; Ihr nicht auch?

Bei ihr — bei Zoe — dem Naturkinde in seiner vollkommensten Unschuld — gab es keine solche Einbildung. Die Kunstgriffe der Toilette kamen ihr nie in den Sinn; sie wußte nichts von der Anmuth, welche ihr die Natur mit so verschwenderischer Hand verliehen hatte. Noch Niemand hatte ihr etwas von ihrer Schönheit gesagt. Ich hatte die seltsame Thatsache erfahren, daß ich, mit Ausnahme ihres Vaters, des alten Botanikers und der Pueblo-Peonen — der Diener des Hauses — die einzige Person meines Geschlechts gewesen war, die sie seit ihrer frühen Kindheit gesehen! Jahre lang hatte sie mit ihrer Mutter in der Abgeschlossenheit ihres Hauses — einer Abgeschlossenheit, die eben so ununterbrochen war, wie die eines Klosters — gelebt. Alles dies war räthselhaft, und erst später erfuhr ich die Lösung.

Ihr Herz war also ein jungfräulich reines und fleckenloses, ein Herz in dessen holden Traum das Licht der Liebe seine Strahlen noch nicht geworfen — gegen dessen heilige Unschuld der Liebesgott noch keinen einzigen Pfeil abgeschossen hatte!

Gehörst Du zu meinem Geschlecht? hast Du je gewünscht, der Herr eines Herzens, wie dieses, zu werden? Wenn Du diese Fragen bejahend beantworten kannst, so sage ich Dir — was Du vielleicht noch gut in Deinem Gedächtniß hast, — daß alle Anstrengungen, die Du gemacht, um dieses Ziel zu erreichen, vergeblich waren. Du wurdest augenblicklich geliebt, oder nie! Das jungfräuliche Herz läßt sich nicht durch die Feinheiten des Hofmachens gewinnen; es hat keine halben Neigungen, die einer zärtlichen Bewerbung von Deiner Seite weichen. Der Gegenstand zieht es entweder an, oder stößt es zurück, und der Eindruck ist schnell, wie das Zucken eines Blitzes. Es ist der Wurf eines Würfels: Du hast gewonnen oder nicht gewonnen. Wenn das Letztere der Fall ist, so thust Du am besten, abzustehen; keine Anstrengung vermag das

Hinderniß zu überwinden und die Empfindung der Liebe hervorzubringen. Freundschaft kannst Du erwerben — Liebe nie! — Keine Koketterie von Deiner Seite vermag das Herz eifersüchtig zu machen; keine Gunstbezeugungen, die Du verleihen kannst, vermögen es zur Liebe gegen Dich zu bewegen. Du magst Welten unterjochen können, aber sein geheimes, stilles Pulsiren nicht beherrschen. Du kannst der Held von Tausenden sein, und doch wird der, dessen Bild in jenes kleine Herz geworfen ist, sein Held, und für dasselbe edler und höher sein, als alle Andern! Das holde, junge Geschöpf — dessen Eigenthümerin — wird völlig die Seine sein, wie niedrig wie werthlos er auch sein mag. Bei ihr wird es keine Zurückhaltung kein Vernünfteln, keine Vorsicht, keine List geben. Sie wird nur den geheimnisvollen Einflüsterungen der Natur weichen. Unter ihrem Einflusse wird sie ihr ganzes Herz an dem Altare binden, selbst wenn sie weiß, daß er ein blutendes Opfer daraus machen wird!

Ist es bei dem gereiftern — oft angegriffenen Herzen — bei der Ballsaalschönen — der Kokette, auch so? Nein. Wenn Du auch hier zurückgewiesen wirft, brauchst Du noch nicht zu verzweifeln; Du kannst versteckte Eigenschaften besitzen, welche die Runzeln von der Stirn verscheuchen, und das Lächeln auf das Gesicht zaubern. Du kannst große Thaten verrichten, Du kannst Ruhm erwerben, und die Geringschätzung, welche Dich einst zurückgewiesen hat, kann zur Demuth vor Deinen Füßen werden. Dennoch ist dies vielleicht auch Liebe— und zwar starke Liebe, die sich auf Bewunderung einer intellectuellen, oder vielleicht körperlichen Eigenschaft gründet, als deren Besitzer Du Dich erwiesen hast. Es ist eine Liebe, die von der Vernunft, und nicht von dem räthselhaften Instincte, welcher das Herz beherrscht, geleitet wird. Auf welche von diesen Lieben bauen die Männer den höchsten Triumph? auf welche sind sie am stolzesten? —Auf die letzteren leider! und der, welcher uns geschaffen hat, mag das Warum sagen. Aber ich habe nie einen Mann gesehen, der nicht eher wegen der Schönheit seines Körpers, als der Vortrefflichkeit seines Geistes geliebt werden möchte! Ihr mögt mich wegen dieser Behauptung tadeln, Ihr mögt sie ablügeln; aber sie ist wahr! O, es giebt keine süßere Freude, keinen höhern Triumph, als wenn wir die bebende, kleine Gefangene, deren Herz in dem reinen Pulsschlag einer jungfräulichen Liebe klopft. an unsere Brust gezogen haben.

Dies sind später gekommene Gedanken. Ich war zu der Zeit, von welcher ich schreibe, zu jung, um so vernünfteln zu können, zu wenig in der Diplomatie der Liebe erfahren, und doch zogen eine Menge von Gedanken durch meinen Geist, und ich ersann eine Anzahl von Plänen, um zu entdecken, ob ich geliebt werde.

Im Hause befand sich eine Guitarre. Ich hatte sie auf meiner Universität spielen gelernt, und ihre Musik erfreute sowohl Zoen, wie ihre Mutter. Ich sang ihnen die Lieder meines Vaterlandes — Lieder der Liebe — vor, und beobachtete mit pochendem Herzen, ob meine glühenden Worte einen Eindruck auf sie hervorbrachten. Mehr als einmal legte ich das Instrument mit Gefühlen getäuschter Hoffnung bei Seite.

Von Tag zu Tag zogen immer seltsamere Reflexionen durch meinen Geist. Konnte es wahr sein, daß sie noch zu jung war, um die Bedeutung des Wortes Liebe zu verstehen? zu jung, um eine Leidenschaft zu empfinden? Sie war erst zwölf Jahre alt; aber sie war das Kind eines sonnigen Klima's, und ich hatte in diesem Alter oft unter dem warmen Himmel von Mexico verheirathete Frauen und zärtliche Mütter gesehen!

Wir waren täglich allein beisammen; der Botaniker beschäftigte sich mit seinen Studien, und die schweigsame Mutter mit den Pflichten ihrer Haushaltung. Die Liebe ist nicht blind. Für die ganze übrige Welt mag sie es sein, aber für ihren Gegenstand ist sie wachsam, wie der Argus.

Ich war im Gebrauche des Bleistifts geschickt und unterhielt meine Gefährtin mit Skizzen auf Papierstückchen und den weißen Blättern ihrer Noten. Viele davon waren die Gestalten von Frauen in verschiedenartigen Stellungen und Costümen. In einer Beziehung waren sie einander ähnlich — ihre Gesichter waren gleich!

Das Kind hatte, ohne den Grund zu errathen, diese Eigenthümlichkeit der Zeichnungen bemerkt.

„Wie kommt das?“ fragte sie eines Tages, als wir beisammen saßen, „diese Damen sind alle in verschiedenem Costüm, gehören sie nicht auch verschiedenen Nationen an? — und doch sind ihre Gesichter alle einander ähnlich. Sie haben alle dieselben Züge — ja, genau dieselben!“

„Es ist Ihr Gesicht, Zoe; ich kann kein anderes zeichnen.“

Sie erhob ihre großen Augen und heftete sie mit einem Ausdruck unschuldiger Verwunderung auf mich. Erröthete sie? nein!

„Ist das mir ähnlich?“

„Ja, so gut ich es zu zeichnen vermag.“

„Und warum zeichnen Sie keine anderen Gesichter?“

„Warum? weil ich — Zoe, ich fürchte, daß Sie mich nicht verstehen würden.“

„O, Enrique, halten Sie mich für ein so unverständiges Mädchen? Verstehe ich nicht Alles, was Sie mir von den fremden Ländern, wo Sie gewesen sind, erzählen? Ich kann doch sicherlich dies ebensogut begreifen!“

„Nun, so will ich es Ihnen sagen, Zoe —“

Ich beugte mich mit glühendem Herzen und bebender Stimme vorwärts.

„Es kommt daher, weil — Ihr Gesicht beständig vor mir steht — ich kann kein anderes malen. Es kommt daher — daß — ich Sie liebe, Zoe!“

„O, ist das der Grund? Und wenn Sie eine Person lieben, so steht ihr Gesicht vor Ihnen, mag die Person selbst nun gegenwärtig sein, oder nicht? ist das nicht so?“

„Es ist so,“ antwortete ich mit einem peinlichen Gefühle getäuschster .Erwartung.

„Und-ist das Liebe, Enrique?“

„Ja!“

„Dann muß ich Sie lieben, denn überall, wo ich auch bin, kann ich Ihr Gesicht ganz deutlich vor mir sehen! Wenn ich den Bleistift ebensogut zu gebrauchen verstünde, wie Sie, so bin ich überzeugt, daß ich es zu malen vermöchte, wenn Sie auch nicht in meiner Nähe wären. Denken Sie, daß ich Sie liebe, Enrique?“

Keine Feder würde im Stande sein, die Gefühle, welche mich in jenem Augenblicke durchbebten, zu beschreiben. Wir saßen nebeneinander, und das Blatt, auf welchem die Skizzen waren, wurde von uns gemeinschaftlich gehalten. Meine Hand wanderte über die Oberfläche, bis die widerstandslosen Finger meiner Nachbarin von den meinen umfaßt waren. Eine glühende Empfindung folgte der electricischen Berührung das Papier fiel zu Boden, und mit stolzem, aber bebendem Herzen zog ich die nachgiebige Gestalt an mich.

Sie leistete keinen Widerstand — unsere Lippen begegneten sich im ersten Kusse, im Kusse

gegenseitiger Liebe. Ich fühlte, wie ihr Herz pochte und wogte, als sie an meiner Brust lag. — O Freude, Freude! Ich war der Herr jenes kleinen Herzens.

Fünfzehntes Kapitel.

Licht und Schatten.

Das Haus, welches wir bewohnten, stand in einer viereckigen Einfriedigung, die bis an die Ufer des Flusses — des Rio del Norte — hinabging. Diese Einfriedigung war ein auf allen Seiten von hohen dicken Adobemauern umschlossener Garten. Auf die Gipfel dieser Mauern waren Reihen von Cacteen gepflanzt worden, die mächtige, dornige Zweige getrieben hatten und undurchdringliche spanische Reiter bildeten. Das Haus und der Garten hatten nur einen einzigen Eingang durch eine mächtige Gitterthür, die, wie ich bemerkt hatte, stets geschlossen und verriegelt war. Ich hatte keinen Wunsch, auszugehen. Der Garten — ein großer — hatte bisher die Grenzen meiner Spatziergänge gebildet, und diese wanderte ich oft mit Zoe und ihrer Mutter, doch öfter aber mit Zoe allein.

Das Grundstück enthielt mancherlei interessante Gegenstände; es war eine Ruine und das Haus selbst legte Zeugniß von besseren Zeiten ab. Es war ein großes Gebäude im maurisch-spanischen Style, mit einem platten Dach (Azotea) und einer crenellirten Brustwehr auf der Vorderseite. Hier und da waren die kleinen Steinhürmchen von der Brustwehr hinabgestürzt, und die Stellen, wo sie gewesen waren, zeigten Spuren von Vernachlässigung und Verfall.

Der Garten zeigte in seiner ganzen Ausdehnung diese Symptome. Zugleich konnte man aber in seinen Ruinen ein vollständiges Zeugniß von der großen Sorgfalt, welche einst darauf verwendet worden war, lesen. Zerbröckelnde Statuen — trockene Springbrunnen zerstörte Lauben — mit Unkraut bewachsene Gänge — bewiesen seine frühere Großartigkeit — seine jetzige Vernachlässigung. Es waren viele Bäume von seltenen exotischen Arten darin, aber ihre Früchte und Aeste waren verwildert und sie selbst zu einem Dickicht mit einander verwachsen. Gerade in dieser Wildheit lag jedoch eine Schönheit die mich bezauberte, und die Sinne wurden von dem Dufte von tausend Blumen entzückt, welcher beständig die Luft erfüllte.

Die Mauern des Gartens stießen an den Fluß und endeten dort; denn die Ufer waren steil und senkrecht, und das darunter hinlaufende tiefe, stille Wasser bot auf dieser Seite einen hinlänglichen Schutz.

Ein dichter Hain von Cottonholzbäumen säumte das Flußufer. und in ihrem Schatten war eine Anzahl von Sitzen von lackirtem Mauerwerk in einem den spanischen Bädern eigenthümlichen Style errichtet worden. In die Klippe selbst waren von rankenden Sträuchern überhangene Stufen eingehauen; die, bis an den Rand des Wassers reichten. Ich hatte unter den Bäumen an der Stelle, wo diese Stufen auf das Wasser gingen, einen kleinen Kahn angekettet gesehen.

Nur von diesem Punkte aus vermochte man über die Grenzen der Einfriedigung hinaufzuschauen. Die Aussicht war herrlich und umfaßte auf mehrere Meilen die Windungen des Rio del Norte.

Die Gegend außerhalb des Grundstücks schien wild und unbewohnt zu sein. Fast so weit das Auge reichte, war die Landschaft mit dem schönen Laub der Cottonholzbäume bedeckt, die ihren milden Schatten auf den Fluß warfen. Südlich ragte, beinahe am Horizonte, ein einzelner

Kirchthurm über die Wipfel herauf. Dies war der Kirchthurm von El Paso del Norte, dessen weinbewachsene Hügel sich gegen den fernen Hintergrund erhoben. Im Osten thürmten sich die Felsengebirge auf — die geheimnißvolle Kette der Organos, deren dunkler Bergsee mit seiner Ebbe und Fluth dem einsamen Jäger einen abergläubischen Schrecken einflößt. Im Westen erblickte man tief am Horizonte die Zwillingsketten der Mimbres — jene Goldberge — deren öde Pässe selten vom Tritte eines Menschenfußes wiederhallen. Selbst der tollkühne Trapper wendete sich abseits, wenn er sich diesem unbekanntem Lande nähert, das sich nördlich vom Gila hinstreckt, — dem Lande der Apachen und der menschenfresserischen Navajos.

*

Wir suchten jeden Abend den Cottonholzhain auf und sahen, auf einer von den Banken sitzend, die Sonne in einem Gluthmeer untergehen. Zu dieser Zeit des Tages war ich mit meiner kleinen Gefährtin stets allein.

Ich habe sie meine kleine Gefährtin genannt, obgleich ich zu jener Zeit dachte, daß sie plötzlich zu einer großen Statue aufgeschossen sei und die Gestalt und Umrisse einer Jungfrau angenommen habe. In meinen Augen war sie nicht mehr ein Kind. Ihre Gestalt hatte sich mehr entwickelt — ihr Busen stieg in seinen sanften Wellenlinien höher — und ihre Bewegungen schienen mir weiblich und gebietend. Auch ihre Gesichtsfarbe schien sich erhöht zu haben, und auf ihren Zügen spielte ein strahlender Glanz; das aus ihren großen blauen Augen strömende Licht vermehrte ihren flüssigen Schimmer. Es war in Geist und Körper eine Veränderung eingetreten — es war die mystische Veränderung der Liebe. Sie stand unter dem Einflusse des Gottes dieser Leidenschaft.

*

Eines Abends saßen wir, wie gewöhnlich, in dem feierlichen Schatten des Hains. Wir hatten die Guitarre und das Bandolon mitgebracht, aber nach wenigen Tönen war die Musik in Vergessenheit gerathen und die Instrumente lagen auf dem Grase zu unsern Füßen. Wir liebten es, der Musik unserer eigenen Stimmen zu lauschen. Wir zogen dem Aussprechen der Gefühle des lieblichsten Gesanges, das unserer eigenen Gedanken vor. Um uns her gab es Musik genug — das Summen der wilden Bienen, welche der sich schließenden Blume Lebewohl sagten — das Krächzen des Kranichs in dem fernen Röhricht und das sanfte Girren der Tauben, welche paarweise auf den nahen Zweigen saßen und, wie wir, einander ihre Liebe zuflüsterten.

Der Herbst hatte jetzt die Wälder gemalt und das Laub alle Farben angenommen. Der Schatten der hohen Bäume lag auf der Wasserfläche, während der Strom sich stumm unter ihnen dahinwälzte. Die Sonne war untergegangen und der Kirchthurm von El Paso strahlte, wie ein goldener Stern, in dem scheidenden Kusse ihres Lichts. Unsere Augen schweiften umher und ruhten auf der glitzernden Thurmspitze.

„Ich weiß kaum noch, wie die Kirche aussieht es ist so lange her, seit ich sie gesehen habe,“ sagte meine Gefährtin halb vor sich hin.

„Wie lange?“

„O viele — viele Jahre — ich war damals noch sehr jung.“

„Und Sie sind seitdem nicht aus diesen Mauern gekommen?“

„Ja, doch. Der Papa hat uns — die Mama und mich — oft — aber nicht in der letzten Zeit — in

dem Boote flußabwärts gefahren.“

„Und haben Sie keinen Wunsch, draußen in jenen grünen Wäldern umherzuwandern?“

„Ich wünsche es nicht, — ich bin hier zufrieden.“

„Aber werden Sie stets hier zufrieden sein?“

„Und warum nicht, Enrique? warum sollte ich nicht glücklich sein, wenn Sie bei mir sind?“

„Aber wenn —“

Ein dunkler Schatten schien durch ihre Gedanken zu ziehen. Von der Liebe völlig erfüllt, hatte sie nie an die Wahrscheinlichkeit meiner Abreise gedacht und ich dies ebensowenig gethan. Ihre Wangen wurden plötzlich bleich, und ich sah ihre Augen einen schmerzlichen Ausdruck annehmen, als sie dieselben auf mich heftete. Die Worte waren aber heraus —

„— Wenn ich Sie verlassen muß?“

Sie warf sich mit einem kurzen, scharfen Schrei, als ob sie einen Stich in das Herz erhalten habe, an meine Brust und rief mit leidenschaftlicher Stimme laut aus:

„o mein Gott! mein Gott! mich verlassen? Sie werden mich nicht verlassen! Sie, der mich lieben gelehrt hat! O, Enrique, warum haben Sie mir gesagt, daß Sie mich liebten, warum haben Sie mich lieben gelehrt?“

„Zoe!“

„Enrique — Enrique! sagen Sie, daß Sie mich nicht verlassen!“

„Niemals, Zoe, ich schwöre es — niemals — niemals!“

Ich glaubte in diesem Augenblick den Schlag eines Ruders zu hören, aber der wilde Aufruhr meiner Geliebten, die in dem Entzücken des Umschwungs ihrer Gefühle ihren Arm um mich geschlungen hatte, verhinderte mich, aufzustehen und über das Ufer hinabzublicken. Ich meinte, daß es das Plätschern des Tauchers gewesen sei, und gab mich dem langen, entzückenden Kusse hin. Als ich wieder meinen Kopf erhob, fiel mein Auge auf einen über dem Uferrande erscheinenden Gegenstand. Es war ein schwarzer Sombrero mit einem goldenen Bande. Ich kannte den Eigenthümer desselben augenblicklich — es war Seguin!

Im nächsten Augenblicke war er neben uns.

„Papa!“ rief Zoe, indem sie aufsprang und die Arme ausstreckte, um ihn zu umschlingen.

Der Vater schob sie auf die eine Seite, indem er ihre Hand erfaßte. Eine Minute lang blieb er stumm und heftete seine Augen mit einem Ausdruck, den ich nicht zu beschreiben vermag, auf mich. Es lag ein Gemisch von Vorwürfen, Kummer und Entrüstung darin. Ich war aufgestanden und ihm entgegengetreten, aber dieser eigenthümliche Blick erfüllte mich mit Verwirrung und ich stand beschämt und schweigend da.

„Und ist das die Art, auf welche Sie mir für die Rettung Ihres Lebens danken? eine wackere Vergeltung — was meinen Sie, guter Sir?“

Ich antwortete nicht.

„Sir,“ fuhr er mit vor Bewegung zitternder Stimme fort, „Sie haben mir tiefes Unrecht zugefügt.“

„Ich weiß nichts davon, ich habe Ihnen kein Unrecht zugefügt.“

„Was nennen Sie dies? — das Scherzen mit den Gefühlen meines Kindes?“

„Scherzen!“ rief ich, von der Anschuldigung kühn gemacht.

„Ja, Scherzen! Haben Sie nicht ihre Neigung erworben?“

„Ich habe sie offen und ehrlich erworben.“

„Bah, Sir! Dies ist ein Kind und nicht ein Weib. Sie ehrlich erwerben! Was kann sie von Liebe wissen.“

„Papa, ich weiß, was Liebe ist, ich habe es seit vielen Tagen schon gefühlt. Sei nicht böse auf Enrique, denn ich liebe ihn — o, Papa — ich liebe ihn von ganzem Herzen.“

Er wendete sich mit einem erstaunten Blicke zu ihr.

„O Gott, mein Kind — mein Kind!“ rief er.

Seine Stimme stachelte mich auf, denn sie war voller Kummer.

„Hören Sie mich an, Sir,“ rief ich, indem ich mich dicht vor ihn stellte, „ich habe das Herz Ihrer Tochter gewonnen, ich habe ihr dafür das meine gegeben. Ich stehe ihr an Rang gleich, ebenso, wie sie mir. Welches Verbrechen habe ich also begangen? worin habe ich Ihnen Unrecht gethan?“

Er sah mich einige Augenblicke lang an, ohne mir eine Antwort zu geben.

Endlich sagte er mit einer offenbaren Veränderung seines Wesens: „Sie wollen sie also heirathen?“

„Wenn ich mich unserer Liebe so weit hingeeben hätte, ohne diese Absicht zu hegen, so würde ich Ihre Vorwürfe verdient haben. Ich hätte dann allerdings mit ihren Gefühlen gescherzt, wie Sie sagten.“

„Mich heirathen!“ rief Zoe mit einem verblüfften Blick.

„Ja, holde Zoe, das will ich, sonst wird mein Herz, wie das Ihre, auf ewig unglücklich sein o Sir —“

„Kommen Sie, Sir, genug davon! Sie haben sie von ihr erhalten, Sie müssen sie erst noch von mir erwerben. Ich werde die Tiefe Ihrer Liebe prüfen, ich werde Sie auf die Probe stellen.“

„Stellen Sie mich auf jede Probe!“

„Das werden wir sehen; kommt, laßt uns hineingehen; hier, Zoe! —“

Und er nahm ihre Hand und führte sie nach dem Hause. Ich folgte dicht hinter ihnen.

Als wir durch eine Gruppe von wilden Orangebäumen gingen, wurde der Pfad schmaler, und der Vater ließ ihre Hand los und ging voraus. Zoe war zwischen uns, und als wir in die Mitte des Bosquets gelangten, wendete sie sich plötzlich um, legte ihre Hand auf meine und flüsterte:

„Enrique — sagen Sie mir — was ist heirathen?“

„Liebste Zoe, — nicht jetzt — es ist zu schwer zu erklären — ein anderes Mal — ich —“

„Komm, Zoe, — Deine Hand, Kind!“

„Papa, ich komme.“

Sechzehntes Kapitel.

Eine Autobiographie.

Ich war mit meinem Wirthe in dem bisher von mir bewohnten Gemache allein. Die Frauen hatten sich in einen andern Theil des Hauses zurückgezogen, und ich bemerkte, daß Seguin bei seinem Eintreten nach der Thür sah und einen Riegel vorschob.

Welchen furchtbaren Beweis meiner Treue meiner Liebe — wollte er von mir verlangen? War er im Begriff, mir das Leben zu nehmen, oder wollte mich dieser Mann grausamer Thaten durch einen furchtbaren Eid binden? Ein düsterer Argwohn durchzuckte meinen Geist, und ich saß schweigend, aber nicht ohne Furcht da.

Eine Flasche Wein stand zwischen uns und Seguin füllte zwei Gläser und forderte mich zum Trinken auf. Diese Höflichkeit machte mich wieder sicher. Wie aber, wenn der Wein vergiftet —? Er trank sein Glas leer, ehe sich der Gedanke noch vollkommen gebildet hatte.

„Ich thue ihm Unrecht,“ dachte ich, „der Mann ist, trotz Allem, einer solchen Hinterlist unfähig.“

Ich trank den Wein. Er machte mich gefaßter und ruhiger.

Nach einem momentanen Schweigen eröffnete er das Gespräch mit der plötzlichen Frage:

„Was wissen Sie von mir?“

„Ihren Namen und Beruf, weiter nichts.“

„Das ist mehr, als man hier vermuthet,“ und er deutete nach der Thür. „Wer hat Ihnen das von mir erzählt?“

„Ein Freund, den Sie in Santa-Fé sahen.“

„Ah, St. Vrain, ein wackerer, kühner Mann. Ich habe ihn einst in Chihuahua getroffen. Hat er Ihnen von mir nicht mehr gesagt, als dies?“

„Nein; er versprach, auf das Weitere über Sie einzugehen, aber der Gegenstand gerieth in Vergessenheit — die Caravane zog weiter, und wir wurden getrennt.“

„Sie hörten also, daß ich — Seguin — der Skalpjäger sei? daß ich von den Bürgern von El Paso zur Jagd von den Apachen und Navajos verwendet werde, und daß ich eine bestimmte Summe für jeden Indianerskalp erhalte, den ich an ihre Thore aufhängen kann? Sie haben alles dies gehört?“

„Ja!“

„Es ist wahr!“

Ich blieb stumm.

„Nun, Sir,“ fuhr er nach einer Pause fort, wollen Sie meine Tochter — das Kind eines Mörders im Großen — heirathen?“

„Ihre Verbrechen sind nicht die ihren. Sie ist unschuldig und kennt sie nicht einmal, wie Sie gesagt haben. Sie können ein Dämon sein — sie ist ein Engel.“

„Verbrechen — Dämon —“ murmelte er, halb im Selbstgespräch, „ja, das mögen Sie wohl

denken — so urtheilt die Welt. Sie haben die Geschichte der Gebirgsmänner in aller ihrer blutigen Uebertreibung gehört. Sie haben gehört, daß ich während eines bestehenden Vertrags ein Dorf der Apachen zu einem Festmahle eingeladen, und die Speisen vergiftet — die Gäste, Männer, Weiber und Kinder vergiftet — und sie dann skalpirt habe! Sie haben gehört, daß ich zweihundert Wilde bewog, sich an das Zugseil einer Kanone, deren Anwendung sie nicht kannten, zu spannen, und dann das mit Kartätschen geladene Geschütz abgefeuert, und die Reihe von nichts ahnenden Unglücklichen niedergemäht habe! Von diesen und andern unmenschlichen Thaten haben Sie ohne Zweifel gehört.“

„es ist wahr, ich habe diese Geschichten unter den Gebirgsmännern vernommen, aber nicht gewußt, ob ich sie glauben soll.“

„Monsieur, sie sind erlogen — sie sind sämmtlich erlogen und unbegründet.“

„Es freut mich, das von Ihnen zu hören,“ sagte ich, „ich möchte Sie jetzt keiner solchen Barbareien für fähig halten.“

„Und dennoch würden sie, wenn sie in allen ihren entsetzlichen Einzelheiten wahr wären, doch bei Weitem nicht den entsetzlichen Grausamkeiten gleichkommen, die von dem wilden Feinde an den Bewohnern dieser schutzlosen Grenze verübt worden sind. Wenn Sie die Geschichte der letzten zehn Jahre kennten — ihre Metzeleien und Morde — ihre Thränen und ihren Haß — ihre Räubereien an Menschen und Gütern — die Verödung ganzer Provinzen — die Einäscherung von Dörfern — die Hinschlachtung von Männern an ihrem eigenen Heerde — die Entführung von Frauen — in die Gefangenschaft, um die wilde Lust des Wüstenräubers zu befriedigen! — O Gott, und auch ich habe Kränkungen erfahren, die mich in Ihren Augen — vielleicht in den Augen des Himmels freisprechen werden.“

Er vergrub das Gesicht in seine Hände und beugte sich auf den Tisch. Er litt offenbar an peinlichen Erinnerungen. Nach einer Minute fuhr er fort:

»Ich möchte, daß Sie eine kurze Geschichte meines Lebens anhörten.“

Ich gab meine Einwilligung zu erkennen, und nachdem er sich noch ein Glas Wein gefüllt und geleert hatte, sprach er weiter:

„Ich bin nicht ein Franzose, wie Sie glauben; ich bin ein Creole, in Neu-Orleans geboren. Meine Eltern waren von St. Domingo geflüchtet, bald nach der Schwarzen-Revolution, wo der größte Theil ihres Vermögens von dem blutigen Christoph confiscirt wurde.

„Ich ward zum Civilingenieur erzogen, und zu diesem Zwecke nach den Minen von Mexico von dem Eigenthümer einer derselben, den mein Vater kannte, gebracht.

„Ich war damals noch jung, und verlebte mehrere Jahre in den Bergwerken von Zapatecas und San Louis Potosi.

„Ich hatte von meinem Solde einiges Geld gespart, und begann daran zu denken, ein Bergwerk auf eigene Rechnung zu eröffnen.

„Seit lange schon herrschte das Gerücht, daß am Gila und seinen Nebenflüssen reiche Goldadern existirten. Das edle Metall war in diesen Flüssen gesehen und gesammelt worden, und die Goldmutter — der Milchquarzfelsen — lag überall in den öden Bergen dieser wilden Gegend zu Tage.

„Ich brach mit einer Anzahl Leute nach dieser Gegend auf, und fand, nachdem ich sie Wochen lang durchreis't, in den Mimbres-Gebirgen, nahe an der Quelle des Gila, das kostbare Erz in dem

Bette des Flusses. Ich errichtete ein Bergwerk, und war nach fünf Jahren ein reicher Mann.

„Ich erinnerte mich an die Gefährtin meiner Jugend — die sanfte, schöne Cousine, welche meine Zuversicht getheilt, und mir meine erste Leidenschaft eingeflößt hatte. Bei mir war es die erste und letzte. Sie war nicht, wie es unter ähnlichen Umständen oft vorkommt, etwas Vorübergehendes. Auf allen meinen Wanderungen hatte ich mich erinnert und sie geliebt. War sie mir ebenso treu geblieben?

„Ich beschloß, mich davon zu überzeugen, ließ mein Geschäft in den Händen meines Mayoral, und brach nach meiner Vaterstadt auf.

„Adele war mir treu geblieben, und als ich zurückkehrte, brachte ich sie mit.

„Ich baute mir ein Haus in Valverde, dem nächsten bewohnten Orte bei meinem Bergwerke.

„Valverde war damals ein blühender Ort — es ist jetzt eine Ruine, die Sie vielleicht auf Ihrer Reise stromabwärts gesehen haben.

„Hier lebten wir Jahre lang im Genuß von Reichthum und Glück.

„Ich blickte auf diese Tage wie auf Menschenalter der Seligkeit zurück. Unsere Liebe war gegenseitig und glühend, und wir wurden mit zwei Kindern gesegnet — beide Mädchen. Die jüngste glich ihrer Mutter — die andere war, wie man mir gesagt hat, mir ähnlicher. Ich fürchte, daß wir zu große Zärtlichkeit für diese Liebespfänder bewiesen. Wir waren zu glücklich in ihrem Besitz.

„Zu dieser Zeit wurde ein neuer Gouverneur nach Santa-Fé gesendet, ein Mann, der durch seine Wollust und Tyrannei die Provinz seitdem verheert hat. Es hat keine That gegeben, die zu schändlich, kein Verbrechen, welches zu schwarz für dieses menschliche Ungeheuer gewesen wäre.

„Er schien anfangs gut genug zu sein, und wurde in den Häusern der *ricos* des Thales festlich empfangen. Da ich zu diesen gezählt wurde, so beehrte er mich häufig mit seinem Besuch. Er residirte hauptsächlich in Albuquerque, und es wurden große Feste in seinem Palaste gegeben, wozu er mich und meine Gattin ganz besonders einlud. Dagegen kam er oft unter dem Vorwande, die verschiedenen Theile der Provinz zu besuchen, nach meinem Hause in Valverde.

„Ich bemerkte endlich, daß seine Besuche einzig und allein meiner Gattin bestimmt waren, der er einige schmeichelhafte Aufmerksamkeiten bewiesen hatte.

„Ich will von der Schönheit Adels zu jener Zeit nichts sagen; Sie können sich diese selbst vorstellen, und werden vielleicht im Stande sein, Ihre Phantasie zu unterstützen, wenn Sie auf den Reizen verweilen, die Sie an ihrer Tochter entdeckt zu haben scheinen; denn die kleine Zoe ist das Portrait von dem, was ihre Mutter damals war.

„Zu der Zeit, von welcher ich spreche, stand sie noch in der Blüthe ihrer Schönheit. Der Ruhm dieser Schönheit war auf Aller Zungen und hatte die Eitelkeit des wollüstigen Tyrannen piquirt.

„Aus diesem Grunde wurde ich der Gegenstand seiner freundschaftlichen Zuthunlichkeit.

„Ich hatte dies errathen, nahm aber, im Vertrauen auf die Tugend meiner Gattin, von seinem Benehmen keine Notiz. Bis jetzt hatte noch keine offene Kränkung meine Beachtung verlangt.

„Als ich einst, nach einer langen Abwesenheit, in den Minen zurückkehrte, theilte mir Adele mit, was sie mir bisher aus Zartgefühl verhehlt hatte, nämlich, daß ihr von Sr. Excellenz zu verschiedenen Zeiten, besonders aber bei einem Besuche, den er ihr während meiner

Abwesenheit erwiesen hatte, Beleidigungen widerfahren waren.

„Dies war für Creolenblut genug. Ich ging nach Albuquerque, und züchtigte den Beleidiger auf offener *plaza* vor der Menge.

„Ich wurde ergriffen und in ein Gefängniß geworfen, wo ich mehrere Wochen lang lag. Als man mich in Freiheit setzte, und ich meine Heimath wieder aufsuchte, war sie geplündert und verödet! Die wilden Navajos waren dort gewesen — meine Familiengötter waren zerstreut und zerbrochen — und mein Kind — o Gott! meine kleine Adele war als Gefangene in's Gebirge geschleppt worden.“ —

„Und ihre Gattin - Ihr anderes Kind? —“ fragte ich, begierig, das Uebrige zu erfahren.

„Sie waren entflohen. In dem entsetzlichen Kampfe — denn meine armen Peonen wehrten sich tapfer — war meine Gattin, mit Zoe in ihren Armen, hinausgeeilt, und hatte sich in einer Höhle, die sich im Garten befand, versteckt. Ich fand sie im Rancho des Vaquero im Walde, wohin sie gewandert war.“

„Und Ihre Tochter Adele — haben Sie seitdem etwas von ihr gehört?“

„Ja — ja — ich werde augenblicklich dazu kommen —

„Mein Bergwerk war zu gleicher Zeit ausgeplündert und zerstört, viele von den Arbeitern niedergemetzelt worden, ehe sie entrinnen konnten, und das Werk selbst und mein Vermögen verfiel.

„Mit einigen von den entflohenen Bergleuten und andern Bewohnern von Valverde, die gleich mir hatten leiden müssen, organisirte ich eine Schaar, und folgte dem wilden Feinde. Aber unsere Verfolgung war vergebens, und wir kehrten zum größten Theile mit zerstörter Gesundheit und gebrochenem Herzen zurück.

„O, Monsieur, Sie können nicht wissen, was es heißt, auf diese Weise ein Lieblingskind verloren zu haben. Sie können die Qual des beraubten Vaters nicht begreifen.“

Er drückte seinen Kopf zwischen seine Hände und blieb einen Augenblick stumm. Sein Gesicht trug die Spuren herzzeschneidenden Kummers.

„Meine Geschichte wird bald bis zur gegenwärtigen Zeit erzählt sein. Wer weiß das Ende?

„Jahre lang trieb ich mich an den Grenzen des Indianerlandes umher, und jagte nach meinem Kinde. Ich wurde von einer kleinen Schaar unterstützt, die meistens aus Unglücklichen, gleich mir, welche ihre Frauen oder Töchter verloren hatten, bestand. Aber unsere Mittel erschöpften sich, und die Verzweiflung ermüdete uns. Die Sympathien meiner Gefährten wurden alt, einer nach dem andern gab die Sache auf. Die Regierung von Neu-Mexico bot uns keine Hilfe; im Gegentheil, man argwöhnte damals — jetzt ist es bekannt — daß der Gouverneur selbst in geheimen Bündnissen mit den Navajohäuptlingen stehe. Er wollte sie unbelästigt lassen, während sie ihrerseits versprochen, nur seine Feinde zu plündern!

„Als ich dieses entsetzliche Geheimniß erfuhr, erkannte ich die Hand, welche den Streich gegen mich geführt hatte. Von der Schmach, die ich ihm zugefügt, sowie von der Verachtung meiner Gattin aufgeregt, hatte sich der Schurke schnell gerächt.

„Seitdem ist sein Leben zwei Mal in meiner Gewalt gewesen; aber wenn ich es ihm genommen hätte, so würde ich wahrscheinlich das meine verwirkt haben, und ich hatte Gegenstände, für welche ich leben mußte. Ich finde vielleicht noch einen Abrechnungstag für ihn.

„Ich habe gesagt, daß meine Schaar zusammenschmolz. Mit krankem Herzen und dem Bewußtsein der Gefahr, die mir in Neu-Mexico drohte, verließ ich die Provinz, und ging durch die Yornada nach El Paso. Hier lebte ich eine Zeitlang, dem Schmerze um mein verlorenes Kind dahingegeben.

„Ich blieb nicht lange unthätig. Die häufigen Beutezüge, welche die Apachen nach Sonoro und Chihuahua unternahmen, hatten die Regierung energischer in der Vertheidigung der Provinzen gemacht. Die *presidios* wurden wieder hergestellt und mit brauchbaren Truppen besetzt, und man organisirte eine Schaar von Jägern, deren Sold im Verhältniß mit der Anzahl von Skalpen bestand, welche sie in die Niederlassung sendete.

„Man bot mir den Befehl über diese eigenthümliche Guerilla an, und in der Hoffnung, noch mein Kind wieder erlangen zu können, nahm ich ihn an. Ich wurde ein Skalpjäger.

„Es war ein entsetzliches Amt, und wenn die Rache allein mein Zweck gewesen wäre, so würde sie schon längst befriedigt sein. Wir haben eine Menge von Blutthaten ausgeführt — eine Menge von Szenen vergeltender Rache durchlebt.

„Ich wußte, daß sich meine gefangene Tochter in den Händen der Navajos befand; ich hatte es zu verschiedenen Zeiten von Gefangenen, die ich gemacht hatte, gehört, aber nie Kräfte genug an Leuten und Mitteln besessen, um sie zu befreien! — Eine Revolution nach der andern erhielt die Staaten in Armuth und Bürgerkrieg, und unsere Interessen wurden vergessen. Bei allen meinen Anstrengungen konnte ich doch nie eine Streitkraft ausrüsten, um durch die Wüsteneien im Norden des Gila zu dringen, wo die Städte der wilden Navajos lagen.“

„Und Sie denken —“

„Geduld — ich werde bald zu Ende sein. Meine Schaar ist jetzt stärker, als je. Ich habe durch einen den Navajos vor Kurzem entflohenen Gefangenen die sichere Nachricht, daß die Krieger beider Stämme im Begriff sind, nach Süden zu ziehen. Sie bieten alle ihre Kräfte auf, um einen großen Beutezug selbst, wie wir gehört haben, bis an die Thore von Durango zu machen. Es ist meine Absicht, in ihr Land zu ziehen, während sie abwesend sind, und meine Tochter zu suchen.“

„Und Sie denken, daß sie immer noch lebt?“

»Ich weiß es. Derselbe, der mir diese Nachricht gebracht hat, — und der seinen Skalp und seine Ohren zurückgelassen hat, — der arme Bursche! — hat sie oft gesehen. Sie ist erwachsen, und, wie er sagt, eine Art von mit eigenthümlichen Gewalten und Vorrechten begabte Königin unter ihnen. Ja — sie lebt noch, und wenn es mir gelingt, mich ihrer zu bemächtigen, so wird dieses Trauerspiel zu Ende sein. Ich werde weit von hier gehen.“

Ich hatte die seltsame Erzählung mit tiefer Aufmerksamkeit angehört. Der ganze Widerwille, welchen mir meine frühere Kenntniß von dem Charakter dieses Mannes eingeblöbt, verschwand aus meinem Geiste, und ich fühlte Mitleid — ja Bewunderung für ihn. Er hatte viel gelitten. Verbrechen werden durch Leiden gebüßt, und in meinen Augen war er gerechtfertigt. Vielleicht war ich in meinem Urtheil zu nachsichtig. Es war in meiner Lage natürlich.

Als er seine Erzählung beendigt hatte, war ich von Freude erfüllt. Ich fühlte das lebhafteste Entzücken über das Bewußtsein, daß sie nicht der Sprößling des Dämonen, wofür ich ihn gehalten hatte, war.

Er schien meine Gedanken zu errathen, denn es lag auf meinem Gesichte ein Lächeln der Zufriedenheit — ich möchte sagen des Triumphs, als er sich über den Tisch beugte, um sein Glas wieder zu füllen.

„Meine Geschichte muß Sie gelangweilt haben. Trinken Sie!“

Hierauf trat eine kurze Stille ein, und wir leerten unsere Gläser.

„Und nun, Sir, kennen Sie den Vater Ihrer Geliebten wenigstens etwas besser, als vorher. Haben Sie immer noch den Willen, sie zu heirathen?“

„O, Sir, sie ist jetzt heiliger, als je.“

„Aber Sie müssen sie von mir erwerben, wie ich schon gesagt habe.“

„Nun, so sagen Sie mir, wie, Sir; ich bin zu jedem Opfer, welches in meinen Kräften steht, bereit.“

„Sie müssen mir zur Wiedererlangung ihrer Schwester beistehen.“

„Gern.“

„Sie müssen mich in die Wüste begleiten.“

„Ich will es.“

„Genug! Wir brechen morgen auf.“ Und er erhob sich, und ging im Zimmer auf und ab.

„Zu einer frühen Stunde?“ fragte ich, halb in Furcht, daß er mir eine letzte Zusammenkunft mit der, welche ich mich jetzt mehr, als je, zu Umarmen sehnte, versagen würde.

„Mit Tagesanbruch,“ antwortete er, ohne, wie es schien, meine Besorgnisse zu bemerken.

„Ich muß nach meinem Pferde und meinen Waffen sehen,“ sagte ich, indem ich aufstand, und in der Hoffnung, sie draußen zu treffen, nach der Thür zuschritt.

„Alles das ist besorgt. Godé ist da. Sie ist nicht in der Halle; bleiben Sie, wo Sie sind, ich werde die Waffen holen, nach welchen Sie verlangen. Adele Zoe! — O, Doctor! sind Sie mit Ihren Kräutern wieder da? Es ist gut, wir reisen morgen ab. Adele, bringe Kaffee, und mache uns dann Musik; Dein Gast verläßt Dich morgen.“

Die schöne Gestalt Zoe's stürzte mit einem Schrei zu uns.

„Nein — nein — nein — nein!“ bald zu dem Einen, bald zu dem Andern gewendet, mit Ausdrücke eines leidenschaftlichen Herzens.

„Nun, mein Täubchen,“ sagte ihr Vater, „laß Dich nicht so leicht erschrecken. Es dauert nur kurze Zeit; er wird wiederkommen.“

„Wie lange, Papa? wie lange, Enrique?“

„Nur sehr kurze Zeit. Sie wird mir länger erscheinen, wie Ihnen, Zoe.“

„O, nein — nein — eine Stunde wird eine lange Zeit sein. Wie viele Stunden denken Sie, Enrique?“

„O, ich fürchte, daß wir Tage lang entfernt sein werden.“

„Tage! o, Papa! o, Enrique! Tage! —“

„Komm, kleines Dirnchen. — sie werden bald vorüber sein. Geh', hilf Deiner Mama den Kaffee bereiten.“

„O, Papa — Tage! — lange Tage! — sie werden nicht schnell vorübergehen, wenn ich allein bin.“

„Aber Du wirst nicht allein sein. — Deine Mama wird Dir Gesellschaft leisten.“

„Ah!“

Und sie entfernte sich mit einem Seufzer und zerstreuter Miene, um dem Gebote ihres Vaters zu gehorchen. Als sie zur Thür hinaustrat, seufzte sie von Neuem hörbar. Der Doctor war ein stummer und verwunderter Zeuge der letzten Scene gewesen. Als ihre Gestalt in der Halle verschwand, konnte ich ihn vor sich hinmurmeln hören. „Ja wohl, das arme, kleine Fräulein! das konnte ich mir denken.“

Ende des ersten Theiles.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Am Rio del Norte hinauf.

Ich will Euch nicht mit der Erzählung der Trennungsscene bekümmern. Wir waren im Sattel, ehe die Sterne verblichen und eilten auf dem sandigen Wege dahin.

In geringer Entfernung von dem Hause bog der Pfad in einen dichten, dunkeln Wald ein. Hier ließ ich mein Pferd halten und meine Begleiter weiter ziehen, während ich mich in meinem Steigbügel erhob und zurückschaute. Mein Auge schweifte über die alten grauen Mauern und suchte die Azotea. An dem äußersten Rande der Brustwehr zeichnete sich der Gegenstand, nach welchem ich schaute, gegen das bleiche Licht des Morgens ab. Ich konnte die Züge nicht unterscheiden, aber ich erkannte leicht die ovalen Curven der Gestalt, welche sich wie ein dunkles Medaillon gegen den Himmel abschnitt.

Sie stund bei einer von den Yucapalmem welche auf der Azotea wuchsen. Ihre Hand ruhte auf ihrem Stamme, sie beugte sich vorwärts und blickte scharf in die Dunkelheit unter ihr hinaus. Vielleicht sah sie das Schwenken eines Taschentuchs, vielleicht hörte sie ihren Namen und wiederholte das Scheidegebet, welches ihr auf dem stillen Hauche des Morgens gesendet wurde. Wenn dem so war, so wurde ihre Stimme von dem Hufschlage meines feurigen Rosses unterbrochen, welches sich plötzlich schwenkte und mich in die düsteren Schatten des Waldes trug.

Ich ritt vorwärts, indem ich mich von Zeit zu Zeit umwendete, um noch einen Blick auf jene schönen Umrisse zu werfen; aber von keinem anderen Punkte war das Gebäude sichtbar, es lag in dem dunkeln, majestätischen Walde vergraben. Ich konnte nur die langen Bajonnette der malerischen *palmillas* sehen, und da unser Pfad jetzt zwischen den Hügeln hinabstieg, waren auch diese bald meinen Augen entschwunden.

Ich ließ den Zügel sinken und mein Pferd nach Belieben gehen, und gab mich einer zugleich angenehmen und schmerzlichen Gedankenreihe hin.

Ich wußte, daß ich die Liebe meines Lebens eingesogen hatte — daß fortan alle meine Hoffnungen sich auf sie concentriren und aus ihr meine höchsten Motive entspringen würden. Ich war vor Kurzem erst in das Mannesalter eingetreten und mit der Wahrheit nicht unbekannt, daß eine reine Liebe wie diese, der beste Führer für unsere nur zu leicht irrenden Naturen der beste Zügel zur Bändigung ihrer wilden Phantasien ist. Ich verdankte diese Kenntniß Demjenigen, welcher mir meine frühesten Lehren gegeben, und da seine Erfahrung mir schon mehr als einmal gute Dienste geleistet hatte, glaubte ich ihm auch hierin: Seine Lehre hat sich seitdem an mir als wahr bewiesen.

Ich wußte, daß ich diesem jungen Geschöpfe eine Leidenschaft eingeflößt hatte, die eben so tief und glühend, wie meine — vielleicht noch stärker mit ihrem Leben verwachsen war; denn mein Herz hatte andere Neigungen durchlebt, während das ihre nie von einer andern, als denen einer anmuthigen Kindheit bewegt worden war. Sie hatte nie heftige Gefühle gekannt, die Liebe war

ihre erste starke Empfindung — ihre erste Leidenschaft. Mußte sie nicht unter diesen Umständen über alle anderen Gedanken im Reiche ihres Herzens herrschen? und dazu noch bei ihr, die so zur Liebe geschaffen — der romantischen Gottheit derselben so ähnlich war!

Diese Gedanken waren erfreulich; aber das Bild verdüsterte sich, als ich mich zum letzten Male nach ihr umgeblickt hatte, und ein gewisses Etwas — ein Dämon — flüsterte mir zur „Du wirst sie vielleicht nie wiedersehen.“

Der Gedanke war selbst in dieser ungewissen Form hinreichend, um meinen Geist mit ungewissen Ahnungen zu erfüllen, und ich begann, meine Ideen auf die Zukunft zu richten. Ich ging zu keinem Vergnügungsausflug, von dem ich zu einer bestimmten Stunde wiederkehren konnte. Vor mir lagen Gefahren — die Gefahren der Wüste — und ich wußte, daß sie nicht von gewöhnlichem Charakter waren. Am vergangenen Abend hatte Seguin bei der Darlegung seiner Pläne die Gefährlichkeit unsers Zuges nicht verhehlt. Er hatte mich auf Alles aufmerksam gemacht, ehe er mein festes Versprechen, ihn zu begleiten, forderte. Vor einigen Wochen würde ich sie nicht geachtet haben, sie hätten mich nur gelockt, ihnen entgegenzutreten. Jetzt aber waren meine Gefühle verschiedener Art, denn ich glaubte, daß in meinem Leben das einer Anderen lag. Wie, wenn der Dämon die Wahrheit geflüstert hätte? Ich werde sie vielleicht nie wiedersehen! — Es war ein peinlicher Gedanke; und ich ritt, unter dem Einflusse seiner Bitterkeit im Sattel gebückt, vorwärts.

Aber ich war wieder auf dem Rücken meines Lieblings Moro, der seinen Reiter zu kennen schien, und als sein elastischer Körper sich unter mir bewegte, antwortete mein Geist dem seinen und begann seine gewohnte Elasticität wieder anzunehmen.

Nach einiger Zeit nahm ich die Zügel, faßte sie kurz und sprengte meinen Gefährten nach.

Unser Weg führte flußaufwärts, ging in Zwischenräumen von Zeit zu Zeit durch seichte Furthen und wand sich durch stark bewaldete Niederungen. Der Pfad war, wegen des dichten Gebüschs, ein mühsamer, und obgleich die Bäume dereinst, um einen Weg zu machen, umgehauen worden waren, erblickte man doch auf demselben, mit Ausnahme einer einzelnen Pferdespur, kein Zeichen, daß er in der letzten Zeit bereis't worden wäre. Das Land schien wild und unbewohnt zu sein. Dies ergab sich aus der Häufigkeit, womit Hirsche und Antilopen über unsern Weg eilten oder dicht bei unseren Gefährten aus dem Gebüsch sprangen.

Hier und da entfernte sich unser Weg von dem Flusse, indem er seine zahlreichen „Schlingen“ kreuzte. Mehrere Mal kamen wir an Stellen vorüber, wo das starke Holz gefällt worden war und Lichtungen existirt hatten. Dies mußte aber vor langer Zeit geschehen sein, denn das pflugdurchfurchte Land war jetzt mit verwachsenem und fast undurchdringlichem Dickicht bedeckt. Einige vermodernde Baumstämme oder zerbröckelnde Adobewände waren Alles, was noch bezeugte, wo der Rancho eines Ansiedlers gestanden hatte. —

Wir kamen an einer in Ruinen liegenden Kirche, deren alter Thurm stückweise herabgefallen war, vorüber. Rund umher lagen Adobehaufen, welche auf Acker in der Runde den Boden bedeckten. Hier hatte ein blühendes Dorf gestanden. Wo waren die geschäftigen Bewohner? Eine wilde Katze sprang über die von Dornen umringten Mauern und entfloh in den Wald.

Eine Eule flog träge von der Kuppel auf und schwebte über unsere Köpfe, indem sie ihr klägliches Uhu ausstieß, welches die Verödung der Scene noch eindringlicher erscheinen ließ.

Als wir durch die Ruinen ritten, umgab uns eine Todtenstille, die nur von dem Geschrei der Nachtvögel und dem Knarren der Pferdehufe auf den Backsteintrümmern, womit die verödete Straße bedeckt war, unterbrochen wurde.

Aber wo waren Diejenigen, welche einst diese Wände von ihren Stimmen hatten wiederhallen lassen? wo Diejenigen, welche in dem geweihten Schatten jenes einst geheiligten Gebäudes gekniet?

Sie waren verschwunden. — Aber wohin? und wann? und warum?

Ich stellte diese Frage an Seguin und erhielt darauf die kalte Antwort:

„Die Indianer!“

Es war der Wilde mit seinem rothen Speer und Skalpiermesser, — seinem Bogen und seiner Streitaxt — seinem Brand und seinen vergifteten Pfeilen gewesen! —

„Die Navajos?“ fragte ich.

„Navajos und Apachen.“

„Aber kommen sie nicht mehr hierher?“

Mein Geist hatte sich plötzlich mit Besorgniß erfüllt. Ich dachte an die Nähe der Wohnung. Die wir nie verlassen hatten. Ich dachte an ihre unbewachten Mauern. — Ich wartete mit einiger Ungeduld auf Antwort.

„Nicht mehr,“ lautete die kurze Antwort.

„Und warum?“ fragte ich.

„Dies ist unser Gebiet,“ antwortete er bedeutsam. „Sie befinden sich jetzt in einer Gegend, wo sonderbare Burschen leben, wie Sie sehen werden. Wehe dem Apachen oder Navajo, der sich in diese Wälder verläuft.“

Je weiter wir ritten, desto offener wurde das Land, und wir erblickten auf kurze Zeit hohe Klippen, die sich nördlich und südlich von beiden Seiten des Flusses entfernten. Stromaufwärts näherten sich diese Höhen einander; bis das Flußbett vollständig von einem Berge zuggedämmt zu sein schien. Dies war aber nur Schein. Als wir weiter ritten, gelangten wir in eine von den furchtbaren Schluchten — *cannons*, wie man sie nennt, — die man so oft an den Tafelländern des tropischen Amerika findet.

Durch diese schäumte der Fluß zwischen zwei mächtige, tausend Fuß hohe Klippen, deren Profile Einem im Näherkommen wie zornige Riesen vorkamen, die von einer allmächtigen Hand getrennt und so einander gegenüber versteinert worden wären. Man blickt mit Ehrfurcht und Grausen auf diese ungeheuren Klippen und wurde von einem Schauer erfüllt, als ich mich dem Flußthore zwischen ihnen näherte.

„Sehen Sie jenen Punkt?“ fragte Seguin, indem er auf einen Felsen deutete, der über den höchsten Theil des Schlundes ragte. Ich antwortete bejahend, denn die Frage war an mich gerichtet.

„Das ist der Sprung, den Sie so gern gethan hätten. Wir fanden Sie an jenem Felsen hängend.“

„Guter Gott!“ rief ich, als meine Augen auf der schwindelnden Klippe ruhten; vor mir drehte sich Alles im Kreise und ich mußte weiter.

„Wenn Ihr herrliches Pferd nicht gewesen wäre,“ fuhr mein Begleiter fort, „so würde der Doctor vielleicht jetzt hier anhalten, um über Ihre Gebeine Vermuthungen anzustellen. „Ho, Moro! schöner Moro!“

„Ja ja,“ bestätigte der Botaniker, indem er mit einem Gefühle von Grausen, wie ich es selbst empfand, die Klippe hinaufschaute.

Seguin war neben mich geritten und klopfte meinem Pferde mit ausdrückender Bewunderung den Hals.

„Aber warum,“ fragte ich, als die Erinnerung an unser erstes Gespräch sich mir aufdrängte, „warum waren Sie so sehr begierig, davon Besitz zu erhalten?“

„Eine Caprice.“

„Kann ich Sie nicht verstehen? Ich glaube Sie sagten damals, daß ich es nicht könne.“

„Ja wohl, sehr leicht. Ich beabsichtigte, meine eigene Tochter zu stehlen und wollte zu diesem Zwecke die Unterstützung Ihres Pferdes haben.“

„Aber wie?“

„Es war, ehe ich die Nachricht von dem beabsichtigten Zuge unseres Feindes gehört hatte. Da ich nicht hoffen konnte, sie auf andere Weise zu erhalten, so war es mein Plan, allein oder mit einem erprobten Kameraden in ihr Land zu dringen und sie durch List zu entführen. Die Pferde der Indianer sind schnell, aber doch weit weniger flüchtig, wie die Araber, wie Sie vielleicht zu sehen Gelegenheit erhalten werden. Mit einem solchen Thiere, wie dieses, würde ich wenigstens mäßig sicher gewesen sein. Ich beabsichtigte, mich zu entkleiden, und als einer ihrer eigenen Krieger in ihre Stadt zu dringen. Ich spreche schon seit langer Zeit ihre Sprache.“

„Es würde ein gefährliches Unternehmen gewesen sein.“

„Allerdings, es war eine letzte Zuflucht, und ich griff nur danach, weil alle andere Versuche jahrelang mißlungen waren. Ich würde vielleicht dabei umgekommen sein; es war ein tollkühner Gedanke, aber ich hatte mich zu jener Zeit vollkommen damit befreundet:

„Ich hoffe, daß es uns jetzt gelingen wird.“

„Ich habe die besten Hoffnungen. Es scheint, als ob die Vorsehung jetzt zu meinen Gunsten wirke.

Diese Abwesenheit Denjenigen, welche sie gefangen halten — und überdies ist meine Schaar jetzt gerade durch die Ankunft einer Anzahl von Trappern aus den östlichen Gegenden verstärkt worden. Die Biberhäute sind, wie sie es ausdrücken, auf „ein Prümchen die Haut“ gesunken, und sie finden, daß die Rothhaut besser lohnt. Ich hoffe, daß dies bald vorüber sein wird,“ und er seufzte bei den letzten Worten tief auf.

Wir befanden uns jetzt beim Eingange der Schlucht und eine schattige Gruppe von Cottonholzbäumen lud uns zum Ausruhen ein.

„Hier wollen wir Mittag machen,“ sagte Seguin.

Wir stiegen ab und befestigten unsere Thiere an ihre in den Boden gepflöckten Lassos, setzten uns auf's weiche Gras und zogen unsere Speisen heraus, welche wir für unsere Reise erhalten hatten.

Zweites Kapitel.

Geographie und Geologie.

Wir ruhten länger als eine Stunde in dem kühlen Schatten, während sich unsere Pferde an dem Gramagras, welches üppig in unserer Nähe wuchs, erquickten. Wir unterhielten uns über die eigentliche Gegend, in welcher wir reis'ten — die in ihrer Geographie, ihrer Geologie, ihrer Botanik und ihrer Geschichte, — kurz in jeder Beziehung, eigenthümlich ist.

Ich kann behaupten, ein Reisender von Profession zu sein. Ich fühlte ein gewisses Interesse, etwas über die wilden Landstriche, die sich auf Hunderte von Meilen um uns erstreckten, zu erfahren, und ich wußte, daß es keinen lebenden Menschen gab, der so fähig war, mir Belehrung zu ertheilen, wie Derjenige, mit welchem ich jetzt sprach.

Meine Reise am Flusse hinab hatte mich nur wenig mit ihren Merkwürdigkeiten bekannt gemacht; ich war, wie bereits erzählt, zu jener Zeit fieberisch, und erinnerte mich an die verschiedenen Gegenstände nur, als ob ich ihnen in einem unruhigen Traume begegnet wäre. Mein Kopf war jetzt klar, und die hier milden und südlichen — dort wilden, öden und malerischen Gegenden durch welche wir reis'ten, machten einen mächtigen Eindruck auf meine Phantasie. Auch die Bekanntschaft damit, daß Theile dieser Gegend von den Anhängern des Cortez bewohnt gewesen waren, wie noch eine Menge von Ruinen bezeugen daß sie ihren alten, wilden Herren zurückgegeben waren, (— und der daraus folgende Schluß, daß diese Rückgabe die Folge so mancher tragischen Scene gewesen —) versenkte mich in romantische Gedanken, die nach der Befriedigung durch die Kenntniß der Wirklichkeit, welche sie veranlaßt hatten, schmachteten. Seguin war mittheilsam. Sein Lebensmuth war hoch gestiegen, seine Hoffnungen waren elastisch, die Aussicht, wieder sein lange verlorenes Kind zu umarmen, flößte ihm gewissermaßen neues Leben ein. Er hatte sich, wie er sagte, seit vielen Jahren nicht so glücklich gefühlt.

„Es ist wahr,“ sagte er auf eine Frage, die ich ihm gestellt hatte, „man weiß von dem Landstriche jenseits der Grenzen der mexicanischen Ansiedelungen, nur wenig. Diejenigen, welche einst die Gelegenheit besaßen, ihre geographischen Eigenthümlichkeiten zu berichten, haben die Aufgabe unerfüllt gelassen; sie waren zu sehr auf das Suchen von Gold bedacht, und ihre schwachen Abkömmlinge haben, wie Sie sehen, zu viel damit zu thun, einander zu berauben, um auf etwas Anderes zu achten. Sie wissen von dem Lande jenseits ihrer Grenzen nichts, und diese Grenzen ziehen sich täglich enger um sie zusammen. Alles, was sie davon wissen, ist die Thatsache, daß von dort ihre Feinde kommen, welche sie eben so sehr fürchten, wie die Kinder Gespenster oder Wölfe.“

„Sie sind jetzt,“ fuhr Seguin fort, „ziemlich in der Mitte des Continents — im Herzen der amerikanischen Sahara —.“

„Aber,“ unterbrach ich ihn, „wir können doch nicht mehr als einen Tageritt südlich von Neu-Mexico sein. Das ist doch keine Wüste, das ist doch ein angebautes Land!“

„Neu-Mexico ist eine Oase — nichts mehr und nichts weniger. Die Wüste umgiebt es auf Hunderte von Meilen — ja in manchen Richtungen können Sie vom Rio del Norte tausend Meilen reisen, ohne eine fruchtbare Stelle zu sehen. Neu-Mexico ist eine Oase. Die ihre Existenz den befruchtenden Gewässern des Rio del Norte verdankt. Sie ist von den Grenzen des Mississippi bis zu den Küsten des stillen Meeres in Californien die einzige Niederlassung von weißen Männern. Sie haben sich ihr durch eine Wüste genähert. War es nicht so?“

„Ja, als wir vom Mississippi nach dem Felsengebirge hinauf stiegen, wurde das Land allmählig unfruchtbar. Auf den letzten dreihundert Meilen konnten wir kaum Gras und Wasser genug, um unsere Thiere am Leben zu erhalten, finden. Ist es aber nördlich und südlich von der Straße, welche wir bereis't haben, eben so?“

„Nördlich und südlich auf mehr als tausend Meilen, von den Ebenen von Texas, bis an die See'n von Canada, an dem ganzen Fuß des Felsengebirges und bis halbwegs nach den Niederlassungen am Mississippi. Es ist ein baumloses, vegetationsloses Land.“

„Im Westen des Gebirges?“

„Eine funfzehnhundert Meilen lange, und wenigstens halb so viele Meilen breite Wüste. Die Gegend im Westen ist von einem anderen Charakter. Sie ist in ihren umrissen gebrochener, bergiger und in ihrem Aussehen wo möglich unfruchtbarer. Das vulkanische Feuer ist hier thätiger gewesen, und wenn das auch vor Jahrtausenden geschehen sein mag, so sehen die vulkanischen Felsen an vielen Stellen noch gerade so aus, als ob sie erst vor Kurzem aufgehoben worden wären. — Keine Vegetation — keine klimatische Einwirkung hat merklich die Farbe der Lava und Schlacken verändert, womit an einigen Stellen die Ebenen weit und breit bedeckt sind. Ich sage, keine klimatische Einwirkung, denn in dieser Centralgegend des Continents existirt nur sehr wenig Derartiges.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Was ich meine, ist, daß nur geringe atmosphärische Veränderungen vorkommen. Es ist eine stete Dürre, es stürmt oder regnet nur selten. Ich kenne Districte, wo in Jahren kein Regentropfen gefallen ist.“

„Und können Sie diese Erscheinung erklären?“

„Ich habe meine Theorie; sie wird die gelehrten Meteorologen vielleicht nicht befriedigen, aber ich will sie Ihnen mittheilen.“

Ich hörte ihn aufmerksam an, denn ich wußte, daß mein Gefährte ein Mann der Wissenschaft, wie der Erfahrung und Beobachtung war, und Gegenstände von dem Charakter derjenigen, über welche wir sprachen, hatten stets großes Interesse für mich gehabt. Er fuhr fort:

„Ohne Dünste in der Luft kann es keinen Regen geben, ohne Wasser auf der Erde, welches sie erzeugt, kann es keine Dünste in der Luft geben. Hier befindet sich keine große Wasserfläche.“

„Dies ist auch unmöglich; die ganze Wüstengegend ist eine Hochebene. Wir stehen jetzt beinahe sechstausend Fuß über der Wasserfläche; daher sind die Quellen nur selten und müssen, nach den Gesetzen der Hydraulik, durch ihre eigenen Gewässer, oder die einer noch höhern Gegend, welche auf dem Continent nicht existirt, genährt werden.“

„Könnte ich ungeheure See'n in dieser Gegend erschaffen, die von den sie durchschneidenden hohen Bergen eingeschlossen würden — und solche See'n haben anfänglich existirt — könnte ich diese See'n erschaffen, ohne ihnen einen Abfluß zu geben, ohne sie selbst von dem kleinsten Bächlein abziehen zu lassen — so würden sie sich im Laufe der Zeit in den Ocean entleeren und Alles, wie es jetzt ist,—das heißt wüst, —_zurücklassen.“

„Aber wie? — durch Verdunstung?“

„Im Gegentheil. Die Abwesenheit der Verdunstung würde der Grund ihrer Entleerung sein. Ich glaube, daß es so gewesen ist.“

„Ich kann das nicht verstehen.“

„Es ist einfach so: diese Gegend besitzt, wie ich gesagt habe, eine große Höhe, und in Folge davon eine kühle Atmosphäre und eine weit geringere Verdunstungsfähigkeit, als diejenige, welche das Wasser des Oceans in die Höhe zieht. Nun würde durch Winde und Luftströme ein Austausch des Dunstes zwischen dem Ocean und diesen Hochsee'n stattfinden, — denn nur auf

diese Weise kann Wasser bis in dieses Binnen-Plateau dringen. Dieser Austausch würde sowohl wegen ihrer geringen Verdunstung, als aus andern Gründen, zu Gunsten der Binnensee'n ausfallen. Wir haben nicht die Zeit dazu, sonst könnte ich Ihnen dies demonstrieren. Ich bitte Sie daher, es zuzugeben und nach Muße zu durchdenken.“

„Ich sehe die Wahrheit davon ein.“

„Was folgt daraus? — diese See'n würden sich allmählig bis zum Ueberflusse füllen; das erste kleine Bächlein, welches von ihnen herabsickert, würde das Zeichen zu ihrer Zerstörung geben. Es würde seinen Kanal über den Rand des hohen Berges aushöhlen, anfangs winzig, aber mit jedem folgenden Regenschauer tiefer und breiter, bis nach vielen Jahren — Menschenaltern — Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden — ein großer Schlund, wie dieser — hier deutete Seguin auf das Cannon — und die dürre Ebene dahinter, allein zurückbleiben würden, um den Geologen zu verblüffen.“

„Und Sie denken, daß die Ebenen, welche zwischen den Anden und den Felsengebirgen liegen, trockene Seebetten sind?“

„Ich bezweifle es nicht. See'n, die sich nach der Erhöhung der Flüsse, der Gebirge, welche sie einschlossen, gebildet — durch vom Ocean gewonnenen Regen gebildet hatten — anfangs seicht waren, dann tiefer wurden, bis sie sich zum Niveau ihrer Gebirgsschranken erhoben und sich, wie ich beschrieben habe, den Weg nach dem Ocean zurückbahnten.“

„Aber ist nicht einer von diesen — See'n immer noch vorhanden?“

„Ja. Der große Salzsee — er liegt nordwestlich von uns. Nicht bloß einer, sondern ein System von Quellen und Flüssen — salzigen sowohl, wie süßen und diese haben keinen Abfluß nach dem Ocean, sie sind durch Hochland und Gebirge umschlossen und bilden ein vollständiges geographisches System.“

„Zerstört das Ihre Theorie nicht?“

„Nein, das Becken, in welchem dieses Phänomen existirt, ist auf einem tieferen Niveau, als die meisten von den wüsten Hochebenen. Seine Verdunstungsfähigkeit ist dem Einflusse seiner Gewässer gleich und neutralisirt daher ihre Wirkung — das heißt, es giebt im Austausch von Dunst mit dem Ocean eben so viel, wie es empfängt. Dies kommt nicht sowohl von seiner niedrigen Lage, als von der eigenthümlichen Neigung der Berge, die die Gewässer in seinen Schooß führen. Versetzen Sie es, unter sonst gleichen Umständen, in eine kältere Gegend, und es würde mit der Zeit einen Kanal zu seiner Entwässerung durchreißen. So ist es beim kaspischen Meere, dem Aralsee und dem todten Meere gegangen. Nein, mein Freund, die Existenz des Salzsees unterstützt meine Theorie. Um seine Ufer liegt ein fruchtbares Land — fruchtbar durch die schnelle Rückkehr seiner Gewässer, die es mit Regen befeuchten. Es hat nur einen beschränkten Umfang und kann keinen Einfluß auf die ganze wüste Gegend üben, die wegen ihrer großen Entfernung vom Ocean dürr und unfruchtbar da liegt.“

„Aber schweben nicht die vom Ocean aufsteigenden Dünste über die Wüste?“

„Allerdings bis zu einem gewissen Grade, wie ich schon gesagt habe, sonst würde es hier keinen Regen geben. Mitunter werden sie durch außerordentliche Ursachen, wie durch starke Winde, in großen Massen bis in das Herz des Festlandes geführt, dann haben wir Stürme, und zwar furchtbare. Gewöhnlich ist es aber, so zu sagen, nur der Saum einer Wolke, welcher so weit reicht, und dieser gewährt, in Verbindung mit der eigenen Verdunstung der Gegend — das heißt der von ihren eigenen Quellen und Flüssen — allen darauf fallenden Regen. Große, vom stillen

Meere aufsteigende Dunstmassen stoßen auf ihrem Wege nach dem zuerst an die Küsten-Bergkette und geben dort ihr Wasser ab, oder sie sind vielleicht auch stärker erwärmt, schweben über die Gipfel dieser Berge hinweg und ziehen weiter. Hundert Meilen weiterhin werden sie von den hohen Gipfeln der Sierra Nevada aufgefangen und, so zu sagen, gefesselt, durch die Ströme des Sacramento und San Joaquin in den Ocean zurückgeführt. Nur der Saum dieser Wolken, wie ich es genannt habe, ist es, der noch höher steigt, der Anziehungskraft der Nevada entgeht, weiter schwebt und in der Wüste niederfällt. Was ist die Folge davon? Er ist kaum gefallen, als er auch Ueber von dem Gila und Colorado dem Meere zurückgeführt wird, um sich von Neuem zu erheben und die Abhänge der Nevada zu befruchten, während die Ueberbleibsel einer andern Wolke ihre geringen Massen über die dürren Hochlande des Innern führen, um sie an den Gipfeln der Felsengebirge in Regen oder Schnee abzugeben. Daher kommen die Quellen der östlich und westlich ziehenden Flüsse und die Oasen — wie die in diesem Gebirge liegenden Parks; daher kommen auch die fruchtbaren Thäler am del Norte und andern durch dieses Centralland gesäeten Flüsse.

„Die vom atlantischen Meere aufsteigenden Dunstwolken erleiden beim Zuge über die Alleghanykette den ähnlichen Aufenthalt; nachdem sie eine große Strecke des Erdumfangs durchmessen haben, senken sie sich in die Thäler des Ohio und Mississippi herab. Auf allen Seiten dieses großen Continents wird, je näher sie der Mitte kommen, die Fruchtbarkeit bloß aus Wassermangel um so geringer; der Boden besitzt an manchen Stellen, wo kaum ein Grashalm zu sehen ist, alle Elemente der Vegetation. Der Doctor hier wird Ihnen das bestätigen, er hat ihn analysirt.“

„Ja, ja, das ist wahr!“ bestätigte der Doctor ruhig.

„Es giebt viele Oasen,“ fuhr Seguin fort, „und wo es Wasser giebt, um den Boden zu benetzen, ist eine üppige Vegetation die Folge davon. Sie haben dies ohne Zweifel bei der Reise am Flusse herab bemerkt, und dies war auch der Fall in den alten spanischen Niederlassungen am Gila.“

„Aber warum sind diese aufgegeben worden?“ fragte ich, denn ich hatte noch nie einen Grund für die Verödung jener einst blühenden Colonie gehört.

„Warum?“ wiederholte Seguin mit eigenthümlicher Energie, „warum? — wenn nicht eine andere Race, als die iberische, von diesen Gegenden Besitz ergreift, so werden die Apachen und Navajos und Comanchen die von Cortez und seinen Siegern Besiegten — die Nachkömmlinge dieser Sieger wieder vom Boden Mexico's vertreiben.“

„Sehen Sie Sonora und Chihuahua an! sie sind ganz entvölkert. Sehen Sie Neu-Mexico an — seine Bürger leben nur geduldet — sie leben, so zu sagen, um das Land zu pflügen und die Heerden zu füttern, und damit ihre eignen Feinde, welche alljährlich ihre Raubzüge machen, zu ernähren. Aber kommen Sie, die Sonne sagt uns, daß wir weiter müssen. Kommen Sie.“

„Steigen Sie auf, wir können hindurch gehen,“ fuhr er fort; „es ist in der letzten Zeit kein Regen gefallen und das Wasser steht tief, sonst würden wir funfzehn Meilen weit über jenen Berg zu reiten haben. Halten Sie sich dicht an die Felsen und folgen Sie mir.“

Und mit dieser Ermahnung betrat er, von mir, Godé und dem Doctor gefolgt, den Cannon.

Drittes Kapitel.

Skalpjäger.

Es war noch früh am Abend, als wir das Lager — das Lager der Skalpjäger erreichten. Unsere Ankunft wurde kaum bemerkt. Ein einziger Blick auf uns war, als wir unter die Leute ritten, das alleinige Erkennungszeichen, welches uns zu Theil ward. Keiner erhob sich, Keiner unterbrach seine Beschäftigung. Man ließ uns unsere Pferde absatteln und sie, so gut wir konnten, selbst in Sicherheit bringen.

Das Reiten hatte mich ermüdet, da ich so lange nicht im Sattel gesessen hatte. Ich warf meine Decke auf den Boden, setzte mich nieder und lehnte mich an einen Baumstumpf. Ich hätte schlafen können, aber die Fremdartigkeit aller meiner Umgebung regte meine Phantasie an und ich beobachtete sie mit der größten Neugier.

Ich müßte den Pinsel zu Hilfe rufen, wenn ich Euch eine Idee von der Scene geben wollte, und selbst dies würde nur ein schwaches Bild davon geben.

Das menschliche Auge konnte sich keinen wilderen und malerischeren Anblick denken. Es erinnert mich an Gemälde, die ich gesehen und welche die Lager von Räubern unter den dunklen Fichten der Abbruzen darstellten.

Ich zeichne nach einer Erinnerung, die über viele Jahre eines abenteuerlichen Lebens zurückblickt. Ich kann nur die hervorragenden Punkte des Bildes geben; die Details sind vergessen, obgleich zu jener Zeit die geringfügigsten Einzelheiten für mein Auge neue und fremdartige Dinge waren und jede von ihnen meine Aufmerksamkeit eine Zeitlang festhielt. Ich wurde später mit ihnen vertraut und daher stehen sie jetzt in meinem Gedächtniß, wie eine Menge anderer Dinge, gerade durch ihre Deutlichkeit undeutlich da.

Das Lager befand sich in einer Krümmung des del Norte — in einer, von hohen Cottonholzbäumen umgebenen Lichtung, wo sich die glatten Stämme vertikal aus einem dichten Gebüsch von Palmettos und spanischen Bajonnetbäumen erhoben. Auf dem offenen Boden standen einige zerrissene Zelte und außerdem erblickte man noch Fellhütten nach indianischer Art. Die meisten von den Jägern hatten jedoch ihr Obdach aus einer, auf vier aufrechten Pfählen ausgespannten Büffeldecke gemacht. In dem Gebüsch gab es überdies Lager, die aus Zweigen erbaut und mit den palmenartigen Blättern der Yuka oder mit aus dem nahen Fluß gebrachtem Schilfe gedeckt waren.

Nach verschiedenen Richtungen führende Pfade, wurden durch Oeffnungen im Laube bezeichnet. Durch einen davon war eine grüne Wiese sichtbar, auf der an langen Lasso's ausgepflöckte Maulthiere und Mustangs weideten.

Im Lager sah man überall Sättel, Zügel und Päckchen auf Baumstümpfen ruhen, oder von den Aesten herabhängen. An den Bäumen lehnten Flinten und über den Zelten hingen rostige Säbel. Lagergeräthe, wie Pfannen, Kessel und Aexte bedeckten den Boden in jeder Richtung.

Es brannten mehrere Feuer, um welche Männergruppen saßen. Sie suchten keine Wärme, denn es war nicht kalt; sie rösteten Hirschrippen oder rauchten aus sonderbar geformten Pfeifen. Einige putzten ihre Waffen und Ausrüstungsstücke.

Die Töne einer Menge von Sprachen drangen in mein Ohr; ich hörte französische, spanische, englische und indianische Worte. Die Ausrufe standen mit dem Aeußern derjenigen, von welchen sie kamen, im Einklang.

„Hallo, Dick, zum Henker, alter Gaul! was machst Du da?

„*Sacre — enfant de garce!*

„*Carramba!*

„*Par dieu, Monsieur!*

„Beim ewigen Erdbeben!

„*Vaya hombre, vaya!*

„*Carrajo!*

„Bei Gosch!

„*Santissima Maria!*

„*Sacrrre!*“

Besonders drei Gruppen fielen mir auf. In jeder herrschte eine besondere Sprache und die Costüme der Männer, aus welchen sie bestanden, waren so ziemlich gleichartig.

Die mir zunächst unterhielt sich in spanischer Sprache. Es waren Mexicaner. Ich will die Kleidung der Einen von ihnen, wie sie mir erinnerlich ist, beschreiben.

Calzonneros von grünem Baumwollen-Sammet. Diese sind nach Art der Matrosenbeinkleider geschnitten — kurz am Leibe — eng um die Hüfte — und weit am untern Ende, wo sie durch schwarzes, geprägtes und gesticktes Leder verstärkt werden. Die äußern Säume sind von der Hüfte bis zum Knie offen, mit Schnüren besetzt und mit Reihen von silbernen, zuckerhutförmigen Knöpfen benäht. Diese Säume sind offen, denn der Abend ist warm und darunter zeigen sich die Calzoncillos von weißem Mousselin, welche in weiten Falten auf die Knöchel herabhängen. Der Stiefel ist von Kalbleder, gegerbt, aber nicht geschwärzt, er ist roth und an den Zehen abgerundet und trägt einen Sporn von wenigstens einem Pfund Gewicht, mit einem drei Zoll im Durchmesser haltenden Rade. Der Sporn ist eigenthümlich geformt und durch Riemen von gepresstem Leder an dem Stiefel befestigt. Glöckchen — Canpanillos — hängen von den Zähnen der Räder herab und erschallen bei der leisesten Bewegung des Fußes.

Blick aufwärts. Die Calzonneros haben keine Hosenträger, sondern sind um den Leib mit einer seidenen Schärpe befestigt. Diese ist scharlachroth, mehrere Male um den Leib geschlungen und hinten, wo die befrans'ten Enden hübsch über die linke Hüfte herabhängen, zugeknüpft. Eine Weste ist nicht vorhanden. Die Jacke ist von dunklem Tuche, gestickt und enganliegend, hinten kurz, so daß das Hemd über die Schärpe herausbufft. Das Hemd selbst, mit seinem breiten Kragen und seiner blumigen Vorderseite, legt von der Geschicklichkeit einer schwarzäugigen Poblana Zeugniß ab. Ueber Allem diesem sitzt der breitkrämpige, schattige Sombrero — ein schwerer, schwarzlackirter Hut, mit einem dicken Silberbande, an den Seiten stehen Quasten von demselben Metall hervor und geben ihm ein wahrhaft einziges Aussehen. Ueber die eine Schulter hängt, halb zusammengehalten, die malerische Serape, ein Gürtel und eine Jagdtasche — eine Escopette, auf welcher die Hand ruht, ein paar kleine Gürtelpistolen — ein langes, schief über die linke Hüfte herabhängendes Messer, vervollständigen das Costüm desjenigen, welchen ich beschrieben habe.

Er kann als Charakterbild vieler seiner Gefährten in der Gruppe, die mir zunächst war, dienen. Ihre Kleidungsstücke zeigen Abwechslung, in Allem war jedoch das Nationalcostüm von Mexico zu erkennen. Einige trugen lederne Calzonneros mit einem Spenser oder Wamms von demselben Stoff, welcher sowohl vorn, wie hinten, eng anlag. Andere hatten, statt der bunten Serapen, die

Wolldecke der Navajos mit ihren breiten, schwarzen Streifen. Von den Schultern noch Anderer hing die schöne, graziöse Mampa herab. Einige hatten Mocassins, während ein Paar von den Geringern die einfache Guarache — die Sandale der Azteken, trugen.

Die Gesichter dieser Männer waren schwarz und wild, ihr Haar lang, straff und schwarz, wie die Flügel der Raben, während der Bart verwildert um ihr Gesicht wuchs; blitzende, schwarze Augen leuchteten unter den breiten Krämpfen ihrer Hüte hervor. Wenige unter ihnen waren Männer von hoher Gestalt, aber ihre Körper besaßen eine Geschmeidigkeit, welche bewies, daß sie großer Anstrengungen fähig waren. Sie waren gut gebaut und an Mühseligkeiten und Entbehrungen gewöhnt. Sie gehörten sämtlich der mexicanischen Grenze an und hatten sich oft im tödtlichen Kampfe mit den indianischen Feinden gemessen. Es waren Ciboleros, Bagueros, Rancheros, Monteros, kurz, Männer, die bei ihrem häufigen Verkehr mit den Gebirgsmännern, den gallischen und angelsächsischen Jägern der östlichen Ebene, einen Grad von Kühnheit angenommen hatten, welcher keineswegs ihren eigenen Stämmen angehörte. Sie waren die Ritter der mexicanischen Grenze.

Sie rauchten Cigarritos, welche sie zwischen ihren Fingern in Maishülsen rollten. Sie spielten auf ihren ausgebreiteten Decken Monte, wobei sie ihren Tabak einsetzten. Sie fluchten und schrien Carrajo, wenn sie verloren, und dankten der heiligen Jungfrau, wenn die Karten zu ihren Gunsten fielen. Ihre Sprache war ein spanisches Patois, ihre Stimmen scharf und unangenehm.

In geringer Entfernung von diesen, befand sich die zweite Gruppe, welche meine Aufmerksamkeit erregte.

Die Individuen, aus welchen dieselbe bestand, waren von der ersten völlig verschieden. Sie wichen in allen wesentlichen Punkten — in der Stimme sowohl, wie in der Kleidung, Sprache und Physiognomie von ihnen ab. Man erkannte auf den ersten Blick das anglo-amerikanische Gesicht.

Dies waren die Trapper — die Prairiejäger — die Gebirgsmänner.

Wählen wir abermals einen Typus, welcher als Beschreibung für Alle gelten kann.

Er steht, auf seine lange, gerade Büchse gelehnt, da und blickt in das Feuer. Er ist sechs Fuß in seinen Mocassins hoch und von einem Bau, welcher Kraft und sächsische Abstammung verkündet. Seine Arme sind wie junge Eichen und seine Hand, welche die Mündung seines Gewehrs faßt, ist groß, fleischlos und muskulös. Seine Wange ist breit und fest, sie wird theilweise von einem buschigen Backenbart bedeckt, der über dem Kinn zusammenkommt und sich um die Lippen ziehe. Er ist weder blond noch schwarz, sondern von einer stumpfen, braunen Farbe und heller um den Mund, wo er von der Sonne, dem Whisky und dem Wasser gebleicht worden ist. Das Auge ist blau oder blaugrau, klein und an den Winkeln mit kleinen Krähenfüßen umgeben. Es liegt weder zu flach noch zu tief und schweift selten umher. Es scheint eher in Einen, als auf Einen zu blicken. Das Haar ist braun und von mittlerer Länge — ohne Zweifel bei seinem letzten Besuche in der Ansiedelung verschnitten, und der Teint, wenn auch eben so dunkel, wie der eines Mulatten, dies nur in Folge des Wetters. Er war einst hell. Das Gesicht ist nicht unangenehm, man könnte es sogar hübsch nennen; sein ganzer Ausdruck ist dreist, aber gutmüthig und edel.

Die Kleidung des soeben beschriebenen Individuums ist von heimischer Manufaktur — das heißt von seiner Heimath — der Prairie und des wilden Gebirgsparkes — wo das Material durch eine Kugel aus seiner Büchse gekauft wurde. Sie ist das Werk seiner eigenen Hände — wenn er nicht einer von denen ist, die in ihren Augenblicken der Trägheit ihre Hütte mit einem indianischen Mädchen aus den Stämmen der Sioux's, Krähen oder Cheyennes getheilt haben.

Sie besteht aus einem Jagdhemd von bis zur Weichheit eines Handschuhes geräucherter Hirschhaut, Beinkleider, die bis an den Gurt reichen, und Mocassins von demselben Material — die letzteren mit der *par flèche* oder Haut des Büffels besohlt. Das Hemd ist am Gürtel eingeschlagen, aber an der Brust und der Kehle offen, und fällt in einem hübschen, die Schulter oben noch bedeckenden Kragen zurück. Unter ihm sieht man das Unterhemd von feinerem Stoff, der gegerbten Haut der Antilope, oder der der Dammkuh. Auf seinem Kopfe sitzt eine Waschbärmütze mit dem Gesicht des Thieres nach vorn, während der geringelte Schweif wie eine Feder auf seine Schulter hinabhängt.

Seine Ausrüstung besteht aus einer Kugeltasche von der gegerbten Haut der Bergkatze, und einem mächtigen, halbmondförmigen Horn, auf welches er eine Menge vom eigenthümlichen Erinnerungszeichen eingeschnitzt hat. Seine Waffen sind ein langes Bowiemesser und eine schwere, sorgfältig durch eine Halfter an dem ledernen Gürtel um seinen Leib befestigte Pistole. Hierzu kommt noch eine fast fünf Fuß lange Büchse, welche neunzig auf das Pfund schießt und so gerade ist, daß die Linie des Laufes und die des Kolbens beinahe gleich steht.

Auf Zierlichkeit ist bei seiner Kleidung, seinen Waffen und Ausrüstungsstücken nur wenig gesehen worden, und doch liegt eine Grazie in dem Schnitt seines tunicaartigen Hemdes, eine Eleganz in der Besäumung des Kragens und der Beinkleider, und eine Stutzerhaftigkeit in der Art, wie die Waschbärmütze aufgesetzt ist, welche beweist, daß der Eigenthümer einigermaßen auf seine persönliche Erscheinung sieht. Auf seiner Brust hängt ein kleiner, nett mit gefärbten Stachelschweinposen gestickter Beutel.

Er betrachtet diesen von Zeit zu Zeit mit einem selbstzufriedenen Blicke. Es ist sein Pfeifenbeutel — ein Liebeszeichen von einem dunkeläugigen, dunkelschwarzen Mädchen, welches ohne Zweifel, gleich ihm, zu den Bewohnern der Wildniß gehört. Dies ist das *toute ensemble* eines Gebirgstrappers.

Den von mir Beschriebenen umgeben noch viele ganz ähnlich gekleidete und ausgerüstete Männer. Einige tragen breitkrämpige Hüte von grauem Filz, und andere Katzenfellmützen. Die Jagdhemden der Einen sind zu einer hellen Farbe gebleicht und in bunten Farben gestickt. Andere sehen zersetzt und geflickt und verräucherter aus, aber das Costüm Aller besitzt Charakteristisches genug, um sie classificiren zu können. Es ist unmöglich, den echten Gebirgsmann zu verkennen.

Die dritte Gruppe, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zog, befand sich in größerer Entfernung von der Stelle, wo ich saß. Ich wurde von Neugier, um nicht zu sagen von Erstaunen, erfüllt, als ich bemerkte, daß sie Indianer waren.

„Können sie Gefangene sein?“ dachte ich. Nein, sie sind nicht gebunden. Weder in ihren Blicken, noch in ihren Mienen, noch in ihren Geberden sind Zeichen von Gefangenschaft zu erkennen, und doch sind sie Indianer.

„Können sie zu der Schaar gehören und im Kämpfe gegen —“

Während ich, meinen Vermuthungen dahingegeben, dasaß, ging ein Jäger an mir vorüber.

„Wer sind jene Indianer?“ fragte ich, auf die Gruppe deutend.

„Theils Delawaren, theils Shawnees.“

Dies waren also die berühmten Delawaren, die Abkömmlinge jenes großen Stammes, welcher an den Küsten des atlantischen Meeres zuerst mit den eingedrungenen Bleichgesichtern kämpfte! — Ihre Geschichte ist eine wunderbare gewesen. Der Krieg war ihre Schule, der Krieg ihre Religion,

der Krieg ihr Zeitvertreib, der Krieg ihr Handwerk!

Sie sind jetzt nur noch geringe Ueberbleibsel. Ihre Geschichte wird bald zu Ende sein.

Ich erhob mich und näherte mich ihnen mit einem Gefühle der Theilnahme. Einige saßen um das Feuer und rauchten aus merkwürdig geschnitzten Pfeifen von rothem Thon. Andere schritten mit dem majestätischen Gange, wegen dessen der Wald-Indianer so berühmt ist, hin und her. Unter ihnen herrschte ein Schweigen, welches in seltsamem Contraste mit dem Geschnatter ihrer mexicanischen Verbündeten stand — von Zeit zu Zeit eine Frage, die in tiefer, sonorer Stimme gestellt wurde — eine kurze, aber nachdrucksvolle Antwort — ein gutturales Grunzen — ein würdevolles Nicken — eine Handbewegung — und so unterhielten sie sich, während sie ihre Pfeifenköpfe mit dem Kinnikkinnik füllten und die geschätzten Werkzeuge ihres Vergnügens von einer Hand zur andern gehen ließen.

Ich blickte auf diese stoischen Söhne des Waldes mit Empfindungen, welche stärker waren, wie die der Neugier — wie man zum ersten Male einen Gegenstand erblickt, von dem man seltsame Berichte gehört und gelesen hat.

Die Geschichte ihrer Wanderungen und Kriege war in meiner Erinnerung noch frisch. Vor mir befanden sich die Schauspieler selbst — oder Typen von ihnen — in ihrer ganzen Wahrheit, in ihrer ganzen malerischen Wildheit. Dies waren die Männer, welche, von ihrer Heimath am atlantischen Meere vertrieben nur dem Schicksal ihrer Bestimmung, ihrer Race wichen. Sie waren über die Apalachen gestiegen — hatten sich von einem Wohnsitze nach dem andern durchgekämpft — die steilen Abhänge der Alleghanys herab an den bewaldeten Ufern des Ohio hinauf in das Herz des „blutigen Todten“. Fortwährend waren aber die Bleichgesichter ihrer Spur gefolgt und hatten sie weiter — der untergehenden Sonne zugetrieben. Blutige Kriege — punische Treue — gebrochene Verträge — hatten alljährlich ihre Reihen gelichtet. Immer noch waren sie aber, es verschmähend, in der Nähe ihrer weißen Sieger zu leben, vorgeedrungen und hatten sich durch dreimal, stärkere Stämme ihrer eigenen Race und Farbe gekämpft.

Die Forken des Ohage wurden ihr letzter Ruhepunkt. Hier versprach ihnen der Usurpator eine Heimath zu garantiren, welche auf allen Seiten die ihre sein sollte. Die Zusage kam zu spät. Krieg und Wanderung war zu einem Theile ihrer Natur geworden und sie verschmähten mit verächtlichem Stolze die friedliche Bebauung des Bodens. Die Ueberbleibsel ihrer Stämme hatten sich in den Ohagen versammelt, und in einem Sommer waren sie verschwunden. Die Krieger und jüngeren Männer wanderten hinweg und ließen nur die Alten und die Frauen und die Werthlosen in der ihnen angewiesenen Heimath zurück. Wohin sind sie gegangen? — wo sind sie jetzt?

Wer die Delawaren finden will, muß sie auf der weiten Prairie — in den Gebirgsparks — in den Wohnsitzen des Bären und Bibers — des wilden Schafes und Büffels suchen. Dort kann er sie in zerstreuten Schaaren mit ihren alten Feinden, den weißen Verbündeten, oder allein treffen und sehen, wie sie Fallen stellen, jagen und die Yuta's, oder Rapaho's, oder Krähen, oder Cheyennes — die Navajos oder Apachen bekämpfen.

Ich blickte mit tiefem Interesse auf die Zeuche und die malerischen Gewänder der Gruppe. Obgleich keine Zwei von ihnen ganz gleich gekleidet waren, zeigte doch das Costüm Aller gewiß Geichartigkeit. Die Meisten trugen Jagdhemden, nicht aus Hirschhaut, wie die der Weißen, sondern von buntbedrucktem Callico. Diese hübschgeformte und befranzte Kleidung bot, im Verein mit den Ausrüstungsstücken der indianischen Krieger, eine auffallende Erscheinung dar. Aber das, was die Costüme der Delawaren und Shawnees von ihren weißen Verbündeten am meisten unterschied, war die Kopfbedeckung. Diese bestand aus einem Turban, welcher dadurch

gebildet war, daß sie eine Schärpe oder ein Tuch von bunten Farben, wie man sie noch bei den dunklen Creolen von Haiti sehen kann, um den Kopf gebunden hatten. unter der Gruppe vor mir waren keine zwei von diesen Farben gleich, dennoch hatten aber Alle einen gleichartigen Charakter. Die feinsten waren die aus den bunten Tüchern von Madras bestehenden. Sie waren mit bunten Federn aus dem Flügel des Kriegsadlers, oder dem blauen Gefieder des Reiher verziert.

Was ihr übriges Costüm betraf, so trugen sie Hirschhautbeinkleider und Mocassins, die denen der Trapper beinahe gleich waren. Die Beinkleider einiger von ihnen waren am äußeren Saume mit Skalplocken geschmückt, welche eine düstere Geschichte der Tapferkeit der sie Tragenden darboten.

Ich bemerkte, daß ihre Mocassins eigenthümlich waren und sich völlig von denen der Prairie-Indianer unterschieden. Sie waren auf der Vorderseite genäht, ohne Stickerei oder Zierath zu zeigen, und in eine doppelte Reihe von Falten zusammengezogen.

Die Waffen und Rüstungsgegenstände dieser Krieger waren denen der weißen Jäger ähnlich. Sie haben schon längst dem Bogen entsagt und in der Behandlung der Büchs können die meisten von ihnen mit ihren Gebirgsgenossen wetteifern. Außer der Flintensteinbüchse und dem Messer tragen sie aber noch die alte Waffe ihres Geschlechts — den furchtbaren Tomahawk.

Ich habe drei charakteristische Gruppen beschrieben, welche mir beim Blick über den Lagerplatz auffielen. Es gab aber noch Individuen, welche keiner davon angehörten, und andere, die den Charakter verschiedener trugen.

Ich sah Franzosen, canadische Voyageurs, versprengte Diener der Northwest-Gesellschaft mit weißen Capoten — und diese plauderten, tanzten und sangen ihre Bootslieder mit der ganzen Eigenthümlichkeit ihrer Race. Dann waren Pueblos, Indios manzos da. Die in ihren graziösen Tilmas oder Decken, mit einem Schlitz in der Mitte, um den Kopf hindurchzustecken, trugen, und den sie Umgebenden eher zu dienen, als ihre Genossen zu sein schienen.

Auch Mulatten waren da und kohlschwarze Neger aus den Pflanzungen von Louisiana, welche den Ochsenziemer des Aufsehers gegen dieses freie umherschweifende Leben vertauscht hatten. Es gab hier zerrissene Uniformen, welche die Deserteure verkündeten, die von einem Grenzposten in diese entfernte Gegend gewandert waren.

Auch Kanaka's von den Sandwich:Inseln sah ich, die die Wüste von Californien durchzogen hatten — kurz, die hier Versammelten schienen jeder Farbe, jedem Klima, jeder Sprache anzugehören, wie sie die Zufälle des Lebens und der Instinct der Abenteuersucht zusammengeführt hatte — Alle waren mehr oder weniger seltsame Individuen der seltsamsten Schaar, die ich je erblickt habe — die Schaar der Skalpjäger!

Viertes Kapitel.

Schießproben.

Ich war zu meiner Decke zurückgekehrt und wollte mich eben darauf ausstrecken, als das Krächzen eines Reiher meine Aufmerksamkeit erregte. Ich blickte auf und sah eines von diesen

Thieren dem Lager zufliegen. Es kam durch eine dem Fluß zugewendete Oeffnung in den Bäumen. Sein Flug war tief und langsam und es forderte mit seinen breiten Schwingen zu einem Schusse heraus.

Es knallte. Einer von den Mexikanern hatte seine Escopette abgefeuert, aber der Vogel flog weiter und strengte seine Schwingen mit größerer Energie an, wie um außer Schußweite zu kommen.

Die Trapper lachten und eine Stimme rief:

„Du verwünschter Narr! Denkst Du, daß Du mit Deiner dickköpfigen Platzbüchse eine ausgebreitete Decke treffen könntest! — Pah!“

Ich wendete mich, um zu sehen, wer diese Worte gesprochen hatte. Zwei Männer wogen ihre Büchsen in der Hand und erhoben sie, um auf den Vogel zu zielen. Der eine war der junge Jäger, welchen ich beschrieben habe, der andere ein Indianer, den ich noch nicht gesehen hatte.

Die Knalle waren gleichzeitig und der Reiher ließ seinen langen Hals sinken und stürzte wirbelnd in die Bäume, wo er, von einem hohen Aste aufgefangen, hängen blieb.

An der Stelle, wo sie sich befanden, hatte keiner von den Beiden sehen können, daß der Andere feuerte. Zwischen ihnen stand ein Zelt und beide Knalle waren wie einer erschienen. Ein Trapper rief:

„Gut gemacht, Garey! der Herr sei dem Gegenstande gnädig, auf den die Mündung des alten Bärentödters gerichtet ist, wenn Du durch das Visir schielst.“

In diesem Augenblicke— schritt der Indianer um das Zelt, und da er diese Worte hörte und wahrnahm, daß der Rauch noch aus der Mündung des Gewebes des jungen Jägers hervorkräuselte wendete er sich mit der Frage an ihn;

„Haben Sie gefeuert, Sir?“

Dies wurde in einem gut accentuirten und ganz unindianischen Englisch gesprochen, welches meine Aufmerksamkeit dem Manne zugelenkt haben würde, wenn sie nicht bereits sein imposantes Aeußere gefesselt hätte.

„Wer ist er?“ fragte ich einen meiner Nachbarn.

„Weiß es nicht— erst angekommen,“ war die kurze Antwort.

„Meinen Sie, daß er hier fremd ist?“

„Jawohl, er ist erst vor einer Weile angekommen, — glaube nicht, daß ihn Jemand kennt. Ich vermuthete, daß es der Capitain thut. Ich habe sie die Hände schütteln sehen.“

Ich blickte mit zunehmendem Interesse auf den Indianer. Er schien ein Mann von etwa dreißig Jahren zu sein und war nicht viel unter sieben Fuß Höhe. Seine Verhältnisse waren die eines Apollo und er schien deshalb kleiner zu sein, als er wirklich war. Er hatte Züge von römischem Typus und seine schöne Stirn, seine Adlernase und seine breiten Kinnbacken gaben ihm das Aussehen eines nicht nur festen und energischen, sondern auch talentvollen Mannes. Er trug ein Jagdhemd, Leder-Beinkleider und Mocassins, aber Alles dies wich von den Kleidungsstücken ab, welche die Jäger sowohl wie ihre indianischen Verbündeten hatten. Das Hemd selbst war fast bis zur weißen Farbe eines Glacéhandschuhs gebleicht, die Brustseite war geschlossen und schön mit gefärbten Stachelschweinposen gestickt. Die Aermel waren ähnlich verziert und die Kapuze und die Säume mit dem weichen schneeweißen Pelz des Hermelin besetzt. Eine Reihe

von ganzen Fellen dieser Thiere hing von dem Hemd herab und bildete einen schönen und kostbaren Saum, aber das Eigenthümlichste an diesem Manne war sein Haar. Es rollte lose über seine Schultern und reichte bis auf den Boden. Es konnte nicht weniger, als sieben Fuß lang sein. Es war schwarzglänzend und voll und erinnerte mich an die Schweife der großen vlämischen Pferde, die ich vor den Leichenwägen in London gesehen hatte.

Auf dem Kopfe trug er die Kriegsadlermütze mit ihrer vollen Federkrone — dem schönsten Triumph des Geschmacks eines Wilden. Dieser schöne Kopfputz vermehrte die Majestät seiner Erscheinung noch. Von seinen Schultern hing eine weiße Büffeldecke mit der graziösen Draperie einer Toga herab, ihr seidenweiches Haar entsprach der Farbe seiner Kleidung und bildete einen auffallenden Kontrast mit seinen eigenen dunkeln Locken.

Er trug aber auch noch andere Zierathen an seinem Körper. Seine Waffen und Rüstungsstücke schimmerten in metallischem Glanze, und der Kolben und Schaft seiner Büchse waren reich mit Silber eingelegt.

Ich bin deshalb in meiner Beschreibung so ausführlich gewesen, weil der erste Anblick dieses Mannes mir ein Bild darbot, welches sich nie aus meinem Gedächtniß verwischen kann. Es war das schöne Ideal eines malerischen und romantischen Wilden, und doch hatte er in seiner Sprache und seinem Benehmen nichts Wildes. Im Gegentheil, die Frage, welche er soeben an den Trapper gestellt hatte, wurde auf das Höflichste gesprochen. Die Antwort war nicht so freundlich.

„Ob ich gefeuert habe! Habt Ihr nicht den Krach gehört? Habt Ihr nicht das Ding fallen sehen? schaut dorthin!“

Garey deutete bei diesen Worten nach dem Vogel hinauf.

„Wir müssen zugleich gefeuert haben.“

Während der Indianer dies sagte, deutete er auf sein Gewehr, welches noch aus der Mündung rauchte.

„Schaut her, Indianer, ob wir zugleich gefeuert haben, oder nicht zugleich, das kümmert mich weniger, als das Wedeln eines Biberschwanzes; aber ich habe den Vogel aufs Korn genommen, ich habe ihn getroffen und meine Kugel hat ihn herabgebracht.“

„Ich denke, daß ich ihn ebenfalls getroffen haben muß,“ erwiderte der Indianer bescheiden.

„Doch nicht etwa mit dem flunkerschen Spielzeuge da?“ sagte Garen, indem er geringschätzig auf das Gewehr des Andern und dann stolz auf seine eigene braune, vom Wetter mitgenommene Büchse deutete, die er soeben ausgewischt hatte und wieder laden wollte.

„Spielzeug oder nicht!“ erwiderte der Indianer; „sie sendet eine Kugel gerader und weiter, als irgend ein Gewehr, welches ich noch getroffen habe. Ich büрге dafür, daß sie die ihre durch den Leib des Reiher gesendet hat.“

„Schaut her, Mister — denn ich vermüthe, daß wir einen Gentleman, der so hübsch spricht und so hübsch aussieht, Mister nennen müssen, wenn er auch ein Indianer ist — es ist leicht auszumachen, wer den Vogel getroffen hat. Euer Ding schießt etwa funfzig, Bären tödter aber neunzig aufs Pfund. Es ist nicht schwer zu sehen, welche das Ungeziefer durchbohrt hat. Wir werden es bald sehen.“

Und hiermit trat der Jäger auf den Baum zu, an welchem hoch oben der Reiher hing.

„Wie wollt Ihr ihn herabbringen?“ rief einer von den Männern, welcher vorgetreten war, um das Ende dieses merkwürdigen Streites anzusehen.

Es erfolgte keine Antwort, denn Alle sahen, daß Garey seine Büchse zu einem Schusse erhoben hatte. Der Knall folgte und der von seiner Kugel zersplitterte Zweig bog sich unter der Last des Reihers. Der Vogel war aber von einer Doppelgabel aufgefangen worden und stak immer noch fest an dem zerbrochenen Holze.

Dem Schuß folgte ein Beifallsmurmeln. Die Männer waren nicht gewöhnt, über einen geringfügigen Vorfall ein lautes Hurrahgeschrei zu erheben.

Der Indianer, welcher sein Gewehr wieder geladen hatte, näherte sich jetzt.

Er zielte, traf den Zweig an dem zerschmetterten Punkte und schnitt ihn rein vom Baume ab. Der Vogel stürzte unter lauten Beifallsrufen der Zuschauer; besonders der mexikanischen und indianischen Jäger, zu Boden, und er wurde sogleich aufgehoben und untersucht.

Durch seinen Körper waren zwei Kugeln gegangen, eine jede von ihnen würde ihn getötet haben.

Auf dem Gesicht des jungen Jägers wurde ein Schatten eines unangenehmen Gefühls wahrnehmbar. Er war in Gegenwart so vieler Jäger jeder Nation auf diese Weise, im Gebrauch seiner Lieblingswaffe, geschlagen worden, und noch dazu von einem Indianer und noch schlimmer, von einer jener „Pfefferkuchenflinten“. Die Gebirgsmänner haben keinen Glauben an einen verzierten Schaft, oder einen schweren Kaliber. Eingelegte Büchsen, sagen sie, sind wie eingelegte Rasirmesser, nur dazu bestimmt, um sie an Grünschnäbel zu verkaufen.

Es war jedoch offenbar, daß die Büchse des fremden Indianers auch zum Schießen gemacht war.

Es bedurfte der ganzen Selbstbeherrschung des Trappers, um seinen Aerger zu verhehlen. Er begann, ohne ein Wort zu sagen, seine Büchse mit der, Männern seines Berufs eigenthümlichen stoischen Ruhe auszuwischen. Ich bemerkte, daß er mit größerer Sorgfalt, als gewöhnlich, lud, offenbar wollte er sich mit der bereits gemachten Probe nicht begnügen, sondern entweder den Indianer besiegen, oder selbst besiegt werden, wenigstens murmelte er dies seinen Kameraden zu.

Sein Gewehr war bald geladen. Er nahm es in den Arm und wendete sich zur Menge, die sich jetzt aus allen Theilen des Lagers herbeigefunden hatte.

„Es giebt eine Art zu schießen,“ sagte er, „die eben so leicht, ist wie das Fällen von einem Baume. Ein Jeder, der geradeaus durch ein Visir blicken kann, vermag es zu thun; aber es giebt eine andere Art, die nicht so leicht ist und die des Muthes bedarf.“

Hier blieb der Trapper stehen und blickte auf den Indianer, welcher ebenfalls wieder lud.

„Schaut her, Fremder,“ fuhr er, zu dem letzteren gewendet, fort, „habt Ihr in der Nähe einen Kameraden, der Euern Schuß kennt?“

Der Indianer antwortete nach kurzem Besinnen: „Ja“

„Kann sich Euer Kamerad auf Euern Schuß verlassen?“

„O, ich glaube es; warum wünschen Sie das zu wissen?“

„Warum! — ich will Euch einen Schuß zeigen, den wir mitunter in Bent's Fort thun, um die Grünschnäbel zu kitzeln. Es ist kein besonders großer Schuß, aber er setzt die Nerven ein wenig auf die Probe. He, Rube! —

„Geh zum Teufel! — Was willst Du von mir?“

Dies wurde von einer energischen, zornigen Stimme gesprochen, welche Aller Augen nach der

Seite; von welcher sie kam, lenkte.

Auf den ersten Blick schien in dieser Gegend sich Niemand zu befinden; wenn man aber sorgfältiger unter die Baumstümpfe und Stämme schaute, so entdeckte man ein Individuum, welches an einem von den Feuern saß.

Es hätte sich schwer behaupten lassen, daß es ein menschlicher Körper sei, wenn nicht die Arme in diesem Augenblicke in Bewegung gewesen wären. Der Rücken war der Menge zugewendet und der Kopf war vorwärts über das Feuer gebückt, und auf diese Weise sichtbar geworden. Der Gegenstand sah von da, wo wir standen, eher wie der Stumpf eines Cottonbaumes in einer schmutzfarbigen Hirschhaut, als wie der Körper eines menschlichen Wesens aus. Wenn man näher kam und ihn von vorn ansah, unterschied man aber, daß es ein Mann war — wenn auch ein sehr sonderbarer — welcher ein langes Rippenstück von Hirschfleisch in beiden Händen hielt und es mit seinen schlechten Zähnen benagte.

Die ganze Erscheinung dieses Individuums war eigenthümlich und auffällig. Seine Kleidung — wenn man es Kleidung nennen konnte — war eben so einfach, wie wild. Sie bestand aus einem Dinge, welches einst vielleicht ein Jagdhemd gewesen war, aber jetzt eher aussah, wie ein lederner Sack mit aufgeschlitztem Boden und an die Seite genähten Aermeln. Es war von schmutziggelber Farbe, an der Armhöhlung verschrumpft, in dieser Gegend geflickt und über und über fettig — der Schmutz saß in einer dicken Rinde darauf. Einst hatte sich eine Kapuze daran befunden, diese war aber offenbar von Zeit zu Zeit zum Flicker und zu anderen Zwecken verwendet worden, so daß man kaum noch eine Spur davon erblickte. Die Beinkleider und Mocassins waren von gleicher Art, wie das Hemd, und schienen aus derselben Haut gemacht zu sein. Auch sie waren schwarzbraun, geflickt, verschrumpft und fettig. Sie trafen nicht zusammen, sondern ließen ein Stück des Knöchels nackt, und dieser war ebenfalls schmutziggelb, wie die Hirschhaut. Es war weder ein Unterhemd, noch eine Weste, oder ein anderes Kleidungsstück zu sehen, mit Ausnahme einer enganschließenden Mütze, die einst Katzenfell gewesen, aber die Haare waren völlig abgetragen und hatten nur eine fettige, lederartige Oberfläche zurückgelassen, die den übrigen Theilen der Kleidung vollkommen entsprach.

Mütze, Hemd, Beinkleider und Mocassins sahen aus, als ob sie seit dem Tage, wo er sie zum erstenmale anprobirt — und das mochte manches Jahr her sein — nie ausgezogen worden wären. Das Hemd war offen und ließ die nackte Brust und Kehle sehen — und diese waren eben so, wie das Gesicht. Die Hände und Knöchel waren von der Sonne gegerbt und vom Feuer zur Farbe des angelaufenen Kupfers geräuchert worden. Der ganze Mann — Kleider und Alles — sah aus, als wäre er geräuchert.

Sein Gesicht verkündete einen Sechziger; die Züge waren scharf und etwas adlerartig, und das kleine Auge dunkel, schnell beweglich und durchdringend. Sein Haar war schwarz und kurz geschnitten; sein Teint war ursprünglich brünett gewesen, wenn er auch nichts von dem Franzosen oder Spanier in seiner Physiognomie hatte; er gehörte wahrscheinlich der schwarzen sächsischen Race an.

Als ich auf diesen Mann blickte — denn ich war, von einem Instinkt der Neugier bewogen, auf ihn zugeschritten, kam mir der Gedanke, daß er, von der Sonderbarkeit seiner Kleidung unabhängig, etwas Seltsames an sich habe. Es schien etwas Eigenthümliches an seinem Kopfe zu sein, etwas zu fehlen. Was war es?

Meine Vermuthungen dauerten nicht lange. Als ich gerade vor ihn gelangt war, sah ich, was ihm fehlte — es waren seine Ohren!

Diese Entdeckung flößte mir ein dem Grausen verwandtes Gefühl ein. Es ist etwas Schauriges, einen Mann ohne Ohren zu sehen. Es läßt auf ein entsetzliches Drama, eine entsetzliche Scene grausamer Rache schließen. Es bringt Einen auf die Idee eines begangenen Verbrechens und einer auferlegten Strafe.

Diese Gedanken drängten sich durch meinen Geist, als ich mich plötzlich an eine Bemerkung erinnerte, die Seguin am vorigen Abend gemacht hatte. Dies ist also die Person, von welcher er sprach, dachte ich, und mein Geist war zufriedengestellt.

Nachdem der alte Bursche seine Antwort gegeben, blieb er eine Zeitlang, mit dem Kopfe zwischen den Knien kauern, murmelnd und knurrend, wie ein magerer Wolf, der über eine Störung in seiner Mahlzeit erzürnt ist, sitzen.

„Komm her, Rube, ich brauche Dich,“ fuhr Garey in halb bittendem Tone fort.

„Und wenn Du mich auch brauchst, so wird dieses Kind sich doch um keinen Pflock verrücken, bis er diese Rippe hier abgeputzt hat — das thut er gewiß nicht?“

„Geh zum Teufel, Mann, und beeile Dich!“ und der ungeduldige Jäger ließ den Kolben seiner Büchse auf den Boden fallen und erwartete ihn mit mürrischem Schweigen.

Nachdem der alte Rube noch einige Minuten gekaut, gemurmelt und geknurrte hatte, richtete er langsam seinen magern Leichnam auf und schritt zu der Menge heran.

„Was willst Du, Billy?“ fragte er den Trapper.

„Ich möchte, daß Du dies hieltest,“ antwortete Garey, indem er ihm eine runde weiße Muschel, etwa von der Größe einer Taschenuhr, hinreichte, von welcher Art viele auf dem Boden verstreut waren.

„Ist es eine Wette, Junge?“

„Nein, das ist es nicht!“

„Verschwendest Du nicht Dein Pulver?“

„Ich bin von jenem Indianer im Schießen besiegt worden,“ erwiderte der Trapper leise.

Der Alte blickte nach der Seite, wo der Indianer aufrecht und majestätisch im vollen Glanze seiner Federn stand. Man nahm keine Spur von Triumph oder Renommisterei an ihm wahr, während er in einer ziemlich ruhigen und würdevollen Haltung auf seiner Büchse lehnte.

An der Art, wie ihn der alte Rube beschaute, konnte man erkennen, daß er ihn schon früher gesehen hatte, wenn auch nicht in diesem Lager. Nachdem er ihn vom Kopf bis zum Fuß betrachtet und eine Zeitlang seine Blicke auf ihm hatte ruhen lassen, entflohen seinen Lippen ein leises Murmeln, welches plötzlich mit dem Worte Coco endigte.

„Eine Coco, meinst Du?“ fragte Jener mit sichtbarem Interesse.

„Bist Du blind, Bill, siehst Du seine Mocassins nicht?“

„Ja, Du hast recht, aber ich bin zwei Jahre unter dem Stamme gewesen und habe keinen solchen Mann dort gesehen.“

„Er war nicht da.“

„Wo denn?“

„Wo es nicht viele Rothhäute giebt. Er kann vielleicht gut schießen; er hat es einst gethan — den

Nagel aus dem Schwarzen.“

„Du hast ihn also gekannt?“

„Jawohl, einst — eine hübsche Squaw, — ein hübsches Mädchen! — Wohin soll ich gehen?“

Ich dachte, daß Garey geneigt schien, das Gespräch fortzusetzen. Sein Benehmen zeigte ein offenes Interesse, als der Andere das Wort Squaw nannte. Vielleicht hatte er eine zärtliche Erinnerung; da er aber den Andern sich zum Fortgehen anschicken sah, deutete er nach einer sich östlich hinstreckenden Lichtung und antwortete einfach:

„Sechzig!“

„Nimm meine Klauen in Acht, hörst Du? Die Indianer haben sie rar gemacht. Dieses Kind kann keine weiter entbehren.“

Der alte Trapper sagte dies mit einer Schwenkung seiner rechten Hand. Ich bemerkte, daß der kleine Finger abgeschnitten war.

„Fürchte nichts, alter Gaul!“ war die Antwort, und hierauf entfernte sich der verräucherte Alte mit langsamem und regelmäßigem Schritt, welcher bewies, daß er die Entfernung maß.

Als er den sechzigsten Schritt gethan hatte, wendete er sich um und stellte sich mit den Hacken zusammen aufrecht hin. Hierauf streckte er seinen rechten Arm aus, erhob ihn, bis seine Hand sich auf gleicher Höhe mit seiner Schulter befand, hielt die Muschel mit der flachen Seite nach vorn zwischen seinen Fingern und schrie zurück.

„Nun, Bill, schieße und sei verdammt!“

Die Muschel war etwas concav und mit der Höhlung nach vorn gewendet. Der Daumen und Zeigefinger reichten halb um dieselbe, so daß ein Theil des Randes verborgen war, und die dem Schützen zugewendete Oberfläche hatte keinen größeren Umfang, als das Zifferblatt einer gewöhnlichen Uhr.

Dies war ein furchtbarer Anblick. Er ist unter den Gebirgsmännern nicht so häufig, wie die Reisenden erzählen. Der Schuß beweis't die Geschicklichkeit des Schützen, erstens, wenn er glücklich ist, indem er die Kraft und Festigkeit seiner Nerven beweist, zweitens durch das Vertrauen, welches der Andere darein setzt und auf diese Weise durch ein stärkeres Zeugniß, als einen Eid, bestätigt. Auf alle Fälle ist das Halten des Zielers wenigstens eben so wichtig, wie das Treffen desselben.

Es giebt viele Jäger,—die den Schuß thun wollen, aber nur wenige, welche zu bewegen sind, die Muschel zu halten.

Es war ein furchtbarer Anblick, und meine Nerven bebten, während ich darauf hinsah. Viele Andere fühlten das Gleiche. Niemand mischte sich ein. Es waren nur Wenige zugegen, die es gewagt haben würden, selbst wenn diese beiden Männer Vorbereitungen getroffen hätten, um auf einander zu feuern. Beide waren unter ihren Kameraden angesehene Männer — Trapper der ersten Klasse.

Garey athmete tief, stellte sich fest mit der Ferse seines linken Fußes einige Zoll vor der Höhlung seines rechten auf, sodann erhob er seine Büchse, warf den Lauf über seine linke Hand und rief seinem Kameraden zu:

„Fest! Alter Haut- und Knochen-Mann, hier kommt er!“

Die Worte waren kaum heraus, als die Büchse angelegt wurde.

Auf einen Augenblick herrschte eine Todtenstille und Aller Augen waren auf das Ziel gewendet. Dann kam der Krach, und man sah die Muschel, in funfzig Trümmer zersplittert, hinwegfliegen.

Die Menge erhob ein Beifallsgeschrei. Der alte Rube bückte sich, um eines von den Stücken aufzuheben und schrie, nachdem er es einen Augenblick betrachtet, mit lauter Stimme:

„Gerade in die Mitte! — bei Gott!“

Der junge Trapper hatte in der That das Ziel ins Centrum getroffen, wie es der blaue Fleck der Kugel bezeugte.

Fünftes Kapitel.

Ein Tells-Schuß.

Aller Augen wendeten sich jetzt auf den fremden Indianer. Er hat während der soeben beschriebenen Scene schweigend dagestanden und ruhig zugesehen. Sein Auge schweift jetzt über den Boden und scheint einen Gegenstand zu suchen.

Zu seinen Füßen liegt eine kleine Winde; welche unter dem Namen des Prairiekürbis bekannt ist; sie ist kugelförmig, von der Größe einer Orange und an Farbe einer solchen nicht unähnlich. Er bückt sich und pflückt sie ab. Er scheint sie mit großer Aufmerksamkeit zu besichtigen und balancirt sie auf seiner Hand, als ob er ihr Gewicht berechne.

Was beabsichtigte er hiermit zu thun? Wird er sie in die Höhe werfen und in der Luft seine Kugel hindurchsenden — was sonst?

Seine Bewegungen werden schweigend beobachtet; beinahe sämtliche Skalpjäger, sechzig bis siebzig an der Zahl, sind in der Nähe, nur Seguin, ist mit dem Doctor und wenigen Anderen in einiger Entfernung mit dem Aufschlagen eines Zeltes beschäftigt. Garey steht, von seinem Triumphe einigermaßen erfreut, aber doch nicht ohne Besorgniß, daß er noch besiegt werden könne, auf der Seite. Der alte Rube ist an das Feuer zurückgegangen und röstet sich eine zweite Rippe.

Der Kürbis scheint den Indianer zufriedenzustellen — zu welchem Zwecke er ihn auch bestimmen mag. Ein langes Knochenstück — der Schenkelknochen des Kriegsadlers, hängt an seiner Brust. Es ist merkwürdig geschnitzt und mit Löchern versehen, wie ein musikalisches Instrument. Es ist in der That auch eines.

Er setzt es an seine Lippen, indem er die Löcher mit seinen Fingern zudeckt. Er läßt drei sonderbare, aber laute, scharfe Töne erschallen; dann senkt er das Instrument wieder und blickt nach Osten in den Wald. Die Augen aller Anwesenden heften sich auf dieselbe Gegend. Die Jäger bleiben unter dem Einfluß einer räthselhaften Neugier, schweigend stehen, oder sprechen nur mit leisem Murmeln.

Die drei Töne werden, wie vom Echo, durch ein gleiches Signal beantwortet. Offenbar hat der Indianer einen Kameraden im Walde; dennoch scheint aber Keiner unter der Schaar etwas von ihm oder seinem Kameraden zu wissen — Ja. Einer that es.

Es ist Rube.

„Schaut her, Junge!“ ruft er, über seine Schulter schielend. „Ich wette diese Rippe gegen ein Stück zähen Büffelfleisches, daß Ihr—das hübscheste Mädchen sehen werdet, auf das Ihr je Eure Augen geworfen habt.“

Es erfolgte keine Antwort. Wir sehen der erwarteten Ankunft zu aufmerksam entgegen.

Wir vernehmen ein Rascheln, als ob Jemand die Büsche hinwegschiebe — den Tritt eines leichten Fußes — das Abbrechen von Zweigen. Ein heller Gegenstand zeigt sich im Laube; es kommt Jemand, durch das Gebüsch — es ist ein Weib.

Es ist ein indianisches Mädchen in einem eigenthümlich malerischen Costüm.

Sie schreitet aus dem Gebüsch und kommt dreist auf die Menge zu. Die Augen Aller sind mit Blicken des Erstaunens und der Bewunderung auf sie geheftet. Wir durchforschen ihr Gesicht und ihre Gestalt und ihre auffallende Kleidung.

Ihre Gewänder sind denen des Indianers nicht unähnlich und auch in anderer Beziehung herrscht eine Gleichartigkeit zwischen ihnen. Die Tunika ist reich besetzt und mit buntgefärbten Stachelschweinposen gestickt. Sie ist um die Mitte des Leibes befestigt und endet mit einem Saume von Muscheln, die bei jeder Bewegung aneinander schlagen.

Ihre unteren Glieder sind in Beinkleider von Scharlachtuch gehüllt, welche gleich der Tunika besäimt sind und bis an die Knöchel reichen, wo sie über die Mocassins gehen. Die letzteren sind weiß, mit gefärbten Stachelschweinposen gestickt und schließen eng an ihren kleinen Fuß.

Ein Wampum-Gürtel schließt die Tunika an ihren Leib und läßt einen vollen Busen und die wellenförmigen Umrisse eines erwachsenen Weibes erkennen. Ihr Kopfputz ist dem ihres Gefährten ähnlich, aber kleiner und leichter, und ihr Haar hängt, wie das seine, lose, bis beinahe auf den Boden hinab. Ihr Hals, Nacken und ein Theil ihres Busens sind nackt und —mit Perlenschnüren von verschiedenen Farben behangen.

Der Ausdruck ihres Gesichts ist hoch und edel; ihr Auge liegt schief, die Lippen kommen in einer doppelten Curve zusammen und der Nacken ist voll und gerundet; ihre Farbe ist indianisch, aber eine purpurne Röthe, welche sich durch das Braun auf ihren Wangen hervorringt, giebt ihrem Gesicht den malerischen Ausdruck, welchen man an den Quadronen von Westindien wahrzunehmen pflegt.

Sie ist ein Mädchen, wenn auch vollkommen erwachsen und kühn entwickelt; ein Typus der Gesundheit und wilden Schönheit.

Während ihrer Annäherung gaben die Männer unverholen ihre Bewunderung zu erkennen. Unter den Jagdhemden klopfen Herzen, welche selten von den Reizen der Frauen träumen.

In diesem Augenblick fällt mir das Aeußere des jungen Garey auf. Sein Gesicht hat sich verlängert, das Blut ist aus seinen Wangen zurückgetreten, seine Lippen sind weiß und zusammengedrückt, und um seine Augen haben sich dunkle Ringe gebildet. Sie drücken Zorn aus, aber es liegt außerdem noch eine Bedeutung in ihnen.

Ist es Eifersucht? — ja.

Er ist hinter einen von seinen Kameraden getreten, als ob er nicht gesehen zu werden wüsche. Die eine Hand spielt unwillkürlich mit dem Griff seines Messers, die andere hat den Lauf seiner Büchse umfaßt, als wolle er ihn zwischen seinen Fingern zerdrücken.

Das Mädchen kommt heran, der Indianer übergiebt ihr den Kübis und flüstert einige Worte in einer unbekanntenen — wenigstens mir unbekanntenen — Sprache. Sie nimmt ihn, ohne eine Antwort

zu geben und schreitet nach der Stelle, wo Rube gestanden hat und die ihr von ihrem Gefährten angewiesen worden ist.

Sie erreicht den Baum und bleibt vor ihm stehen, indem sie sich umdreht, wie es der Trapper gethan hatte.

Es lag etwas so Dramatisches, etwas so Theatralisches in dem ganzen Vorgange, daß wir bis jetzt sämmtlich in Schweigen die Entwicklung erwartet hatten. Jetzt wußten wir, was es sein sollte, und die Männer begannen zu sprechen.

„Er will den Kürbis aus der Hand des Mädchens schießen,“ meinte ein Jäger.

„Das wäre kein großer Schuß“ fügte ein Anderer hinzu. und dies war im Stillen auch die Ansicht der meisten Anwesenden.

„Wagh! es besiegt Garey nicht, wenn er ihn auch trifft!“ rief ein Dritter.

Was war unser Erstaunen, als wir sahen, wie das Mädchen seinen Federreif abwarf, den Kürbis auf den Kopf legte, die Arme über den Busen kreuzte und so ruhig und unbeweglich, als wäre sie aus dem Baume geschnitzt, vor uns dastand.

Es erhob sich ein Murren unter der Menge Der Indianer nahm eben seine Büchse auf, um zu zielen, als ein Mann hervorstürzt, um ihn daran zu verhindern — es ist Garey.

„Nein, das dürft Ihr nicht!“ rief er, indem er die erhobene Büchse anfaßte. „Sie hat mich betrogen das ist klar — aber ich will das Mädchen, welches mich einst geliebt, oder gesagt hat, daß sie es thue, auf diese Weise nicht in der Falle sehen. Nein, Bill Garey wird nicht dabeistehen und zusehen.“

„Was ist das?“ schrie der Indianer mit Donnerstimme. „Wer wagt es, mich zu unterbrechen.“

„Ich wage es,“ entgegnete Garey. „Sie ist jetzt Euer, das kann ich mir denken; Ihr mögt sie nehmen, wo Ihr wollt — und dies dazu,“ fuhr er fort, indem er den gestickten Pfeifenbeutel abriß und dem Indianer vor die Füße warf; „aber Ihr dürft sie nicht niederschießen, während ich dabeistehe.“

„Mit welchem Rechte unterbrecht Ihr mich — meine Schwester fürchtet sich nicht, und —“

„Eure Schwester!“

„Ja, meine Schwester!“

„Und ist Jene Eure Schwester?“ fragte Garey eifrig, indem sich sein Wesen und der Ausdruck seines Gesichts plötzlich veränderte.

„Sie ist es; ich habe gesagt, daß sie es ist.“

„Und seid Ihr El Sol?“

„Ja.“

„Ich bitte Euch um Verzeihung, aber —“

„Ich verzeihe Euch; laßt mich!“

„O, Sir, thut es nicht! nein, nein, sie ist Eure Schwester, und ich weiß, daß Ihr das Recht habt; aber es ist nicht notwendig. Ich habe von Eurem Schießen gehört, ich gebe zu, daß Ihr mich besiegen könnt; um Gottes Willen, wagt es nicht — wenn Ihr Euch etwas aus ihr macht, thut es nicht.“

„Es hat keine Gefahr, ich werde es Euch zeigen.“

„Nein, nein, wenn Ihr denn müßt, so laßt mich es thun, ich will den Kürbis tragen. O, laßt mich es thun!“ murmelte der Jäger flehend.

„Hallo, Bill, was hat der Spektakel zu bedeuten?“ rief Rube indem er herankam. „Zum Henker, Mann, wir wollen den Schuß sehen. Ich habe schon davon gehört. Sei nicht furchtsam, Du Narr! er wird es thun, wie der Wind — er wird es.“

Und als der alte Trapper dies sagte, erfaßte er seinen Kameraden am Arm und zog ihn von dem Indianer hinweg.

Das Mädchen war während dieser Scene still stehen geblieben, ohne, wie es schien, den Grund der Unterbrechung zu kennen. Garey's Rücken war ihr zugewendet und die Entfernung so wie eine zweijährige Trennung verhinderte sie ohne Zweifel, ihn zu erkennen.

Ehe Garey sich wieder umwenden konnte, um den Indianer am Schießen zu verhindern, lag die Büchse bereits an dessen Schulter. Sein Finger lag am Drücker und sein Auge blickte durch das Visir. Es war zu spät, um sich einzumischen. Jeder Versuch, dies zu thun, konnte das gefürchtete Resultat herbeiführen. Der Jäger sah dies, als er sich umwandte, blieb stehen und wagte kaum Athem zu holen.

Es war für uns Alle ein Augenblick entsetzlicher Spannung — ein Augenblick der tiefsten Bewegung, der Stille des Grabes ähnlich — Keiner schien einen Athemzug zu thun, Aller Augen waren auf den gelben Gegenstand geheftet, welcher, wie erwähnt, nicht größer war, wie eine Orange. O Gott, wird der Schuß denn nie kommen?

Er kam. Der Blitz — der Krach der Feuerstrom — das wilde Hurrah — das Vorwärtsstürzen — Alles war gleichzeitig. Wir sehen die zerschossene Frucht hinwegfliegen — das Mädchen stand immer noch fest sie war unversehrt.

Ich lief mit den Uebrigen hin. Der Rauch blendete mich auf einen Augenblick, ich hörte die schrillen Töne der Pfeife des Indianers, ich blickte vorwärts das Mädchen war verschwunden.

Als wir an den Punkt, wo sie gestanden hatte, kamen, hörten wir ein Rascheln im Gebüsch, einen sich entfernenden Schritt. Wir wußten, daß sie es war, aber wir wurden von einem Instinkt der Delikatesse und dem Bewußtsein, daß es dem Wunsche ihres Bruders entgegen sein würde, verhindert, ihr zu folgen.

Wir fanden die Trümmer des Kürbis auf dem Boden verstreut. Wir fanden die Spuren des Blei's auf ihnen. Die Kugel selbst war in die Rinde des Baumes gedrungen und einer von den Jägern begann, sie mit der Spike seines Bowiemessers herauszugraben.

Als wir uns abwendeten, um zurückzukehren, sahen wir, daß der Indianer hinweggeschritten war und jetzt ungezwungen und vertraulich mit Seguin plauderte. Bei unserer Rückkehr auf den Lagerplatz bemerkte ich, wie Garey sich bückte und einen schimmernden Gegenstand aufhob. Es war das Liebespfand, welches er wieder an seine gewohnte Stelle, an seinen Hals hing. Nach seinem Blicke und der Art, wie er es behandelte, war es unverkennbar, daß er dieses Erinnerungszeichen jetzt mit größerer Achtung, als je, betrachtete.

Sechstes Kapitel.

Ein Schweifschuß.

Ich war in eine Art von Träumerei versunken; mein Geist beschäftigte sich mit den Ereignissen, von welchen ich soeben Zeuge gewesen war, als eine Stimme, welche ich als die des alten Rube erkannte, mich aus meiner Zerstreung erweckte.

„Schaut hier, Jungen! der alte Rube verschwendet kein Blei, aber wenn ich nicht den Schuß des Indianers übertreffe, so mögt Ihr mir die Ohren abschneiden.“

Ein lautes Gelächter begrüßte diese Anspielung des Trappers auf seine Ohren, die, wie wir bemerkt haben, bereits so dicht abgeschnitten waren, daß weder ein Messer, noch eine Scheere, noch etwas daran zu thun vermochte.

„Wie willst du es machen, Rube?“ rief einer von den Jägern. „wollt Ihr das Ziel von Euerm eigenen Kopfe schießen?“

„Ihr sollt es sehen, wenn Ihr warten wollt,“ erwiderte Rube, indem er zu dem Baume schritt und eine lange schwere Büchse, welche an denselben gelehnt war, nahm und sie sorgfältig auswischte.

Die Aufmerksamkeit Aller wurde jetzt auf die Manöver der alten Trappers gelenkt. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über seine Pläne. Was konnte er zur Verdunklung des soeben gethanen Schusses ausführen? Niemand vermochte es zu errathen.

„Wenn ich ihn nicht übertreffe,“ fuhr er murmelnd. fort, während er seine Büchse lud, „so könnt Ihr dem alten Rube den kleinen Finger von seiner rechten Pfote schneiden.“

Ein zweites Gelächter erhob sich, da Alle wußten, daß ihm gerade dieser Finger fehlte.

„Ja,“ fuhr er fort, indem er auf die ihn umgebenden Gesichter blickte, „Ihr mögt mich skalpiren, wenn ich es nicht thue.“

diese Bemerkung erregte ein abermaliges Gelächter, denn obgleich die Katzenfellmütze tief über seinen Kopf gezogen war, wußten doch alle Anwesenden, daß der alte Rube keinen Skalp mehr besaß.

„Wie wollt Ihr es aber thun? sagt uns das, alter Gaul.“

„Seht Ihr das?“ fragte der Trapper, indem er eine Frucht des Pitahayacactus, die er soeben abgepflückt und von ihren kleinen Stacheln befreit hatte, in die Höhe hielt.

„Ja, ja!“ riefen mehrere Stimmen.

„Ihr seht es also? nun, Ihr bemerkt, daß es nicht halb so groß ist, wie der Kürbis des Indianers; Ihr seht das doch auch?“

„O gewiß, jeder Narr müßte das sehen.“

„Nun, was sagt Ihr dazu, wenn ich es auf sechzig Schritte mitten hindurchschieße?“

„Was!“ riefen Mehrere, indem sie getäuscht die Achseln zuckten.

„Wenn Ihr es auf eine Stange steckt, so kann es Jeder von uns thun, selbst Barney würde es mit seiner alten Muskete herunterschließen können — nicht, Barney?“

„Wahrhaftig, ich könnte es versuchen,“ antwortete ein kleiner, auf eine Muskete gestützter Mann, der eine einst himmelblaue zerrissene Uniform trug.

Ich hatte bereits dieses Individuum mit einiger Neugier betrachtet, da mir theils sein eigenthümliches Costüm auffiel, besonders aber wegen der rothen Farbe seiner Haare, das rötheste, welches ich je gesehen hatte. Es trug die Spuren einer strengen Kasernendisziplin, — das heißt, es war abrasirt worden und wuchs jetzt, kurz und dick und starr und von der Farbe einer abgeschabten Mohrrübe, aus Barneys kleinem runden Kopf.

Es war unmöglich, Barney's Nationalität zu verkennen. Jeder Narr hätte sie erkannt, wie die Trapper zu sagen pflegen.

Was hatte ein solches Individuum an einen solchen Ort gebracht? — ich stellte diese Frage und erhielt bald Aufklärung. Er war Soldat an einem Grenzposten — einer von Onkel Sams Himmelblauen gewesen. Er war des Schweinefleischessens und Riemenputzens in Begleitung eines zu reichlichen Beigeschmacks des Ochsenziemers müde geworden, mit einem Worte, Barney war ein Deserteur. Wie er heißen mochte, weiß ich nicht, aber man nannte ihn O'Cork — Barney O'Cork.

Seine Antwort auf die Frage des Jägers wurde mit Lachen begrüßt.

„Jeder von uns,“ fuhr der Trapper fort, „könnte eine Persimone auf diese Weise durchschießen; aber es ist ein mächtiger Unterschied, wenn man durch das Visir ein Mädchen, wie jenes, sieht.“

„Ihr habt Recht,“ sagte ein anderer Jäger; „es wird Einem dabei ganz sonderbar um die Gelenke zu Muthe.“

„Heilige Mutter Gottes! war es nicht eine Schönheit?“ rief der kleine Irländer mit einem Nachdruck, welcher die Trapper wieder in lautes Gelächter versetzte.

„Pah!“ rief Rube, der jetzt mit Laden fertig war, „Ihr seid eine Bande von kichernden Narren — das seid Ihr. Wer hat von einer Squaw palavert? Ich habe ebensogut, wie der Indianer, eine alte Squaw — sie wird diesem Kinde das Ding halten — sie wird es.“

„Eine Squaw — Ihr eine Squaw! ha, ha, ha!“

„Ja, alter Gaul, ich habe eine Squaw, die ich nicht für zwei von seinen vertauschen würde. Ich will mich auf die Beine machen und die Alte holen. Haltet die Mäuler und wartet — wollt Ihr?“

Hiermit schulterte der geräucherte alte Sünder seine Büchse und schritt in den Wald.

Ich, sowie mehrere andere, erst in der letzten Zeit Gekommene, welche Rube nicht kannten, begann zu denken, daß er eine alte Frau habe. Es war kein Frauenzimmer in der Nähe des Lagers zu sehen. Vielleicht war sie aber im Walde versteckt. Die Trapper, welche ihn kannten, schienen jedoch zu verstehen, daß der alte Bursche einen besondern Streich vorhabe und daß dies bei ihm nichts Neues war.

Wir wurden nicht lange in ungewißheit erhalten. Nach wenigen Minuten sah man Rube zurückkehren und an seiner Seite das „alte Weib“ in Gestalt eines langen, magern, hochbeinigen Mustangs, der sich bei näherer Besichtigung als eine Stute erwies. Dies war also Rube's Squaw und sie war ihm, mit Ausnahme der Ohren, keineswegs unähnlich. Sie hatte, wie ihre ganze Race, lange Ohren — gerade so wie das Thier, auf welchem Don Quixote gegen die Windmühlen Sturm lief. Die langen Ohren gaben ihr ein maulthierartiges Aussehen — aber es war nur dem Anschein nach — sie war, wenn man sie aufmerksam untersuchte, ein reiner Mustang. Sie schien früher die gelbliche Farbe, welche bei den mexikanischen Pferden gewöhnlich ist, besessen haben; aber die Zeit und die Narben hatten sie einigermaßen metamorphosirt und an ihrem ganzen Körper, besonders aber am Halse und Kopfe, herrschte graues Haar vor. Die letzteren

Theile sahen schmutzig gesprenkelt aus. Sie keuchte stark und in regelmäßigen Zwischenräumen von mehreren Minuten erhob sich ihr Rücken mit einem Ruck, als ob sie mit den Hinterbeinen auszuschlagen versuche und es nicht könne. Sie war dünn, wie eine Pfoste, und trug ihren Kopf unter dem Niveau ihrer Schultern aber in den Blinzeln ihres einzigen Auges — denn sie hatte nur eines — lag etwas, welches Einem verkündete, daß sie noch auf lange Zeit nicht die Absicht habe, den Geist aufzugeben.

Dies war das alte Weib, welches Rube zubringen versprochen hatte, und sie wurde, als er sie heranzuführte, von einem lauten Lachen begrüßt.

„Nun schaut her, Jungen,“ sagte er, indem er vor der Menge Halt machte. „Ihr könnt lachen und schnattern und grinsen, bis Ihr Leibscherzen kriegt — das mögt Ihr — aber dieses Kind wird dem Schusse jenes Indianers den Glanz nehmen — das wird er, oder wenn er es nicht thut, zerplatzen.“

Mehrere von den umstehenden bemerkten, daß es wahrscheinlich genug sei, und daß sie nur sehen möchten, auf welche Weise er es thue. Keiner, der den alten Rube kannte, bezweifelte, daß er einer von den allerbesten Schützen im Gebirge und vielleicht dem Indianer vollkommen gleich sei; aber es war die Art und die Umstände, was dem Schusse des letzteren solchen eclat gegeben hatte. Es kam nicht alle Tage vor, daß sich ein schönes Mädchen bereithalten ließ, sich so dem Feuer auszusetzen, wie es die Squaw gethan hatte, und nicht jeder Jäger würde es gewagt haben, auf ein so aufgestelltes Ziel zu feuern. Die Merkwürdigkeit des Schusses lag in seiner Neuheit und Eigenthümlichkeit. Die Jäger hatten oft auf ein Ziel gefeuert, welches ein Anderer in seiner Hand hielt; dagegen gab es aber nur Wenige, welche Lust gehabt hätten, es auf ihrem Kopfe zu tragen. Wie sollte also Rube dem Schusse jenes Indianers den Glanz benehmen? Dies war die Frage, welche ein Jeder dem Andern stellte und die endlich an Rube selbst direkt erging.

„Macht Eure Fleischfalle zu,“ rief er, „ich werde es Euch zeigen. Erstens seht Ihr Alle, daß diese Stachelbirne nicht mehr als halb so groß wie der Kürbis ist.“

„Ja, gewiß,“ antworteten mehrere Stimmen.

„Das ist ein Umstand zu seinen Gunsten, nicht wahr?“

„Ja, ja!“

„Nun, hier ist ein zweiter. Der Indianer hat sein Ziel vom Kopfe geschossen — dieses Kind wird aber das seine vom Schwanze wegpirschen. Könnte Euer Indianer das thun — he, Jungen?“

„Nein, nein.“

„Uebertrifft das ihn, oder nicht?“

„Es übertrifft ihn — ja, das thut es — weit besser — hurrah!“ schrien mehrere Stimmen mit gellendem Gelächter.

Kein Einziger widersprach, da die Jäger, denen der Scherz gefiel, gespannt waren, ihn ausführen zu sehen.

Rube hielt sie nicht lange auf. Er ließ seine Büchse in den Händen seines Freundes Garey und führte die alte Stute nach der Stelle, wo das indianische Mädchen gestanden hatte. Hier hielt er an.

Wir Alle erwarteten, ihn das Thier mit der Seite nach uns aufstellen zu sehen, wodurch sein Körper aus dem Bereich der Kugel kam. Es zeigte sich aber bald, daß dies nicht die Absicht des alten Burschen war. Es würde das Aussehen der Sache verloren haben, wenn er es gethan hätte

und diese Idee ging ihm ohne Zweifel im Kopfe herum. Er wählte eine Stelle, wo der Boden ein wenig vertieft war, und führte den Mustang vorwärts, bis dessen Vorderfüße in der Höhlung standen. Auf diese Weise war der Schweif höher, als der Körper.

Nachdem er es mit dem Hintertheile gegen das Lager aufgestellt, flüsterte er ihm etwas in die Ohren ging herum, legte die Birne auf die höchste Kurve des Schweifstumpfes und kam dann langsamen Schrittes zurück.

Ob wohl die Stute stehen blieb?

In dieser Hinsicht war nichts zu befürchten, sie war dazu abgerichtet worden, länger, als jetzt von ihr verlangt wurde, an einer Stelle zu bleiben.

Das Aussehen der alten Stute, von welcher nichts mehr sichtbar war, als die Hinterbeine und Schenkel — denn die Maulthiere hatten ihr den Schweif abgenagt — hatte jetzt die Zuschauer —so mit Munterkeit erfüllt, daß die meisten sich die Seiten hielten.

„Haltet Euer Gackern, wollt Ihr?“ sagte Robe, indem er seine Büchse erfaßte und seinen Stand nahm.

Das Gelächter wurde unterbrochen, da Niemand den Schuß zu stören wünschte.

„Nun, alter Bauchaufreißer, verschwende dein Futter nicht!“ murmelte der Trapper seiner Büchse zu, die er im nächsten Augenblicke erhob und an die Backen gelegt hatte.

Kein Einziger bezweifeln, daß Rube den Gegenstand, auf welchen er zielte, treffen würde. Es war ein Schuß, welcher häufig von den westlichen Büchenschützen gethan wurde — das heißt, ein Schuß auf ein Ziel von derselben Größe, in sechzig Schritt Entfernung. Ohne Zweifel würde Rube es gethan haben, aber gerade in dem Augenblicke, wo er abdrückte, erhob sich der Rücken der Stute zu einem von ihren periodischen Rucken und die Pitahaya fiel auf den Boden.

Die Kugel war aber bereits unterwegs streifte die Schulter des Thieres und ging durch eines von seinen Ohren.

Die Richtung wurde erst später bekannt, aber ihre Wirkung zeigte sich augenblicklich, denn die an ihrer reizbarsten Stelle verwundete Stute, stieß ein halb menschliches Kreischen aus, schwankte und kam unter stetem Ausschlagen direkt in das Lager gesprungen.

Das laute Gelächter und Geschrei der Trapper —die eigenthümlichen Ausrufe der Indianer —das *Vaya* und *Viva* der Mexicaner — das wilde Fluchen des alten Rube selbst — alles dies zusammen bildete ein Gemisch von Tönen, von welchem meine Feder keine Idee zu geben vermag.

Siebentes Kapitel.

Das Programm.

Ich hatte mich kurz darauf zur Cavallada begeben, um nach meinem Pferde zu sehen, als plötzlich der Klang des Hornes zu mir herüber erschallte. Es war ein den Leuten gegebenes Signal, um sie zusammen—zu rufen, und ich kehrte nach dem Lager zurück.

Als ich es wieder betrat, stand Seguin noch immer mit dem Horne in der Hand vor seinem Zelte.

Die Jäger sammelten sich um ihn.

Sie waren bald alle beisammen und erwarteten, in Gruppen bei einander stehend, daß der Anführer sprechen möge.

„Kameraden,“ sagte Seguin, „morgen brechen wir dieses Lager ab, um einen Zug gegen den Feind zu unternehmen. Ich habe Euch zusammengebracht, damit Ihr meine Pläne erfahren und mich mit Euerm Rathe unterstützen mögt.“

Ein Beifallsmurmeln folgte dieser Ankündigung. Das Abbrechen eines Lagers ist stets eine gute Nachricht für Leute, die sich den Krieg zum Handwerk gemacht haben. Es schien eine gleiche Wirkung auf diese bunte Gruppe von Guerilleras zu üben.

Der Anführer fuhr fort:

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Ihr viele Kämpfe zu bestehen habt. Unsere Gefahren werden die der Wüste sein, aber wir wollen uns bemühen, uns auf die bestmögliche Weise gegen sie zu verwalten.“

„Ich habe von zuverlässiger Seite gehört, daß unsere Feinde eben jetzt im Begriff sind, einen großen Zug zu unternehmen, um die Städte von Sonora und Chihuahua zu plündern.“

„Es ist ihre Absicht, wenn sie nicht auf Regierungstruppen stoßen, ihre Streifzüge bis nach Durango selbst auszudehnen. Beide Stämme haben sich zur Bewegung verbunden, und es ist anzunehmen, daß alle Krieger nach Süden gehen und ihr Land unbeschützt zurücklassen.“

„Ich gedenke daher, sobald ich ermitteln kann, daß sie fort sind, in ihr Gebiet zu dringen und mich nach der Hauptstadt der Navajos zu begeben.“

„Bravo! bravo! *Bueno!* Hurrah! Trés-bien! — so gut wie Weizen!“ und zahlreiche andere Ausrufe begrüßten diese Erklärung.

„Einige von Euch kennen die Absicht, in welcher dieser Zug unternommen werden soll, Anderen ist sie unbekannt. Ich will sie Euch mittheilen. Er geschieht also, um —“

„Um eine gute Quantität von Skalpen zu holen — was —sonst?“ unterbrach ein—rauher, brutal aussehender Bursche den Anführer.

„Nein, Kirker!“ erwiderte Seguin, indem er sein Auge mit einem zornigen Ausdrucke auf den Mann heftete. „Das ist es nicht. Wir erwarten, bloß auf Frauen zu stoßen — es darf kein Einziger ein Haar auf dem Haupte eines indianischen Weibes berühren, ich werde keinen Weiber: oder —Kinderskalp bezahlen.“

„Wo wird dann unser Profit sein? Wir können sie nicht gefangen mitnehmen. Ich denke mir, daß wir selbst genug damit zu thun haben werden, wieder durch die Wüste zurückzukommen.“

Die Frage schien die Gefühle anderer Mitglieder der Schaar auszudrücken, und dieselben murmelten ihre Beistimmung.

„Ihr sollt nichts verlieren. Alle Gefangene, die Ihr macht, sollen an Ort und Stelle gezählt werden und ein Jeder bei unserer Rückkehr nach seiner Zahl Vergütung erhalten. Dafür Sorge ich.“

„O, das ist billig genug!“ riefen mehrere Stimmen.

„Nun, es ist also ausgemacht— weder Frauen, noch Kinder! Die Beute, welche Ihr macht, ist unsern Gesetzen nach Euer Eigenthum — aber es darf kein Blut vergossen werden, wenn es möglich ist, es zu schonen; es klebt so schon genug an unsern Händen. Macht Ihr Euch Alle dazu

verbindlich?“

„Ja, ja! *oui, oui!* — Alle! *todos! todos!*“ riefen eine Menge von Stimmen, indem Jeder in seiner Muttersprache antwortete.

„Diejenigen, welche nicht darein willigen, mögen sprechen.“

Diesem Vorschlage folgte eine tiefe Stille; Alle machten sich verbindlich, dem Wunsche ihres Anführers zu gehorchen.

„Es freut mich, daß Ihr einstimmig seid. Ich will jetzt meine Absichten ausführlicher darlegen. Es ist nicht mehr, als Recht, daß Ihr sie sogleich erfahrt.“

„Ja, laßt uns dies wissen,“ grollte Kirker, „wenn wir nicht ausziehen sollen, um Skalpe zu holen.“

„Wir gehen also, um unsere Freunde und Verwandten zu suchen, die seit Jahren bei den wilden Feinden gefangen gehalten werden. Es giebt unter uns Viele, welche Angehörige — Frauen, Schwestern und Töchter verloren haben.“

Ein beistimmendes Gemurmel, welches hauptsächlich von Männern in mexicanischem Costüm ausging, bewies die Wahrheit dieses Ausspruches.

„Ich selbst gehöre zu dieser Zahl,“ fuhr Srguin mit bebender Stimme fort; „ja, vor Jahren, langen Jahren bin ich von den Navajos meines Kindes beraubt worden. Ich habe vor Kurzem erfahren, daß es noch am Leben ist und sich nebst vielen andern weißen Gefangenen in der Hauptstadt befindet. Wir werden kommen, um sie zu befreien und ihren Freunden und ihrer Heimath zurückzugeben.“

Die Menge ließ ein Beifallsgeschrei und die Ausrufe: „Bravo! wir wollen sie wieder holen! *Vive le Capitain — Viva el Gese!*“ — vernehmen.

Als die Stille wieder hergestellt war, fuhr Seguin fort:

„Ihr kennt unsere Absicht. Ihr habt sie gebilligt. Ich will Euch jetzt mit dem Plane bekannt machen, welchen ich zu ihrer Ausführung gefaßt habe, und Euern Rath anhören.“

Hier schweig der Anführer einen Augenblick, während die Leute seine weiteren Mittheilungen erwarteten.

„Es giebt drei Pässe,“ fuhr er endlich fort, „über die wir von dieser Seite in das Indianerland dringen könnten. Erstens die Straße des westlichen Puerto. Diese würde uns direct nach den Navajosstädten führen.“

„Und warum sollten wir diese Straße nicht einschlagen?“ fragte einer von den Jägern, ein Mexicaner; „ich kenne sie bis zu den Puercosstädten vollkommen.“

„Weil wir nicht an den Puercosstädten vorüber kommen könnten, ohne von Navajosspionen gesehen zu werden. Es giebt dort stets eine Anzahl von ihnen. Ja, noch mehr,“ fuhr Seguin mit einem Blicke fort, der einen verborgenen Sinn verkündete, „wir würden am Rio del Norte nicht weiter kommen können, ohne daß die Navajos unsere Annäherung erführen. Wir haben näher zu Hause auch Feinde.“

„*Carrai*, das ist wahr,“ bemerkte ein Jäger in spanischer Sprache.

„Wenn sie etwas von unserer Annäherung erführen, — selbst wenn die Krieger südwärts gegangen wären, so seht Ihr ein, daß unsere Reise vergeblich sein würde.“

„Sehr wahr! sehr wahr!“ schrien mehrere Stimmen.

„Aus demselben Grunde können wir nicht durch den Paß von Pelvidera gehen. Ueberdies ist in dieser Jahreszeit nur wenig Wild auf einem von diesen Wegen zu erwarten. Wir sind bei unsern gegenwärtigen Vorräthen auf keinen längeren Zug gerüstet. Wir müssen durch eine Gegend ziehen, in welcher es Wild giebt, ehe wir in die Wüste dringen können.“

„Das ist wahr, Capitain; aber wenn wir über das alte Bergwerk gehen, so wird eben so wenig Wild anzutreffen sein. Welche andere Straße könnten wir aber einschlagen?“

„Es giebt noch eine Straße, welche mir besser, als alle anderen, zu sein scheint. Wir wollen südlich gehen und uns alsdann in westlicher Richtung quer über die Llanos nach der alten Mission begeben. Von dort können wir nördlich in das Apachenland ziehen.“

„Ja, ja! das ist der beste Weg, Capitain.“

„Wir werden eine lange Reise haben, aber diese wird durch andere Vortheile aufgewogen. Wir werden die Büffel von Llanos finden. Ueberdies können wir uns überzeugen, daß unsere Zeit gut angewendet ist, da wir uns in den Pinnonhügeln, die die Aussicht auf den Kriegsweg der Apachen gewähren, verstecken und unsere Feinde vorüberkommen sehen werden.“

„Wenn sie nach Süden gegangen sind, können wir über den Gila setzen und uns am Azul oder Prieto aufwärts halten. Wenn der Zweck unserer Züge erfüllt ist, so werden wir auf dem nächsten Wege nach unserer Heimath zurückkehren.“

„Bravo! Viva! Das ist recht, Capitain! das ist offenbar der beste Plan!“ riefen die Jäger.

Keine einzige Stimme widersprach ihm. Das Wort Prieto erklang wie Musik in ihren Ohren. Es war ein magisches Wort, der Name des weitberühmten Flusses — an dessen Ufern die Trapper-Legenden schon seit langer Zeit das Eldorado, das weltberühmte Goldland verlegt hatten. Bei den Lagerfeuern der Trapper waren häufig genug Geschichten erzählt worden, welche alle darin übereinstimmten, daß das Gold hier klumpenweise auf der Erdoberfläche liege und die Flüsse mit seinen glänzenden Körnern erfüllt seien. Oftmals hatten die Trapper von einem Zuge nach diesem unbekanntem Lande gesprochen und es hieß, daß kleine Schaaren wirklich hineingedrungen seien, daß aber keiner von den Abenteurern je wieder zurückgekommen wäre.

Die Jäger sahen jetzt zum ersten Male die Aussicht, mit Sicherheit in diese Gegend zu dringen, vor sich, und ihr Geist erfüllte sich mit wilden romantischen Visionen. Nicht wenige von ihnen hatten sich Seguins Schaar in der Hoffnung angeschlossen, daß dereinst gerade dieser Zug unternommen und der Goldberg erreicht werden würde. Man denke sich also die Gefühle, womit sie die Mittheilung Seguins aufnahmen, daß es seine Absicht sei, an den Prieto zu gehen. Bei der Nennung desselben lief ein Summen von eigenthümlicher Bedeutung durch die Menge und die Leute wendeten sich mit zufriedenen Mienen zu einander.

„Morgen wollen wir also marschiren,“ fügte der Anführer hinzu; „geht jetzt und trefft Eure Vorbereitungen; wir brechen mit Sonnenaufgang auf.“

Sobald Seguin geschlossen hatte, entfernten sich die Jäger, um nach ihrem Gepäck zu sehen — eine Pflicht, die bald erfüllt war, da sich diese rauhen Jäger nur wenig mit Lagergepäck schleppten.

Ich setzte mich auf einen umgestürzten Baumstamm und beobachtete eine Zeitlang die Bewegungen meiner wilden Gefährten und horchte auf ihre rauhe, in einer babylonischen Sprachverwirrung geführte Unterhaltung.

Endlich ging die Sonne unter und zu gleicher Zeit brach die Nacht ein.

Die Feuer wurden mit frischen Klötzen genährt, daß sie hoch aufloderten. Die Leute lagerten sich um dieselben, kochten, aßen, rauchten, sprachen laut und lachten über Geschichten, welche ihre wilden Gewohnheiten betrafen. Der rothe Feuerschein fiel auf die gebräunten, scharf markirten Gesichter, welche von dem Feuer des Cottonholzes ein noch wilderes Aussehen erhielten.

Die Bärte sahen jetzt dunkler aus und die Zähne schimmerten weißer unter ihnen hervor. Die Augen schienen tiefer eingesunken und ihre Blicke funkelnder und dämonischer geworden zu sein. Es war eine malerische Scene — Turbane, spanische Hüte, Federn und bunte Gewänder, — an die Bäume gelehnte Escopetten und Büchsen — hohe, auf Baumstämmen und Stümpfen ruhende Sättel — von Aesten über uns herabhängende Zügel — Streifen von gedörrtem Fleisch, welche vor den Zelten Guirlanden bildeten, und noch dampfende und blutende Wildpretkeulen trafen überall das Auge.

Der auf die Stirn der indianischen Krieger gemalte Zinnober schimmerte im nächtlichen Lichte wie Blut. Es war ein zugleich wildes und kriegerisches Gemälde, besaß aber eine Beimischung von Grausen, welches das gefühlvolle Herz zum Zurückschauern zwang. Es war ein Bild, wie man es nur in einem Bivouak von Guerilleros, — von Räubern — von Menschenjägern erblicken konnte.

Achtes Kapitel.

El Sol und La Luna.

„Kommen Sie,“ sagte Seguin, indem er meinen Arm berührte, „unser Abendessen ist fertig. Ich sehe, daß der Doctor uns winkt.“

Ich entsprach seiner Aufforderung schnell, denn die kalte Abendluft hatte meinen Appetit geschärft.

Wir näherten uns dem Zelte, vor welchem ein Feuer brannte. An diesem legte der Doctor von Godé und einem Pueblo-Peon unterstützt, soeben die letzte Hand an ein duftiges Abendessen. Ein Theil davon war bereits in das Zelt gebracht worden. Wir folgten ihm und ließen uns auf die Sättel, Decken und Ballen nieder.

„Ei, Doctor,“ sagte Seguin, „Sie haben sich diesen Abend als einen wahren Meister der Küche erwiesen. Dies ist ein Souper für einen Lucullus.“

„Ach, lieber Capitain, ich habe gute Gehilfen gehabt. Herr Godé hat mich trefflich —unterstützt.“

„Nun, Mr. Haller und ich werden Ihren Gerichten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wollen sogleich darangehen.“

„*Oui, oui, bien, Monsieur le Capitain,*“ sagte Godé, indem er mit einer Menge von Speisen hereineilte.

Der Canadier war stets in seinem Elemente, wo es genug zu kochen und zu essen gab.

Wir waren bald mit frischen Steaks von wilden Kühen, gerösteten Hirschcotelets, gedörrter Büffelzunge, Tortillas und Kaffee beschäftigt. Der Kaffee und die Tortillas waren die Früchte der Bemühungen des Peon, der in der Bereitung dieser Dinge Godé's Meister war.

Godé hatte aber ein ausgewähltes Gericht reservirt, welches er uns triumphirend hereinbrachte.

„*Voici, Messieurs,*“ rief er, indem er es vor uns hinstellte.

„Was ist es, Godé?“

„*Un fricassée, Monsieur.*“

„Von was?“

„Von Fröschen — was die Yankee's *Hocks*-Frösche nennen.“

„Ein Fricassée von Ochsenfröschen?“

„*Oui, oui! mon maître — voulez-vous en?*“

„Nein, ich danke.“

„Ich will Sie um ein wenig davon bitten, Monsieur Godé,“ sagte Seguin.

„Ich auch, Herr Godé. Die Frösche sind sehr gut!“ und der Doctor hielt ihm seinen Teller hin, um sich vorlegen zu lassen.

Godé war auf seinen Wanderungen am Flusse auf einen Teich mit Riesenfröschen gestoßen, und das Fricassée war das Resultat davon. Ich hatte meiner Nationalabneigung gegen die Opfer des Fluches des St. Patrik damals noch nicht überwunden und weigerte mich, zum Erstaunen des Voyageurs, die Leckerei zu genießen.

Während unserer Abendunterhaltung erfuhr ich einige Umstände aus der Geschichte des Doctors, die mir den alten Mann, im Verein mit dem, was ich bereits erfahren hatte, zu einem Gegenstande des höchsten Interesses machten. Ich hatte bis jetzt nicht begreifen können, was ein solcher Mann in einer Gesellschaft, wie die der Skalpjäger, thun könne. Ich hörte jetzt einige Einzelheiten, welche mir Alles das erklärten.

Er hieß Richter — Friedrich Richter. Er war ein Straßburger und in der Stadt der Glocken ein ziemlich beliebter Arzt gewesen. Die Liebe zur Wissenschaft — besonders aber zu seinem Lieblingszweige derselben, der Botanik — hatte ihn von seiner rheinischen Heimath hinweggezogen. Er war nach den Vereinigten Staaten ausgewandert und von dort in den fernen Westen, um die Flora dieser abgelegenen Region zu classificiren. Er hatte mehrere Jahre in dem großen Thale des Mississippi verlebt und war, als er auf eine von den St. Louis-Caravanen stieß, über die Prairie nach der Oase von Neu-Mexico gekommen. Bei seinen wissenschaftlichen Wanderungen am Rio del Norte hatte er die Skalpjäger getroffen und von der ihm so gebotenen Gelegenheit in bisher von wissenschaftlichen Männern unerforscht gebliebene Gegenden zu dringen, angezogen, sich erboten, die Schaar zu begleiten. Dieses Anerbieten wurde mit Freuden angenommen, da er die besten Dienste als Arzt leisten konnte, und jetzt befand er sich schon seit zwei Jahren bei ihnen und theilte alle ihre Mühseligkeiten und Gefahren.

Wie viele gefahrvolle Scenen hatte er durchlebt — wie viele Entbehrungen hatte er, von der Liebe zu seiner Wissenschaft und vielleicht auch von den Träumen eines Triumphes getrieben, erlitten, indem er hoffte, dereinst seine fremdartige Flora vor den Gelehrten von Europa auszubreiten.

Armer Richter! Deine Hoffnung war der Traum eines Traumes! Sie wurde nie zur Wirklichkeit.

Unser Abendessen gelangte endlich zum Schlusse und wurde mit einer Flasche Pasowein hinabgespült. Es war eine reichliche Quantität von diesem Getränk sowohl, wie von Taoswhisky im Lager; und das von außen zu uns dringende laute Gelächter bewies, daß die Jäger dem

Letzteren reichlich zugesprochen.

Der Doctor zog seine große Meerschaumpfeife heraus — Godé stopfte sich einen rothen Thonkopf, während Seguin und ich unsere Mais-Cigaretten anzündeten.

„Aber, sagen Sie mir, wer der Indianer ist?“ fragte ich Seguin, — „derjenige, welcher den merkwürdigen Schuß that —“

„Ah! El Sol — er ist ein Coco!“

„Ein Coco?“

„Ja, von dem Maricopastamme.“

„Aber das macht mich nicht klüger, als vorher. So viel wußte ich bereits.“

„Sie wußten es? — wer hat es Ihnen gesagt?“

„Ich habe den alten Rube den Umstand gegen seinen Kameraden Garey erwähnen hören.“

„Ja, richtig; er muß ihn kennen,“ sagte Seguin.

Hierauf schwieg er wieder.

„Nun,“ fuhr ich, von dem Wunsche, mehr zu erfahren, beseelt, fort, „wer sind die Maricopa's? — ich habe nie von ihnen gehört.“

„Es ist ein nur wenig bekannter Stamm — eine Nation von eigenthümlichen Menschen. Sie sind die Feinde der Apachen und Navajos. Ihr Land liegt am Gila hinab. Sie stammen ursprünglich von den Küsten des stillen Meeres — des californischen Meerbusens.“

„Aber dieser Mann ist gut erzogen, oder scheint es wenigstens zu sein. Er spricht das Englische und Französische so gut, wie Sie und ich. Er scheint Talent, Intelligenz und Höflichkeit zu besitzen — kurz, ein Gentleman zu sein.“

„Er ist Alles, was Sie da sagen.“

„Ich kann es nicht begreifen.“

„Ich will es Ihnen erklären, mein Freund. Jener Mann ist auf einer der berühmtesten Universitäten von Europa gebildet worden. Er ist weiter und durch mehr Länder, als vielleicht Einer von uns, gereis't.“

„Wie hat er als Indianer aber das ausführen können?“

„Mit Hilfe desjenigen, was oft sehr kleine Menschen — obgleich Sol kein solcher ist — in den Stand gesetzt hat, sehr große Thaten zu verrichten, oder wenigstens in den Ruf zu kommen, es gethan zu haben — durch das Gold.“

„Gold! und woher hat er das Gold erhalten? Man hat mir gesagt, daß nur sehr wenig davon in den Händen der Indianer sei. Die Weißen haben sie alles dessen, was sie einst besaßen, beraubt.“

„Das ist im Allgemeinen eine Wahrheit, auch in Bezug auf die Maricopa's begründet. Es hat eine Zeit gegeben, wo sie große Quantitäten von Gold und von aus den Tiefen des californischen Meerbusens heraufgeholtene Perlen besaßen. Dies ist vorüber. Die Jesuiten könnten sagen, wohin Alles gekommen ist.“

„Aber jener El Sol?“

„Er ist ein Häuptling. Er hat nicht all' sein Gold verloren. Er besitzt noch genug, um davon

Nutzen zu ziehen, und es ist nicht zu erwarten, daß die Padres es ihm für Glasperlen oder Zinnober abschmeicheln werden. Nein, er hat die Welt gesehen und den allgemeinen Werth des glänzenden Metalls kennen gelernt.“

„Aber seine Schwester — ist sie ebenfalls gebildet?“

„Nein, die arme Luna ist immer noch eine Wilde, aber er unterrichtet sie in vielen Dingen. Er ist mehrere Jahre lang in der Fremde gewesen und erst vor Kurzem zu seinem Stamme zurückgekehrt.“

„Ihre Namen sind seltsam; — die Sonne — der Mond —“

„Sie sind ihnen von den Spaniern in Sonora gegeben worden, aber doch nur Uebersetzungen von gleichbedeutenden Worten in ihrer indianischen Sprache. Dies ist an der Grenze etwas Gewöhnliches.“

„Warum sind sie hier?“

Ich stellte diese Frage mit Zaudern, da ich wußte, daß eine besondere Geschichte mit der Antwort in Verbindung stehen konnte.

„Zum Theil, wie ich glaube, aus Dankbarkeit gegen mich!“ antwortete Seguin. „Ich habe El Sol als Knaben aus den Händen der Navajos befreit. Vielleicht hat es auch noch einen anderen Grund. Aber, kommen Sie,“ fuhr er, dem Anscheine nach in dem Wunsche, das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken, fort; „Sie sollen unsere indianischen Freunde kennen lernen. Sie werden eine Zeitlang Gefährten sein. Er ist ein gebildeter Mann und wird Ihnen Interesse einflößen. Bewahren Sie Ihr Herz vor der hübschen Luna! Geh, Vicente, begieb Dich in das Zelt des Häuptlings, bitte ihn, hierher zu kommen und einen Becher Pasowein mit uns zu trinken. Sage ihm, daß er seine Schwester mitbringen möge.“

Der Diener eilte in das Lager hinaus. Während seiner Abwesenheit unterhielten wir uns über den Schuß, welchen der Coco mit seiner Büchse gethan hatte.

„Ich habe ihn kein einziges Mal feuern sehen, ohne sein Ziel zu treffen,“ sagte Seguin. „Es liegt etwas Räthselhaftes darin. Seine Kugel fehlt nie, und es scheint von seiner Seite eine Folge des bloßen Willens zu sein. Der Geist hat vielleicht eine von der Nervenkraft und der Schärfe des Gesichts unabhängige leitende Fähigkeit. Er und ein Anderer sind die einzigen Personen, an denen ich je den Besitz dieser eigenthümlichen Fähigkeit bemerkt habe.“

Der letzte Theil dieser Worte klang beinahe wie ein Selbstgespräch und Seguin blieb, nachdem er sie gesprochen, auf einige Augenblicke stumm und zerstreut.

Ehe das Gespräch wieder in Gang gerieth, trat El Sol und seine Schwester in das Zelt und Seguin stellte uns einander vor. In Kurzem waren wir — El Sol, der Doctor, Seguin und ich, in einer lebhaften Unterhaltung begriffen.

Der Gegenstand derselben war weder Pferde, noch Gewehre, noch Skalpe, noch der Krieg, noch Blut, noch irgend etwas mit dem entsetzlichen Handwerk jenes Lagers in Verbindung Stehendes. Wir besprachen einen Gegenstand aus der friedlichen Wissenschaft der Botanik — die Verwandtschaft der verschiedenen Formen der Cactusfamilie.

Ich hatte diese Wissenschaft studirt und fühlte, daß meine Kenntniß derselben geringer war, wie die eines jeden von meinen drei Gesellschaftern. Dies fiel mir schon damals auf und wurde mir später noch merkwürdiger, als ich darüber nachdachte, wie ein solches Gespräch, an einem solchen Orte, zu jener Zeit und von Männern, welche darin begriffen waren, geführt werden

konnte.

Wir saßen länger, als zwei Stunden, rauchend und über ähnliche Gegenstände sprechend, da.

Während wir so beschäftigt waren, bemerkte ich auf der Leinwand den Schatten eines Mannes. Ich blickte hinaus, was ich wegen meiner Stellung, ohne aufzusehen, thun konnte, und erkannte in dem aus dem Zelte dringenden Lichte ein Jagdhemd mit einem über die Brust hängenden gestickten Pfeifenbeutel.

La Luna saß neben ihrem Bruder und nähte Parflêche-Sohlen auf ein Paar Mocassins. Ich bemerkte, daß ihre Miene zerstreut war und daß sie in kurzen Zwischenräumen aus der Oeffnung des Zeltes blickte. Während wir von unserer Discussion in Anspruch genommen wurden, stand sie schweigend, jedoch mit keinem Anschein von Heimlichkeit, auf und ging hinaus.

Nach Kurzem kehrte sie zurück. Ich sah das Licht der Liebe in ihren Augen schimmern, als sie in ihrer Beschäftigung fortfuhr.

Sol und seine Schwester verließen uns endlich und kurz darauf rollten wir, Seguin, der Doctor und ich, uns in unsere Serapen und legten uns zum Schlafen nieder.

Neuntes Kapitel.

Der Kriegsweg.

Die Bande saß mit der frühen Morgendämmerung auf und als die Töne des Hornes erklangen, plätscherten unsere Pferde durch den Fluß, nach der andern Seite hinüber. Wir gelangten bald aus der baumbewachsenen Niederung auf die sandigen Ebenen, die sich westwärts nach dem Mimbresgebirge hinzogen. Wir ritten in südlicher Richtung über diese Ebene, wobei wir von Zeit zu Zeit über lange Sandrücken kletterten, die sie von Osten nach Westen durchschnitten. Der Flugsand bildete tiefe Furchen und unsere Pferde sanken unterwegs bis über die Fersen darin ein. Wir befanden uns in dem westlichen Theile der Yornada.

Wir zogen in einer, nur ein Mann breiten Reihe dahin. Die Gewohnheit hat bei den Indianern und den auf dem Marsche befindlichen Jägern diese Anordnung sanctionirt. Die verwachsenen Pfade des Waldes und die schmalen Defiléen der Berge gestatten keine andere. Selbst wenn wir über eine Ebene hinzogen, dehnte sich unsere Cavalcade eine Viertelmeile lang aus. Die Lastmaulthiere folgten uns unter der Obhut der Arrieros.

Den ersten Tag unseres Marsches machten wir keine Mittagsrast. Es war unterwegs weder Gras noch Wasser vorhanden und ein Anhalten in der heißen Sonne würde uns nicht erquickt haben.

Zu einer frühen Stunde des Nachmittags wurde eine dunkle, sich quer über die Ebene erstreckende Linie sichtbar; als wir uns ihr näherten, erhob sich vor uns eine grüne Wand und wir unterschieden Cottonholzwälder. Die Jäger wußten, daß es die Gehölze waren, welche den Palomafluß begrenzen. Wir waren bald in ihrem Schatten und hielten, nachdem wir die Ufer des hellen Flusses erreicht hatten, an, um hier zu übernachten.

Unser Lager wurde ohne Zelt oder Hütten aufgeschlagen; die in del Norte gebrauchten, waren

dort in einem Versteck zurückgelassen worden. Ein Zug, wie der unsere, konnte sich nicht mit Lagergepäck belästigen. Für einen Jeden bildete seine Decke sein Haus, sein Bett und seinen Mantel.

Es wurden Feuer angezündet und Fleisch gebraten, und, von unserer Reise ermüdet — der erste Tagesritt hat stets diese Wirkung — waren wir bald in unsere Decken gehüllt und schliefen fest.

Wir wurden am folgenden Morgen durch die, zur Reveille blasenden Klänge des Horns geweckt. Die Bande hatte eine gewissermaßen militairische Organisation und ein Jeder kannte die Signale der leichten Cavallerie.

Unser Frühstück war bald bereitet und verzehrt, unsere Pferde wurden losgepflockt, gesattelt und bestiegen und auf das zweite Signal begannen wir den Marsch von Neuem.

Die Vorfälle unserer ersten Tagereise wiederholten sich, mit geringer Abwechslung, mehrere Tage hintereinander. Wir reis'ten durch eine wüste, hier und da mit wildem Salbei und Mezquite bedeckte Gegend.

Wir kamen unterwegs an Cactusgebüsch und Dickichten von Creosotsträuchen vorüber, welche, als wir hindurchritten, uns ihre stinkende Ausdünstung zusandten.

Am vierten Abend lagerten wir uns an eine Quelle, dem Ojo di Vaca, welche am östlichen Lande des Llanos liegt.

Ueber den westlichen Theil dieser großen Prairie liegt der Kriegspfad der Apachen, südlich nach Sonora. In der Nähe des Pfades steigt ein hoher Berg über die Ebene auf. Man nennt ihn den Pinnon.

Es war unsere Absicht, diesen Berg zu erreichen und uns hinter den Felsen in der Nähe einer bekannten Quelle zu verstecken, bis unsere Feinde gekommen sein würden. Zu diesem Behuf mußten wir über den Kriegspfad gehen, wo uns unsere Fährten verrathen mußten.

Dies war eine Schwierigkeit, an welche Seguin nicht gedacht hatte. Außer dem Pinnon gab es keinen Punkt, von dem wir mit Gewißheit den Feind auf seinem Wege sehen und dabei selbst versteckt bleiben konnten. Wir mußten daher diesen Berg erreichen. Wie sollten wir dies aber bewirken, ohne den Weg zu überschreiten?

Nach unserer Ankunft bei dem Ojo di Vaca versammelte Seguin die Leute, um sich mit ihnen hierüber zu berathen.

„Wir können uns auf der Prairie ausbreiten, bis wir rein an dem Apachenwege vorüber sind,“ sagte ein Jäger — „eine einzelne Fährte hier und da werden sie nicht beachten.“

„Ja, das werden sie aber doch,“ erwiderte ein Anderer; „denkt Ihn daß ein Indianer an der Spur eines Pferdes mit Hufeisen vorübergehen wird, ohne sie zu verfolgen? nein, das wahrhaftig nicht!“

„Was das betrifft, so können wir die Hufe verbinden,“ meinte der Erstere.

„Wagh! das würde die Sache nur noch schlimmer machen. Ich habe diesen Kunstgriff einmal versucht und dadurch beinahe meinen Skalp verloren. Das muß ein blinder Indianer sein, der sich auf diese Weise täuschen läßt. Es geht ganz und gar nicht.“

„Sie werden nicht so aufmerksam sein, wenn sie sich auf dem Kriegspfade befinden, dafür bürgere ich Euch. Ich sehe nicht ein, weshalb es nicht gut genug gehen sollte?“

Die meisten Jäger stimmten dem ersteren Sprecher bei, die Indianer würden nicht verfehlen, so

viele verdeckte Fährten zu bemerken, ohne zu argwöhnen, daß etwas im Winde sei. Die Idee, die Hufe zu umwickeln, wurde daher aufgegeben aber was nun?

Der Trapper Rube, welcher bis jetzt nichts gesagt hatte, erregte sofort die Aufmerksamkeit Aller, indem er plötzlich ausrief:

„Pah!“

„Nun, was habt Ihr zu sagen, alter Gaul?“ fragte ihn einer von den Jägern.

„Daß Ihr, Einer wie Alle, eine Bande von verdammten Narren seid. Ich könnte die ganze Prairie voll Pferde über den Apachepfad bringen, ohne eine Spur zu machem der ein Indianer folgen würde, besonders ein Indianer auf dem Kriegspfade, wie jene.“

„Wie so?“

„Ich will es Euch sagen, Capitain, wenn Ihr mich fragt, wozu Ihr über den Weg gehen wollt.“

„Nun — um uns in den Pinnonfelsen zu verstecken — wozu sonst?“

„Und wie wollt Ihr Euch in dem Pinnon verstecken, ohne einen Tropfen Wasser zu haben?“

„Auf der einen Seite, am Fuße des Berges ist eine Quelle.“

„Das ist so wahr, wie die heilige Schrift. Ich weiß es; aber an dieser Quelle werden die Indianer ihre Schnäbel abkühlen, wenn sie nach dem Süden gehen. Wie wollt Ihr mit dieser Cavalcade hinkommen, ohne Fährten zu machen? dieses Kind kann das nicht recht einsehen.“

„Ihr habt Recht, Rube. Wir können nicht an die Pinnonquelle kommen, ohne unsere Spur zu deutlich zu hinterlassen, und es ist gerade die Stelle, wo die Kriegerschaar wahrscheinlich Halt machen wird.“

„Ich sehe keinen Vortheil dabei, daß wir Alle jetzt über die Prairie gehen. So lange, bis sie vorüber sind, können wir jedenfalls keinen Büffel erlegen. Dieses Kind hat darin die Idee, daß ein Dutzend von uns genug sein werden, um sich in dem Pinnon zu verstecken und die nach Süden gehenden Niggers zu beobachten. Ein Dutzend könnte es sicher genug thun, aber die Cavalcade nicht.“

„Und möchtet Ihr die Uebrigen hier bleiben lassen?“

„Nicht hier; sie können nördlich von hier gehen und dann westlich durch die Mezquiteberge ziehen. Dort läuft etwa zwanzig Meilen diesseits des Wegs ein Creek hindurch und sie können an diesem Wasser und Gras finden und sich versteckt halten; bis wir nach ihnen senden.“

„Warum aber nicht lieber an dieser Quelle bleiben, wo wir Beides in Fülle haben?“

„Capitain, gerade deshalb, weil ein Theil der Indianer es sich in den Kopf setzen kann, selbst diesen Weg einzuschlagen. Ich halte es für das Beste, blinde Spuren zu machen, ehe wir von hier fortgehen.“

Die Richtigkeit der Folgerung Rube's war Jedem einleuchtend und Keinem mehr, als Seguin selbst. Es wurde beschlossen, seinen Rath sofort zu befolgen. Die Vedetten wurden von den Uebrigen abgetheilt und die letzteren, nebst den Lastmalthieren entfernten sich nach dem die Fährten um die Quelle blind gemacht worden waren, in nordwestlicher Richtung.

Sie sollten bis nach den Mezquitebergen gehen, welche etwa zwölf Meilen nordwestlich von der Quelle lagen. Hier sollten sie sich an einem, mehreren von ihnen bekannten Bache versteckt halten und warten, bis sie die Weisung erhielten, sich uns anzuschließen.

Die Späherschaar, zu welcher auch ich gehörte, bewegte sich in westlicher Richtung über die Prairie.

Rube, Garey, El Sol und seine Schwester, Sanchez, ein früherer Stierkämpfer und ein halbes Dutzend Anderer bildeten die Abtheilung. Seguin selbst war unser Haupt und Führer.

Ehe wir das Ojo di Vaca verließen, hatten wir unseren Pferden die Hufeisen abgenommen und die Nägellöcher mit Lehm ausgefüllt, damit ihre Spuren für die wilder Mustangs gehalten werden sollten. Dies waren Vorsichtsmaßregeln von Männern, welche wußten, daß ihr Leben für eine einzige Hufspur büßen konnte.

Als wir uns der Stelle näherten, wo der Kriegspfad die Prairie durchschneidet, trennten wir uns so, daß wir in Zwischenräumen von je zwei in einer halben Meile ritten. Auf diese Weise erreichten wir den Pinnonweg, wo wir wieder zusammenkamen und uns am Fuße des Berges nördlich wendeten.

Die Sonne war untergegangen, als wir an die Quelle gelangten, nachdem wir den ganzen Tag über die Ebene geritten waren. Wir erkannten sie bei unserer Annäherung dicht am Fuße des Berges, an einem Haine von Cottonbäumen und Weiden, welche sie umstanden. Wir brachten unsere Pferde nicht an das Wasser, sondern ritten, nachdem wir eine Schlucht des Berges erreicht, in dieselbe und versteckten die Thiere in einem Piniendickicht, wo wir auch übernachteten.

Mit dem ersten Lichte des Morgens begannen wir unsern Versteck zu recognosciren.

Vor uns war ein niedriger, mit lockeren Felsstücken und einzelnen Pinien bedeckter Bergrücken. Dieser trennte die Schlucht von der Ebene, und von seiner Spitze aus konnten wir, durch ein Piniendickicht beschützt, das Wasser sowohl, wie den Weg auf die Llanos in nördlicher, südlicher und östlicher Richtung überschauen. Es war gerade die Art von Versteck, welche wir für unsere Zwecke bedurften.

Am Morgen wurde es nöthig, hinabzusteigen, um Wasser zu holen. Zu diesem Zwecke hatten wir uns mit einem Maulthiereimer und einer Extraquantität von Kürbisflaschen versehen. Wir gingen an die Quelle und füllten unsere Gefäße, indem wir dafür sorgten, daß keine Spuren von unseren Füßen im Schlamme zurückblieben.

Den ersten Tag über hielten wir unablässig Wache, aber kein Indianer wurde sichtbar. Hirsche und Antilopen und eine kleine Büffelherde kamen an die Quelle, um zu saufen, und schweiften dann wieder über die grüne Wiese dahin. Es war ein verlockender Anblick, denn wir hätten leicht bis in Schußweite schleichen können, aber wir wagten nicht, sie zu berühren. Wir wußten, daß die indianischen Hunde ihr Blut spüren würden.

Am Abend gingen wir nach dem Wasser hinab und machten den Weg zweimal, da unsere Thiere an Durst zu leiden begannen. Wir befolgten dabei dieselbe Vorsichtsmaßregel, wie wir vorher thaten.

Am zweiten Tage beobachteten wir den Horizont im Norden abermals mit begierigen Augen. Seguin hatte ein kleines Taschenteleskop, mit dem wir auf eine Entfernung von beinahe dreißig Meilen die Prairie überschauen konnten; bis jetzt aber war noch kein Feind zu entdecken.

Der dritte Tag verging mit demselben Resultate, und wir begannen zu fürchten, daß die Krieger einen andern Weg eingeschlagen hätten.

Wir wurden noch von einem Umstande beunruhigt — wir hatten beinahe sämmtliche

Mundvorräthe aufgezehrt, und kauten jetzt bereits, die rohen Piniennüsse. Wir wagten kein Feuer anzuzünden, um sie zu rösten. Die Indianer können den Rauch aus großer Entfernung „lesen“.

Der vierte Tag erschien, und immer noch kein Zeichen am nördlichen Horizonte. Unser gedörertes Fleisch war völlig aufgezehrt, und wir begannen zu hungern. Die Nüsse sättigten uns nicht. Das Wild war an der Quelle in Menge vorhanden, und bedeckte die beras'te Ebene. Einer von den Leuten machte den Vorschlag, sich unter die Weiden zu legen, und eine Antilope oder einen Hirsch von der schwarz bewedelten Art zu schießen, von denen es ganze Rudel gab.

„Wir dürfen es nicht wagen,“ sagte Seguin; „ihre Hunde würden das Blut finden, und das könnte uns leicht verrathen.“

„Ich kann eines tödten, ohne einen Tropfen Blut zu— vergießen,“ meinte ein mexicanischer Jäger.

„Wie?“ fragten mehrere Stimmen zugleich.

Der Mann deutete auf seinen Lasso.

„Aber Eure Fußstapfen! — Ihr würdet bei dem Fange tiefe Spuren zurücklassen!“

„Wir können sie zudecken, Capitain!“ erwiderte der Mann.

„Nun so versucht es!“ sagte der Anführer.

Der Mexikaner nahm den Lasso von seinem Zügel, und begab sich mit einem Begleiter nach der Quelle. Sie schlichen sich unter die Weiden und legten sich dort in den Hinterhalt. Wir beobachteten sie vom Bergrücken aus.

Sie waren kaum eine Viertelstunde dort, als sich von der Ebene her eine Antilopenherde näherte. Die Thiere schritten direct, in indianischer Reihe, der Quelle zu. Sie waren bald dicht an den Weiden, wo sich die Jäger versteckt hielten. Hier blieben sie plötzlich stehen, warfen die Köpfe in die Höhe und spürten in der Luft. Sie hatten die Gefahr erkannt, aber es war zu spät geschehen, als daß der Erste sich hätte umwenden und davon laufen können.

„Dort fliegt der Lasso!“ rief Einer.

Wir sahen die Schlinge durch die Luft sausen und sich um den Leib des Thieres legen. Die Herde schwenkte plötzlich, aber die Schlinge war am Hals des Anführers, und nach drei bis vier Sätzen sprang er in die Höhe, fiel auf den Rücken, und lag unbeweglich da. Der Jäger kam unter den Weiden hervor, nahm das jetzt halb erstickte Thier, und trug es nach dem Eingänge der Schlucht. Sein Gefährte folgte ihm, und verdeckte die Spuren Beider.

Nach wenigen Minuten hatten sie uns erreicht. Die Antilope wurde abgehäutet und mit dem Blute gegessen.

*

Unsere Pferde magern vor Hunger und Durst ab. Wir fürchten, zu oft an das Wasser zu gehen, obgleich wir mit dem Verstreichen der Zeit weniger vorsichtig werden. Der erfahrene Jäger fängt noch zwei Antilopen mit dem Lasso.

In der Nacht des vierten Tages ist es heller Mondschein. Die Indianer marschiren oft beim Lichte des Mondes — besonders wenn sie auf dem Kriegswege sind. Wir lassen unsere Späherposten bei Nacht sowohl, wie bei Tage aufgestellt. In dieser Nacht sehen wir uns mit größerer Hoffnung, als gewöhnlich, um. Es ist eine köstliche Nacht — eine helle, stille Vollmondnacht.

Unsere Erwartungen wurden nicht getäuscht.

Gegen Mitternacht weckte uns der Späher. Fern im Norden zeichnen sich dunkle Gestalten am Himmel ab. Es können Büffel sein, aber wir sehen, daß sie sich nähern.

Wir blickten sämtlich gespannt durch die helle Luft über den silbernen Rasen hinaus. Es sind glitzernde Gegenstände dabei — es müssen Waffen sein — Pferde, Reiter! — es sind Indianer.

„O Gott, Kameraden, wir sind toll! unsere Pferde — sie können wiehern.“

Wir springen unserm Anführer nach den Hügel hinab über die Felsen und durch die Büsche. Wir laufen nach dem Dickicht, wo unsere Thiere angebunden sind. Wir kommen vielleicht zu spät, denn die Pferde können einander meilenweit hören, und die leiseste Lufterschütterung vibriert in der elastischen Atmosphäre dieser Hochebene weit hin.

Wir erreichen die Cavalcada. — Was thut Seguin? — er hat die Decke unter seinem Sattel hervorgerissen, und verhüllt mit ihr den Kopf seines Pferdes.

Wir befolgen sein Beispiel, ohne ein Wort auszutauschen, denn wir wissen, daß es unser einziges Auskunftsmittel ist.

Nach einigen Minuten fühlen wir uns wieder sicher, und kehren nach unserm Wachtposten auf der Höhe zurück.

Wir hatten jetzt unsere Zeit genau bemessen, denn als wir den Gipfel des Hügels erreichten, konnten wir das Rufen der Indianer, das Aufschlagen der Hufe in der harten Ebene, und gelegentliches Wiehern hören, da ihre Pferde das Wasser spürten.

Die Vordersten näherten sich sogleich der Quelle, und wir sahen die lange Reihe Berittener, welche sich bis an den fernen Horizont dehnte.

Sie kamen näher, und wir konnten die Fähnchen und glänzenden Spitzen ihrer Sperre unterscheiden. Wir sahen ihre halbnackten Körper im hellen Mondenschein schimmern.

Nach Kurzem waren die Vordersten von ihnen an die Büsche herangeritten, hatten Halt gemacht und ihren Thieren zu trinken gegeben. Dann schwenkte Einer nach dem Andern aus dem Wasser, trabte eine kurze Strecke weit über die Ebene, warf sich auf den Boden, und begann sein Pferd abzusatteln.

Es war offenbar ihre Absicht, hier zu übernachten.

Wir beobachteten ihre Bewegungen, wir hatten keine Furcht, selbst gesehen zu werden. Wir lagen mit unsern Körpern hinter den Felsen, und unsere Gesichter wurden von den Nadeln der Pinie verdeckt. Wir konnten das Alles, was vorging, deutlich sehen und hören, denn die Wilden waren nicht mehr als dreihundert Schritt von unserer Stellung entfernt.

*

Sie begannen ihre Pferde in einem weiten Kreise über die Ebene hin auszupflöcken. Dort ist das Grama-Gras länger und üppiger, als in der unmittelbaren Nähe der Quelle. Sie entsattelten die Thiere, und brachten ihr Pferdegeschirr, aus härenen Zügeln; Büffeldecken und Häuten der grauen Pferde bestehend, herbei. Nur Wenige haben Sättel; die Indianer bedienen sich ihrer auf den Kriegszügen selten.

Ein Jeder stößt seinen Speer in den Boden, und lehnt Schild, Bogen und Köcher daran. Daneben legt er seine Decke oder Haut. Dies ist sein Zelt und Bett.

Die Speere sind bald reihenweise auf der Ebene aufgestellt — sie bilden eine Fronte von mehreren hundert Schritt Länge — und so haben sie ihr Lager mit einer Schnelligkeit und Regelmäßigkeit aufgeschlagen, welche die der Chaffeure von Vincennes weit übertrifft. Sie haben sich in zwei Abtheilungen gelagert. Es sind zwei Schaaren — Apachen und Navajos. Die letztere ist bei weitem die kleinere, und ruht in weiter Entfernung von unserer Stelle.

Wir hören sie mit ihren Tomahawks in dem Dickicht am Fuße des Berges Holz hauen. Wir sehen, wie sie die Scheite auf die Ebene hinaus tragen, sie zusammenhäufen, und dann anzünden.

In Kurzem lodern eine Menge von Feuern in die Höhe. Die Wilden kauern um sie her, und bereiten ihr Abendessen. Wir können die Malerei auf ihren Gesichtern und ihrer nackten Brust schimmern sehen; sie zeigen eine Menge von Farben. Einige sind roth, als wären sie mit Blut angestrichen, Andere sind von dem dunkelsten Schwarz. Die Einen haben die eine Seite des Gesichts schwarz, und die Andern roth oder weiß bemalt. Einige sind gefleckt wie Hunde, und Andere gestreift und carrirt. Ihre Wangen und Brust ist mit den Gestalten von Thieren — Wölfen, Panther, Bären, Büffeln — und anderen häßlichen Zeichnungen — tätowirt, welche sich im Scheine der Fichtenholzfeuer deutlich erkennen lassen. Einige haben eine rothe Hand auf ihre Brust gemalt, und nicht Wenige zeigen, als ihre Devise, einen Todtenkopf mit kreuzweis gelegten Knochen.

Dies sind ihre Wappenschilder, welche die „Medizin“ des Trägers andeuten, und ohne Zweifel von eben so einfältigen Ideen ausgehen, wie diejenigen, nach welchen das Wappen auf den Knopf des Lakai's, oder das Petschaft des Kaufmannsdieners gesetzt wird.

Selbst in der Wildniß herrscht Eitelkeit. Es giebt im wilden, wie im civilisirten Leben ein Streben nach Flitterglanz!

Was sehen wir? — glänzende Sättel und Messinghelme mit nickenden Straußenfedern! Diese an Wilden! — Woher kommen sie?

Von den Kürassieren von Chihuahua. Die armen Teufel sind einmal von diesen wilden Lanciers schwer verwundet worden.

Wir sehen das rothe Fleisch an Spießen von Weidenruthen über dem Feuer zischen. Wir sehen die Indianer die Piniennüsse in die Asche werfen, und dann wieder geröstet und rauchend herausziehen; wir sehen sie gestikuliren, während sie einander ihre Abenteuer erzählen; wir hören sie schreien und schnattern und lachen. Wie unähnlich sind sie dem Wald-Indianer.

Zwei Stunden lang beobachten wir ihre Bewegungen, und horchen auf ihre Stimmen, dann wird die Pferdewache abgezählt und marschirt nach der Cavallada. Die Indianer breiten, Einer nach dem Anderer, ihre Felle aus, rollen sich in ihre Decke und schlafen.

Die Feuer hören auf zu lodern, aber im Mondschein können wir die ausgestreckten Körper der Wilden unterscheiden. Zwischen ihnen bewegen sich weiße Gegenstände. Es sind die Hunde, welche nach den Ueberresten der Mahlzeiten umherspüren. Sie laufen von einem Punkte zum andern, weisen einander die Zähne, und bellen die um das Lager schleichenden Coyotes an.

Draußen auf der Prairie sind die Pferde noch immer wach und geschäftig. Wir können sie mit den Hufen stampfen und das üppige Gras abweiden hören. In regelmäßigen Zwischenräumen stehen aufrechte Gestalten da, — dies sind die Wächter der Cavallada.

Zehntes Kapitel.

Drei Tage in der Falle.

Unsere Aufmerksamkeit wurde jetzt unserer eigenen Lage zugewendet. Vor unsern Geist stellten sich plötzlich eine Menge von Gefahren und Schwierigkeiten hin.

Wie, wenn sie hier bleiben sollten, um zu jagen?

Der Gedanke schien uns Allen im gleichen Augenblicke zu kommen, und wir blickten einander mit besorgter Miene an.

„Es ist nicht unwahrscheinlich,“ sagte Seguin leise, aber nachdrücklich; „offenbar haben sie kein Fleisch bei sich, und wie sollten sie ohne dasselbe nach Süden gehen? Sie müssen hier oder anderswo jagen, — warum nicht hier?“

„Dann sind wir in einer hübschen Falle,“ unterbrach ihn ein Jäger, indem er zuerst auf die Mündung der Schlucht und dann auf den Berg deutete. „Wie sollen wir herauskommen? — das möchte ich wissen.“

Unsere Augen folgten der von dem Sprechenden angedeuteten Richtung.

Vor der Schlucht, worin wir uns befanden, dehnte sich die Linie des indianischen Lagers keine hundert Schritt von den um seinen Eingang liegenden Felsen entfernt dahin.

Eine indianische Wache war noch näher, aber es würde unmöglich gewesen sein, selbst wenn sie geschlafen hätte, herauszukommen, ohne den in Menge um das Lager schweifenden Hunden zu begegnen.

Hinter uns stieg der Berg senkrecht wie eine Mauer, empor. Er war offenbar unübersteiglich. Wir waren recht in der Falle.

„*Carrai!*“ rief einer von den Leuten, „wir werden verhungern und verdursten, wenn sie zur Jagd dableiben —sollten.“

„Wir können noch früher sterben,“ erwiderte ein Anderer, „wenn sie es sich in den Kopf setzen; in die Schlucht heraufzukommen.“

Dies war nicht unmöglich, wenn auch nicht wahrscheinlich. Die Schlucht war eine Art von Sack, welche in schiefer Richtung den Berg hinaufging und am Fuße der Klippe endete. Es gab darin keinen Gegenstand, welcher unsere Feinde hätte anziehen können — wenn sie nicht etwa heraufkämen, um Piniennüsse zu suchen. Aber einige von ihren Hunden konnten, um Nahrung zu suchen, heraufkommen.

Dies waren Möglichkeiten, aber wir erbebten, als sich dies unserm Geiste darstellte.

„Wenn sie uns nicht finden,“ sagte Seguin aufmunternd, „so können wir ein paar Tage von den Piniennüssen leben. Wenn diese zu Ende sind, so muß eines von unsern Pferden getödtet werden. Wie viel Wasser haben wir?“

„Glücklicherweise sind die Kürbisflaschen beinahe voll, Capitain.“

„Aber unsere armen Thiere müssen leiden!“

„Wir sind nicht vom Durst bedroht,“ sagte El Sol, indem er zu Boden blickte, „so lange diese ausdauern.“ Und er stieß mit seinem Fuße an eine große, aus dem Felsen gewachsene, runde

Masse. Es war der Kugelkaktus.

„Seht,“ fuhr er fort, „es sind ihrer Hunderte da.“

Alle Anwesenden wußten, was dies zu bedeuten hatte und betrachteten die Kaktuspflanzen mit einem Murren der Genugthuung.

„Kameraden,“ sagte Seguin, „es nützt nichts, wenn wir uns auch ermüden. Diejenigen, welche es können, mögen schlafen. Ein Mann kann dort Wache halten, während ein Anderer hier oben bleibt. Geht, Sanchez!“

Und der Anführer deutete die Schlucht hinab nach einer Stelle, von wo aus man ihre Mündung überblickte.

Der Wächter entfernte sich und nahm schweigend seinen Posten ein. Die Uebrigen stiegen hinab und kehrten, nachdem sie nach der Umhüllung ihrer Pferde gesehen, zum Posten des Spähers auf dem Berge zurück.

Hier rollten wir uns in unsere Decken, legten uns unter dem Felsen nieder und verschliefen den Ueberrest der Nacht.

*

Wir sind vor der Morgendämmerung wach und spähen mit eifriger Aufmerksamkeit durch die Pinien hinab.

In dem indianischen Lager zeigt sich noch keine Bewegung. Dies ist schlimm. Wenn sie beabsichtigten, weiterzugehen, so würden sie schon längst munter sein. Sie sind stets vor Tagesanbruch unterwegs. Diese Zeichen bestärken unsere Besorgnisse.

Das graue Licht des Morgens beginnt sich über die Prairie auszubreiten. Am östlichen Himmel wird ein weißer Streifen sichtbar. Im Lager entsteht Geräusch. Wir hören Stimmen; dunkle Gestalten bewegen sich unter den aufrechten Speeren umher. Hochgewachsene Wilde schreiten über die Ebene. Ihre Fellgewänder sind um ihre Schultern geschlagen, um sie gegen die rauhe Morgenluft zu schützen. Sie tragen Holz — sie zünden das Feuer wieder an.

Unsere Leute sprechen im Flüstertone, während wir mit aufmerksamen Augen daliegen und jede Bewegung beobachten. Es ist klar, daß sie hierzubleiben gedenken.

„Ja, wir sind in der Falle, — das ist gewiß. Ich möchte wissen, wie lange sie hier bleiben wollen.“

„Wenigstens drei Tage, vielleicht vier bis fünf.“

„Großer Gott, wir werden in der halben Zeit verhungert sein.“

„Was sollen sie so lange hier thun können?“

„Ich bürgе dafür, daß sie fortgehen werden, sobald sie können.“

„Das werden sie; aber wie können sie es in weniger Zeit thun?“

„Sie können alles Fleisch, welches sie brauchen, in einem Tage zusammenbringen.“

„Seht, dort giebt es Büffel genug; schaut dorthin!“ Und der Redner deutete auf mehrere schwarze Gegenstände, deren Umrisse am heller werdenden Himmel sichtbar sind. Es ist eine Büffelherde.

„Das ist wahr genug, in einem Tage können sie so viel Fleisch bekommen, wie sie brauchen. Wie

sollen sie es aber in weniger als drei Tagen dörren? das ist was ich wissen möchte.“

„*Es verdad!*“ erwiderte einer von den Mexicanern, ein Cibolero, „*tres dias al menos* (Es ist wahr, wenigstens drei Tage)!“

„*Y a hombre!* und dazu müssen sie noch guten Sonnenschein haben.“

Dieses Gespräch wird von zwei bis drei der Leute in leisem Tone, aber laut genug, daß es die Andern hören können, geführt.

Es macht uns mit einem neuen Dilemma, über welches wir bisher noch nicht nachgedacht haben, bekannt. Wenn die Indianer dableiben, um ihr Fleisch zu dörren, so werden wir in der größten Gefahr schweben, an Durst zu leiden und in unserm Versteck entdeckt zu werden.

Wir wissen, daß das Büffelfleischdörren drei Tage erfordert, wozu noch ein heißer Sonnenschein gehört, wie der Jäger angedeutet hat. Dies wird uns, in Verbindung mit dem ersten zur Jagd erforderlichen Tage, vier Tage lang in der Schlucht festhalten.

Die Aussicht ist entsetzlich. Wir fühlen, daß der Tod oder die äußersten Durstqualen vor uns liegen. Wir haben keine Furcht vor Hunger. Unsere Pferde sind im Dickicht, und unsere Messer in unserm Gürtel. Wir können wochenlang von ihnen leben; werden aber die Kaktuspflanzen den Durst der Männer und der Pferde drei bis vier Tage lang löschen können?

Dies ist eine Frage, welche Keiner beantworten kann. Sie haben oft den Jäger auf eine kurze Periode erquickt und ihn in den Stand gesetzt, nach dem Wasser zu kriechen, aber Tage lang! —

Die Prüfung wird bald beginnen. Der Tag ist angebrochen, die Indianer springen auf. Etwa die Hälfte von ihnen zieht die Pflöcke ihrer Pferde heraus und führt sie an das Wasser. Sie legen ihr Zaumwerk auf, ziehen ihre Speere aus dem Boden, ergreifen ihren Bogen, hängen ihre Köcher über die Schulter und springen auf.

Nach einer kurzen Berathung galoppiren sie östlich; nach einer halben Stunde sehen wir sie die Büffel weit draußen auf der Prairie jagen, sie mit ihren Pfeilen durchbohren und auf ihre langen Lanzen spießen. Die Zurückgebliebenen führen ihre Pferde nach der Quelle hinab und wieder auf das Gras zurück. jetzt schlagen sie junge Bäume nieder und tragen Holz an das Feuer. Seht, sie treiben lange Stangen in den Boden und ziehen Leinen zwischen denselben auf. Zu welchem Zwecke? Wir wissen es nur zu gut.

„Ha, seht dort,“ murmelt einer von den Jägern, als dies bemerklich wird; „dort werden die Dörrleinen aufgezogen. — jetzt sind wir ernstlich eingefangen.“

„*Por todos santos! es verdad* (Bei allen Heiligen, es ist wahr)!“

„*Caramba! — carrajo! — chingaro!*“ grollt der Cibolero, der mit der Bedeutung dieser Stangen und Leinen nur zu vertraut ist.

Wir beobachten die Bewegungen der Indianer mit einem furchtbaren Interesse.

Wir haben jetzt keinen Zweifel mehr an ihrer Absicht, mehrere Tage lang hierzubleiben. Die Stangen sind bald aufgerichtet und ziehen sich mehr wie hundert Schritt weit an der Vorderseite des Lagers hin. Die Wilden erwarten die Rückkehr der Jäger. Einige sitzen auf und galoppiren nach dem Schauplatze der Büffeljagd, welche noch immer weit draußen auf der Ebene betrieben wird.

Wir spähen durch das Lager, aber mit großer Vorsicht, denn der Tag ist hell und die Augen unserer Feinde sind scharf und sehen sich nach jedem Gegenstande um. Wir sprechen nur

flüsternd, wenn auch unsere Stimme nicht gehört werden könnte, wenn wir etwas lauter sprächen, aber die Furcht läßt uns glauben, daß sie vielleicht vernommen würde. Wir sind Alle, bis auf die Augen, versteckt. Diese blicken durch kleine Oeffnungen im Laube.

Die indianischen Jäger sind etwa zwei Stunden lang abwesend gewesen. Wir sehen sie jetzt in einzelnen Abtheilungen über die Prairie zurückkommen. Sie reiten langsam zurück. Ein Jeder bringt seine Ladung vor sich auf seinem Pferde. Sie haben große Massen von rothem, frisch abgehäuteten und noch dampfenden Fleisch. Einige tragen die Seiten und Schenkel, Andere die Feistrippen, die Zunge, das Herz, die Leber, — die kleinen Delicatessen, — in die Haut der getödteten Thiere gehüllt. Sie kommen in dem Lager an und werfen ihre Last auf den Boden. Jetzt beginnt eine Scene voller Lärm und Verwirrung.

Die Wilden laufen schreiend, schnatternd, lachend und tanzend hin und her. Sie ziehen ihre langen Skalpmesser und schneiden große Fleischstücke ab. Sie stecken sie über den lodern den Feuern an Spieße, sie schneiden die Feistrippen aus, sie reißen das weiße Fett ab und stopfen damit die Puddings. Sie zerspalten die braune Leber und verschlingen sie roh, — sie zerbrechen die Schenkelknochen mit ihren Tomahawks und graben das wohlschmeckende Mark heraus, und bei allen diesen Operationen schreien, und schnattern, und lachen sie, und tanzen im Lager umher, wie Tollhäusler.

Diese Scene dauert länger, als eine Stunde.

Frische Jägerabtheilungen steigen auf und reiten hinweg. Die Zurückgebliebenen zerschneiden das Fleisch in lange schmale Streifen und hängen es über die bereits zu diesem Behuf ausgespannten Leinen. Hier soll es von der Sonne zu Tasajos gedörrt werden.

Wir kennen einen Theil von dem, was uns bevorsteht. Es ist eine furchtbare Aussicht, aber Männer, wie die, aus welchen die Bande Seguins zusammengesetzt ist, verzweifeln nicht, so lange ihnen noch der Schatten einer Hoffnung bleibt. Das muß eine wüste Stelle sein, wo sie keine Hilfsquelle mehr finden könnten.

„Wir brauchen nicht eher zu schreien. als bis wir verwundet sind,“ sagt einer von den Jägern.

„Wenn Ihr einen leeren Magen eine Wunde nennt,“ entgegnet ein Anderer, „so habe ich bereits eine. Ich könnte einen Esel mit Haut und Haaren verzehren.“

„Kommt, Bursche!“ rief ein Dritter, „wir wollen ein Paar von diesen Piniennüssen suchen.“

Wir folgen seinem Vorschlage und beginnen nach den Nüssen der Pinie zu suchen. Wir finden zu unserm Schrecken, daß nur eine geringe Quantität von dieser kostbaren Frucht vorhanden ist. Auf den Bäumen sowohl wie auf dem Boden ist nicht genug, um uns zwei Tage lang zu erhalten.

„Bei Gott!“ ruft Einer, „wir werden um unsere Thiere loosen müssen.“

„Nun, und wenn wir das auch müssen, so wird noch Zeit genug dazu sein. Zuerst wollen wir uns eine Weile in die Klauen beißen.“

Das Wasser wird in einem kleinen Becher vertheilt. In den Kürbisflaschen ist noch ein wenig zurückgeblieben, aber unsere armen Pferde dursten.

„Wir wollen für sie sorgen,“ sagt Seguin, und er zieht sein Messer heraus und beginnt, eine von den Kaktuspflanzen abzuschneiden. Wir ahmen sein Beispiel nach.

Wir schälen sorgfältig die Haut und die Stacheln ab. Eine kühle, gummiartige Flüssigkeit schwitzt aus den geöffneten Gefäßen hervor. Wir brechen die kurzen Stengel ab, erheben die grüne, kugelförmige Masse, tragen sie in das Dickicht und legen sie vor unsere Thiere. Diese

langen gierig nach den saftigen Pflanzen, zermalmen sie zwischen ihren Zähnen und verschlucken Saft und Fasern zugleich. Es ist für sie Speise und Trank.

„Dem Himmel sei Dank! wie können sie vielleicht noch retten!“

Dies wird mehrmals wiederholt, bis sie genug haben.

Wir haben beständig zwei Späher auf ihren Posten, — den einen auf dem Berge, den andern am Ende der Schlucht. Die Uebrigen gehen durch die Vertiefung zwischen den Abhängen des Bergrückens hin, um Pinienzapfen zu suchen.

Auf diese Weise vergeht unser erster Tag.

Die indianischen Jäger kommen bis zu einer späten Stunde in ihr Lager und bringen ihre Lasten von Büffelfleisch mit. Auf der ganzen Strecke lodern Feuer und die Wilden sitzen bratend und essend, beinahe die ganze Nacht über, um dieselben.

Am folgenden Tage stehen sie erst zu einer späten Stunde auf. Es ist ein Tag der Trägheit und des Müsigganges. Das Fleisch hängt auf den Leinen und sie können nur auf das Dörren warten. Sie schlendern im Lager umher, bessern ihre Zäume und Lassos aus, oder sehen nach ihren Waffen. Sie führen ihre Pferde an das Wasser und pflöcken sie auf frischem Boden an. Sie schneiden große Fleischstücke ab und braten sie über dem Feuer. Hunderte von ihnen sind beständig mit diesem Letzteren beschäftigt. Sie scheinen nur fortwährend zu essen.

Auch ihre Hunde haben zu thun und zeigen einander bei den fleiscentblößten Knochen die Zähne. Sie werden schwerlich ihren Schmaus verlassen. Solange er dauert, kommen sie nicht in die Schlucht herein. In diesem Gedanken finden wir einigen Trost.

Die Sonne scheint den ganzen Tag über heiß und brennt in der trockenen Schlucht glühender auf uns herab: Sie vermehrt unsern Durst, aber wir bedauern dies nicht sehr, da wir wissen, daß es die Entfernung der Wilden beschleunigen wird.

Gegen Abend beginnt der Tasajo braun und verschrumpft auszusehen. Noch ein solcher Tag und er wird zum Verpacken fertig sein.

Unser Wasser ist zu Ende und wir kauen die saftigen Kaktusstücke. Sie lindern unsern Durst etwas, ohne ihn zu stillen.

Unser Hunger wird stärker. Wir haben alle Piniennüsse verzehrt und jetzt bleibt uns nichts weiter, als eines von unseren Pferden zu schlachten.

„Wir wollen bis morgen warten,“ schlägt Einer vor. „Gebt den armen Thieren eine Chance. Wer weiß, ob sie nicht am Morgen aufbrechen.“

Dieser Vorschlag findet von allen Seiten Beistimmung. Kein Jäger verliert gern sein Pferd, besonders, wenn er draußen auf der Prairie ist.

Der Hunger nagt an unsern Eingeweiden, und so erwarten wir den dritten Tag.

Der Morgen bricht endlich an und wir kriechen, wie gewöhnlich, vorwärts, um die Bewegungen im Lager zu beobachten. Die Wilden schlafen lange, wie gestern, aber sie erheben sich endlich und beginnen, nachdem sie ihren Thieren Wasser gegeben haben, zu braten. Wir sehen die purpurnen Steaks und die saftigen Rippenstücke über dem Feuer dampfen und die saftigen Dünste werden uns vom Winde zugetragen. unser Appetit verschärft sich in einem peinlichen Grade. Wir können es nicht länger aushalten. Ein Pferd muß sterben.

Welches wird es treffen? Das Gebirgs Gesetz muß bald entscheiden.

Elf weiße Steinchen und ein schwarzes werden in den Wassereimer geworfen und wir, Einer nach dem Andern, mit verbundenen Augen vor denselben geführt. Ich greife mit bebender Hand in das Gefäß. Es ist mir, als ob ich um mein eignes Leben würfle.

Dem Himmel sei Dank! mein Moro ist gerettet.

Einer von den Mexicanern hat den schwarzen Stein gezogen.

„Das ist ein Stück,“ ruft ein Jäger; „gutes festes Mustangfleisch ist jeden Tag besser, als dürrer Stier.“

Das dem Tode geweihte Pferd ist in der That ein gutgenährtes Thier und nachdem wir unsere Posten wieder ausgestellt haben, begeben wir uns in das Dickicht, um es zu schlachten.

.Wir gehen mit großer Vorsicht daran. Wir binden es an einen Baum und fesseln seine Vorder- und Hinterfüße, damit es sich nicht bewege. Wir beabsichtigen, es verbluten zu lassen. Der Cibolero hat sein langes Messer aus der Scheide gezogen, während ein Anderer mit dem Eimer daneben steht, um das köstliche Blut aufzufangen. Einige haben Becher in ihren Händen und sind bereit, es noch warm zu trinken.

Wir werden von einem ungewöhnlichen Geräusch erschreckt. Wir blicken durch die Blätter, ein großes graues Thier steht am Rande des Dickichts und schaut zu uns herein. Es sieht wolfsähnlich aus, — ist es ein Wolf —?— nein, es ist ein indianischer Hund.

Das Messer wird von dem Pferde abgewendet, ein Jeder zieht das seine, wir nähern uns dem Thiere und versuchen, es näher zu locken, aber es vermuthet unsere Absicht, stößt ein leises Knurren aus und läuft die Schlucht hinab. Wir folgen ihm mit unsern Augen. Der Eigenthümer des dem Untergange geweihten Pferdes hält unten Wache. Der Hund muß an ihm vorüber, um herauszukommen. Er steht mit seiner langen Lanze zu dessen Empfange bereit. Das Thier sieht sich abgeschnitten, wendet sich um und läuft zurück, dreht sich von Neuem und stürzt verzweifelt auf den Wächter zu, um an ihm vorüber zu kommen. Als es sich dem Letzteren nähert, stößt es ein lautes Geheul aus. Im nächsten Augenblick ist es auf die Lanze gespießt.

Mehrere von uns eilen den Berg hinauf, um zu sehen, ob das Geheul die Aufmerksamkeit der Wilden erregt hat. Es ist keine ungewöhnliche Bewegung unter ihnen zu erblicken. Sie haben es nicht gehört.

Der Hund ist zerlegt und verschlungen, ehe sein zuckendes Fleisch noch Zeit gehabt hat, kalt zu werden. Das Pferd hat eine Frist erhalten.

Von Neuem füttern wir unsere Thiere mit dem kühlenden Kaktus. Dies beschäftigt uns eine Zeitlang. Bei der Rückkehr auf den Hügel bietet sich uns ein freudiger Anblick. Wir sehen die Krieger am Feuer sitzen und die Malerei auf ihren Körpern erneuern. Wir wissen, was dies bedeutet.

Der Tasajo ist beinahe schwarz — Dank der heißen Sonne, er wird zum Packen fertig sein. Einige von den Indianern sind mit dem Vergiften ihrer Pfeilspitzen beschäftigt.

Alle diese Zeichen flößen uns frischen Muth ein. Sie werden bald marschiren, wenn nicht heute Nacht. Doch morgen früh mit Tagesanbruch.

.Wir wünschen einander Glück und beobachten jede Bewegung in ihrem Lager. Unsere Hoffnungen Beginnen zu steigen, je tiefer sich der Tag senkt.

„Ha, es entsteht eine ungewöhnliche Bewegung — es ist ein Befehl erlassen worden.“

„*Voilà! mira! mira!* — Schaut! — schaut!“ sind die halb geflüsterten Rufe, welche die Jäger hören lassen, während dies bemerklich wird.

„So wahr es wilde Katzen im Gebirge giebt, sie brechen auf.“

Wir sehen die Wilden den Tasajo von den Leinen nehmen und zusammenbinden. Hierauf läuft ein Jeder nach seinem Pferde, die Pflöcke werden ausgezogen, die Thiere herbeigeführt und mit Wasser versorgt, das Zaumwerk aufgelegt und die Decke über sie geworfen und umgegürtet. Die Krieger ziehen ihre Lanzen heraus, werfen ihre Köcher auf den Rücken. nehmen ihre Schilde und Bogen und springen leicht auf das Pferd. Im nächsten Augenblicke formiren sie sich mit Gedankenschnelligkeit und reiten in einer langen Linie nach Süden ab.

Die größere Schaar ist vorüber — die kleinere — die Navajos — folgt demselben Wege. — Nein! die letztere hat plötzlich zur Linken abgeschwenkt und zieht in östlicher Richtung — der Quelle des Ojo di Vaca zu — über die Prairie.

Elftes Kapitel.

Der Gräber-Indianer.

Es war unser erster Impuls, die Schlucht hinabzueilen, unsern Durst an der Quelle zu löschen und unsern Hunger an den halb abgenagten Knochen, die über die Prairie verstreut waren, zu stillen. Die Vorsicht hielt uns jedoch zurück.

„Wartet, bis sie ganz fort sind,“ sagte Garey, „sie werden in drei Ziegensprüngen aus unsern Augen sein.“

„Ja, wir wollen noch ein wenig bleiben, wo wir sind,“ fügte ein Anderer hinzu. „Es reiten doch vielleicht Einige zurück — es kann etwas vergessen worden sein.“

Dies war nicht unwahrscheinlich und wir beschlossen, trotz der Neigungen unseres Appetites, noch eine Zeitlang in der Schlucht zu bleiben.

Wir stiegen in das Dickicht herab, um Vorbereitungen zur Entfernung zu treffen — unsere Pferde zu satteln und die Decken, welche sie beinahe blind gemacht hatten, abzunehmen. Die armen Thiere schienen zu wissen, daß die Erlösung nahe war.

Während wir uns damit beschäftigten, blieben unsere Posten auf der Spitze des Hügels, um beide Schaaren zu beobachten und uns mitzutheilen, wenn ihre Köpfe bis auf das Niveau der Prairie gesunken sein würden.

„Ich möchte wissen, weshalb die Navajos über das Ojo di Vaca gegangen sind,“ bemerkte unser Anführer mit einiger Besorgniß. „Es ist gut, daß unsere Kameraden nicht dort geblieben sind“

„Sie werden müde sein, dort, wo sie sind, auf uns zu warten, wenn nicht die Hirsche unter dem Mezquito häufiger sind, als ich denke,“ meinte Garey.

„*Vaya!*“ rief Sanchez, „sie können der Santissima danken, daß sie nicht in unserer Gesellschaft waren. Ich bin zu einem Gerippe abgemagert — *Mira — carrai!*“

Unsere Pferde waren endlich gesattelt und gezäumt, und unsere Lasso's zusammengerollt. Die

Vedette hatte uns jedoch noch immer kein Zeichen gegeben. Wir wurden nun mit jedem Augenblicke ungeduldiger.

„Kommt!“ rief Einer, „zum Henker, sie sind jetzt weit genug, sie werden nicht auf dem ganzen Wege zurückgaffen. Ich bin überzeugt, daß sie vorwärts schauen. Sie haben ja eine schöne Aussicht vor sich.“ Wir konnten unserm Appetit nicht länger widerstehen. Wir riefen den Späher an. Er sah noch die Köpfe der Hintersten.

„Das ist genug,“ rief Seguin, „kommt mit Euern Pferden.“

Die Leute gehorchten schnell und wir bewegten uns, die Thiere am Zaume führend, die Schlucht hinab. Wir waren dem Eingange nahe; ein junger Mann, der Pueblo-Diener Seguins, an der Spitze der Schaar. Er sehnte sich mit Ungeduld nach Wasser. Er hatte bereits die Mündung der Schlucht erreicht als wir ihn mit erschreckten Mienen zurückeilen, sein Pferd hinter sich herziehen sahen und ihn rufen hörten:

„*Mi amo, toda via son.* (Meiner Seele, sie sind noch da!)“

„Wer?“ fragte Seguin, der eilig herbeikam. „Die Indianer, Herr! die Indianer.“

„Du bist toll! — Wo hast Du sie gesehen?“

„Im Lager! Herr — seht dorthin!“

Ich begab mich mit Seguin schnell nach den Felsen, welche am Eingange der Schlucht lagen. Wie blickten vorsichtig hinüber, unseren Augen bot sich ein merkwürdiges Schauspiel. Die Lagerstätte war noch in dem Zustande, wie sie die Indianer verlassen hatten, die Pfähle staken noch in der Erde, die zottigen Häute der Büffel und Haufen von ihren Knochen waren über die Ebene verstreut. Hunderte von Coyoten liefen hin und her, knurrten einander an, oder verfolgten den von ihnen, der einen besseren Bissen, als sie, gefunden hatte. Die Feuer glühten noch und die Wölfe galoppirten durch die Asche und trieben sie in gelben Wolken auf.

Aber wir hatten noch einen seltsameren Anblick — für mich einen Grausen erregenden. Fünf bis sechs fast menschliche Gestalten bewegten sich zwischen den Feuern umher, sammelten die Ueberbleibsel von den Häuten und Knochen und kämpften mit den Wölfen, welche schaaarenweise um sie bellten. Fünf bis sechs andere Gestalten saßen um ein noch brennendes Feuer und nagten schweigend an halbgerösteten Rippenstücken. Können sie — ja, — es sind menschliche Wesen!

Ich war auf einen Augenblick entsetzt, als ich auf die zusammengeschrumpften, zwergartigen Leiber — die langen Affenarme und die ungeheuern Köpfe schaute, um die das Haar in schlangenähnlichen, zottigen Massen hing.

Nur ein Paar von ihnen waren eben so nackt, wie die wilden Thiere um sie her — nackt vom Kopf bis zu den Füßen.

Die dämonischen Zwerge kauerten jetzt um das Feuer, hielten halb abgenagte Knochen in ihren langen Fingern und rissen das Fleisch mit ihren blitzenden Zähnen ab. Es war in der That ein entsetzlicher Anblick, und es dauerte einige Momente, ehe ich mich hinlänglich von meinem Erstaunen erholen konnte, um zu fragen, wer oder was sie seien. Ich that es endlich.

„*Los Yambaricos!*“ antwortete der Cibolero.

„Wer?“

„*Los Indios Yambaricos, Sennor.*“

„Die Gräber — die Gräber,“ sagte ein Jäger, welcher dachte, daß dieser Ausdruck besser die seltsame Erscheinung erklären würde.

„Ja, sie sind Gräber,“ fügte Seguin hinzu. „Kommt, wir haben nichts von ihnen zu fürchten.“

„Aber wir haben etwas von ihnen zu erlangen,“ erwiderte einer von den Jägern mit einem bedeutsamen Blicke. „Ein Gräberskalp ist eben so gut, wie ein anderer — er ist eben so viel werth, wie ein Apachehäuptling.“

„Es darf Niemand feuern,“ sagte Seguin mit festem Tone. „Es ist noch zu früh; seht dort —“ und er deutete über die Ebene, wo noch zwei bis drei blitzende Gegenstände — die Helme der sich entfernenden Krieger über dem Grase sichtbar waren.

„Wie sollen wir sie den bekommen, Captain?“ fragte der Jäger; „sie werden uns in die Felsen entlaufen; sie können springen wie gejagte Hunde.“

„Laßt die armen Teufel lieber gehen,“ sagte Seguin, welcher es nicht gern zu sehen schien, daß so muthwilliger Weise Blut vergossen werden sollte.

„Nein, Capitain!“ antwortete Derjenige, welcher gesprochen hatte, „wir wollen nicht feuern, aber wir werden sie fangen, wenn wir können, ohne ihnen eine Kugel nachzuschicken. Folgt mir, Jungen.“

Und der Mann wollte eben sein Pferd auf die lockern Steine führen, um unbemerkt zwischen die Zwerge und den Felsen zu gelangen.

Die Absicht des brutalen Burschen wurde aber vereitelt, denn in diesem Augenblicke erschienen El Sol und seine Schwester in der Oeffnung, und ihre glänzenden Gewänder wurden den Gräbern sichtbar. Sie sprangen wie aufgetriebene Hirsche empor und liefen, oder flogen vielmehr, dem Fuße des Berges zu. Die Jäger galoppirten ihnen entgegen, um sie aufzufangen, aber sie kamen zu spät. Ehe sie die Gräber erreichen konnten, waren diese, in die Felsenspalten gekrochen, oder kletterten, wie Gemen, weit über unserm Bereiche auf die Klippen.

Nur einem von den Jägern — Sanchez — gelang es, einen zu fangen. Sein Opfer hatte einen hohen Felsenvorsprung erklommen und kletterte auf denselben hin, als der Lasso des Stierkämpfers sich um seinen Hals schlang. Im nächsten Augenblicke wurde er in die Luft hinausgerissen und fiel mit einem schweren Krache auf die Felsen.

Ich ritt herbei, um ihn zu sehen. Er war todt. Der Sturz hatte ihn zerschmettert — zu einer formlosen Masse verstümmelt — er bot einen ekelhaft häßlichen Anblick dar.

Der gefühllose Jäger kümmerte sich nicht darum, er bückte sich mit einem rohen Scherze über den Körper, lös'te den Skalp ab und steckte die noch dampfende und blutende Haut hinter den Gürtel seiner Salpomos.

Zwölftes Kapitel.

Dacoma.

Wir eilten jetzt Alle der Quelle zu, stiegen ab und ließen unsere Pferde nach Belieben saufen. Wir hatten keine Furcht, daß sie davonlaufen würden. Unser eigener Durst bedurfte der Löschung

ebensogut, wie der ihre und wir sprangen in den Bach und gossen das kalte Wasser becherweise hinab. Es war, als ob wir nie genug erhalten könnten, aber ein eben so starker anderer Appetit lockte uns von der Quelle hinweg und wir liefen auf den Lagerplatz hinaus, um Mittel zu seiner Befriedigung zu suchen. Wir trieben die Coyotes und weißen Wölfe mit unserm Geschrei auseinander und verscheuchten sie mit Steinwürfen vom Platze.

Wir wollten uns eben bücken, um die staubbedeckten Fleischstücke aufzuheben, als ein eigenthümlicher Ausruf von Seiten eines der Jäger unsere Blicke plötzlich auf ihn lenkte.

„*Malraya! Camerados — mira el arco!* (Verwünscht, Kameraden, seht den Bogen!)“

Der Mexicaner, welcher diese Worte ausstieß, deutete auf einen zu seinen Füßen am Boden liegenden Gegenstand. Wir eilten herbei, um zu sehen, was es war.

„*Cospita!*“ rief der Mann —von Neuem; „es ist ein weißer Bogen!“

„Ein weißer! ein weißer, bei Gott!“ schrie Garey.

„Ein weißer! ein weißer!“ riefen mehrere Andere, indem sie den Gegenstand mit der Miene des Erstaunens und der Besorgniß betrachteten.“

„Er hat einem großen Krieger gehört, dafür bürgte ich,“ sagte Garey.

„Ja,“ fügte ein Anderer hinzu, „und zwar Einem, der zurückreiten wird, um ihn zu holen, sobald er —“

„Meiner Seele, seht dorthin, er kommt.“

unsere Augen lenkten sich zu gleicher Zeit in der von dem Jäger angedeuteten östlicher Richtung über die Prairie. Ein Gegenstand wurde, wie ein Meteor, tief unten am Horizonte sichtbar.

Das war es aber nicht. Wir wußten auf den ersten Blick, was es bedeutete. Es war ein Helm welcher im Sonnenschein blitzte, als er sich mit dem gemessenen Galopp eines Pferdes hob und senkte.

„Zu den Weiden, Leute, zu den Weiden!“ schrie Seguin. „Werft den Bogen hin; laßt ihn, wo er war. Zu den Pferden! fort! führt sie hinein! Bückt Euch! bückt Euch!“

Wir liefen sämmtlich zu unsern Pferden, nahmen sie am Zügel und führten sie, oder schleppten sie vielmehr in das Weidendickicht. Wir sprangen in die Sättel, um auf Alles bereit zu sein, und spähten durch das uns verbergende Laub.

„Sollen wir feuern, wenn er herankommt, Capitain?“ fragte Einer von den Leuten.

„Wir können ihn hübsch auf's Korn nehmen, wenn er sich bückt, um den Bogen aufzuheben.“

„Nein, so lieb Euch Euer Leben ist! thut es nicht!“

„Was denn, Capitain?“

„Laßt ihm den Bogen nehmen und gehen,“ war Seguins Antwort.

„Ei, Capitain, weshalb?“

„Ihr Thoren, seht Ihr denn nicht ein, daß der ganze Stamm vor Mitternacht wieder auf unserer Fährte sein würde? Seid Ihr toll! laßt ihn gehen, er wird vielleicht unsere Spuren nicht bemerken, da unsere Pferde nicht beschlagen sind In diesem Falle mag er gehen, wie er gekommen ist.“

„Aber wie, Capitain. wenn er dorthin schaut?“

Garey deutete bei diesen Worten nach dem Felsen am Fuße des Berges.

„*Sacre dieu* — der Gräber!“ rief Seguin mit bestürzter Miene.

Der Körper lag an einer auffallenden Stelle auf dem Gesicht — der rothe Schädel nach oben und auswärts gekehrt, so daß er kaum dem Auge eines von der Ebene Herankommenden entgehen konnte. Mehrere Coyoten waren bereits auf der Stelle, wo er lag, versammelt, und beschnüffelten ihn, ohne, wie es schien, Lust zu haben, das häßliche Fleischstück zu berühren.

„Er muß ihn sehen, Capitain,“ fügte der Jäger hinzu.

„Dann müssen wir ihn mit der Lanze, dem Lasso oder lebendig fangen. Es darf kein Gewehr abgefeuert werden. Sie würden es immer noch hören und hinter uns sein, ehe wir um den Berg kommen könnten. Nein, nehmt Eure Gewehre auf den Rücken. Diejenigen, welche Lanzen und Lasso's haben, mögen sie aber bereit halten.“

„Wann sollen wir auf ihn losgehen, Capitain?“

„Ueberlaßt das mir. Vielleicht steigt er ab, um den Bogen zu holen, oder wenn er das nicht thut, kann er auch an die Quelle reiten, um seinem Pferde Wasser zu geben, und dann wird es möglich sein, ihn zu umringen. Wenn er den Gräber sieht, so geht er vielleicht zu ihm heran, um ihn aufmerksam zu untersuchen. In diesem Falle können wir ihn ohne Schwierigkeit auffangen. Geduldet Euch, ich werde das Signal geben.“

Der Navajos näherte sich unterdessen in einem regelmäßigen Galopp. Als das Gespräch zu Ende kam, war er noch etwa dreihundert Schritte von der Quelle und eilte immer noch vorwärts, ohne seinen Schritt zu verzögern. Wir hefteten unsere Augen in athemlosem Schweigen auf ihn und sein Pferd. Es war ein herrlicher Anblick. Das Pferd war ein großer, kohlschwarzer Mustang, mit feurigen Augen und rothen, offenen Nüstern. Er schäumte am Maule und die weißen Flocken hingen ihm an Hals, Brust und Schultern. Er war über und über naß und schimmerte im Sonnenschein. Der Reiter war vom Gürtel an bis auf seinen Federhelm und einige Zierrathen, welche an Brust, Hals und Handgelenken glänzten, nackt. Ein grellfarbiges, gesticktes, tunikaartiges Hemd bedeckte seine Hüften, und seine Schenkel unterhalb des Knies waren nackt und endeten mit einem halbstiefelähnlichen Mocassin, welcher eng am Fuße anschloß. Man sah, daß er keiner von den Apachen war, denn er hatte keine Malerei am Körper. Sein broncefarbenes Gesicht schimmerte von der Farbe der Gesundheit. Seine Züge waren edel und kriegerisch, sein Auge kühn und durchdringend und seine langen schwarzen Haare flatterten hinter ihm in der Luft und fielen bis auf den Schweif seines Pferdes. Er ritt auf einem spanischen Sattel. Seine Lanze ruhte auf dem Steigbügel und in der Höhlung seines rechten Armes; sein linker war durch den Riemen eines weißen Schildes gedeckt, sein Köcher, mit seinen gefiederten Pfeilen, ragte über seine Schulter hervor, sein Bogen war vor ihm.

Pferd und Reiter boten einen prächtigen Anblick, als sie sich zusammen über die grüne Anschwellung der Prairie erhoben. Das Bild glich eher dem eines homerischen Helden, als dem eines Wilden des fernen Westens.

„Wagh!“ rief einer von den Jägern leise, „wie er glitzert! seht nur das Kopfstück an; es flimmert ordentlich.“

„Ja“ murmelte Garey, „wir haben dem Messing viel zu danken. Wir würden in einer eben so häßlichen Lage sein, wie er jetzt, wenn wir es nicht bei Zeiten gesehen hätten.“

„Was!“ rief der Trapper plötzlich! „Dacoma! bei Gott, der zweite Häuptling der Navajos.“

Ich wendete mich zu Seguin, um die Wirkung dieser Worte zu beobachten. Der Maricopa hatte sich zu ihm herübergebeugt, murmelte einige Worte in einer mir unbekanntem Sprache und gestikulirte energisch. Ich erkannte den Namen Dacoma, und das Gesicht des Häuptlings zeigte einen Ausdruck wilden Hasses, als er auf den herannahenden Reiter deutete.

„Nun,“ antwortete Seguin, dem Anscheine nach dem Wunsche Jenes entsprechend, „er soll nicht entrinnen! gleichviel, ob er uns sieht, oder nicht; aber wendet Eure Büchse nicht an — sie sind keine zehn Meilen entfernt. Wir können ihn leicht umringen, und wenn auch das nicht wäre — so kann ich ihn auf diesem Pferde einholen, und hier ist ein zweites.“

Als Seguin die letzten Worte sprach, deutete er auf Moro.

„Still,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „hört!“

Es entstand eine Grabesstille. Ein Jeder drückte sein Pferd mit den Knien, wie um es so in Ruhe zu erhalten.

Der Navajo hatte jetzt den Rand des Lagers erreicht, wendete sich etwas links und galoppierte an der Linie herab, indem er auf seinem Laufe die Wölfe auseinander scheuchte. Er saß, auf die eine Seite übergebeugt, auf dem Pferde, und betrachtete forschend den Boden.

Als er unserm Hinterhalt beinahe gegenüber war, erblickte er den Gegenstand seiner Nachsuchung, glitt aus dem Steigbügel und führte sein Pferd so, daß es dicht daran vorüberstrich. Dann beugte er sich, ohne sein Pferd auch nur langsamer gehen zu lassen, hinüber, bis sein Federbusch die Erde fegte, hob den Bogen auf und schwang sich wieder in den Sattel.

„Wunderschön gemacht!“ rief der Stierkämpfer.

„Bei Gott, es wäre Schade ihn zu tödten,“ murmelte ein Jäger und unter den Leuten wurde ein leises Flüstern der Bewunderung hörbar.

Nach einigen weiteren Sprüngen, schwenkt. Der Indianer plötzlich und wollte eben zurückgaloppieren, als seine Augen den blutigen Gegenstand auf dem Felsen erblickten. Er gab dem Zügel einen Ruck bis die Hüften seines Pferdes beinahe auf der Prairie ruhten und schaute den Körper mit überraschter Miene an.

„Wunderschön!“ wiederholte Sanchez von Neuem. — „Carrambo! — Wunderschön!“

Es war in der That eines von den schönsten Bildern, welche das Auge erblicken konnte. Das Pferd mit seinem auf dem Boden liegenden Schweife, mit erhobenem Kopfe und weit offenen Nüstern und unter dem Impuls seines meisterhaften Reiters keuchenden Flanken — der Reiter selbst mit seinem glänzenden Helme und den wehenden Federn — seinem bronzenen Teint — seinem festen, graziösen Sitz — und seinem verwunderten, auf eine Stelle gehefteten Auge!

Es war, wie Sanchez gesagt hatte, ein wunderschönes Bild, eine lebende Statue und wir Alle von Bewunderung erfüllt, als wir daraufblickten. Kein einziger von unserer Schaar, mit vielleicht einer einzigen Ausnahme, hätte den Schuß feuern mögen, welcher sie von ihrem Piedestal geworfen haben würde.

Pferd und Reiter blieben einige Augenblicke in dieser Stellung, da veränderte sich plötzlich der Gesichtsausdruck des Indianers, sein Auge schweifte mit einem forschenden und etwas entsetzten Blicke umher — es ruhte auf dem noch von den Hufen unserer Pferde schmutzigen Wasser.

Ein Blick war genug und der wilde Reiter schwenkte mit einem schnellen, starken Rucke am Zügel, nach der Prairie hinaus.

Das Signal zum Angriff war in demselben Augenblick gegeben worden; Wir sprangen vorwärts und schossen in einer dicht gedrängten Masse aus dem Dickicht.

Wir mußten über den Bach setzen, Seguin war, als wir darauf zuritten, um einige Schritte voraus. Ich sah sein Pferd plötzlich straucheln, über das Ufer stürzen und sich im Wasser wälzen. Die Uebrigen ritten plätschernd hindurch. Ich hielt nicht an, um zurückzuschauen. Ich wußte, daß jetzt die Gefangennahme des Indianers für uns eine Sache des Lebens und Todes war, und ich stieß meinem Pferde die Sporen tief in die Seite und strengte es auf's Aeüßerste an.

Wir ritten eine Zeitlang Alle in einem dichten Klumpen beisammen. Als wir auf die Ebene gekommen waren, sahen wir den Indianer um ein Dutzend Pferdelängen vor uns und fühlten sämmtlich mit Entsetzen, daß er seine Entfernung bewahrte, wo nicht sie gar vergrößerte.

Wir hatten den Zustand unserer Thiere vergessen. Sie waren vom Hunger schwach und vom langen Stehen in der Schlucht steif geworden, überdies hatten sie soeben im Uebermaß getrunken.

Ich fand bald, daß ich meinen Gefährten vorkam. Die größere Schnelligkeit Moro's gab mir den Vortheil. El Sol war immer noch vor mir. Ich sah ihn seinen Lasso zur Hand nehmen, ihn werfen und plötzlich anhalten. Die Schlinge glitt über die Hinterschenkel des fliehenden Mustangs herab, er hatte sein Ziel verfehlt.

Als ich an ihm vorüberschoß, schlang er seinen Lasso von Neuem zusammen und ich bemerkte seine Miene des Verdrusses und der getäuschten Hoffnung.

Mein Araber war jetzt warm geworden und ich meinen Kameraden bald weit vorausgekommen. Ich nahm überdies wahr, daß ich mich dem Navajo näherte. Ein jeder Schritt brachte mich dichter zu ihm heran, bis kaum ein Dutzend Schritte noch zwischen uns waren.

Ich wußte nicht, wie ich mich benehmen sollte. Ich hielt meine Büchse in der Hand und hätte den Indianer in den Rücken schießen können, aber ich erinnerte mich der Warnung Seguins und wir waren jetzt näher am Feinde, als je, — ich wußte nicht einmal, ob wir ihm nicht sichtbar waren.

Ich wagte nicht zu feuern.

Noch war ich unentschieden, ob ich mein Messer gebrauchen, oder den Indianer mit dem Büchsenkolben vom Pferde werfen sollte, als er einen Blick über seine Schulter warf und sah, daß ich allein war.

Plötzlich lenkte er um, legte seine Lanze ein und galoppierte zurück. Sein Pferd schien ohne Zügel gelenkt zu werden und seiner Stimme und Berührung zu gehorchen.

Ich hatte nur etwa noch Zeit, meine Büchse zu erheben und den Stoß, welcher direkt auf meine Brust gerichtet war, zu pariren. Ich vermochte ihn nicht ganz abzulenken, die Spitze streifte meinen Arm und verursachte eine Fleischwunde. Der Lauf meiner Büchse verfang sich mit der Schlinge der Lanze und das Gewehr wurde mir aus den Händen gerissen.

Die Wunde, die Erschütterung und der Verlust meiner Waffe hatte mich außer Fassung gebracht und verhinderte mich, mein Pferd gehörig zu lenken, so, daß es einige Zeit dauerte, ehe ich mich wieder des Zügels so weit bemächtigen konnte, um es zu wenden. Mein Gegner hatte eher geschwenkt, wie ich durch das Zischen eines Pfeiles erfuhr, welcher durch das Haar über meinem rechten Ohre ging. Als ich ihm wieder entgegenritt, war ein zweiter auf der Sehne und im nächsten Augenblick stak er in meinem linken Arme.

Ich war jetzt zornig, zog ein Pistol aus der Halfter, spannte es und galoppierte vorwärts. Ich wußte

daß es die einzige Möglichkeit zur Rettung meines Lebens war.

Der Indianer ließ zu gleicher Zeit seinen Bogen fallen, legte seine Lanze ein und spornte sein Pferd mir entgegen. Ich war entschlossen, nicht eher zu feuern, als er nahe und ich meines Zieles gewiß sein würde.

Wir jagten im vollen Galopp aufeinander zu — ich zielte und drückte ab — das Zündhütchen explodirte.

Die Lanzenklinge blitzte in meinen Augen, ihre Spitze war an meiner Brust, ein Gegenstand schlug in meine Augen, es war der Schlingenring eines Lasso — ich sah ihn über die Schultern des Indianers bis an seine Ellenbogen fallen — die Schlinge wurde im Sinken angezogen, — ich hörte einen wilden Schrei sah einen schnellen Ruck an dem Körper meines Gegners, — die Lanze flog aus seiner Hand und im nächsten Augenblick war er aus dem Sattel gerissen und lag hilflos auf der Prairie. Sein Pferd stieß mit einer Erschütterung auf das meine, welche Beide zur Erde warf. Wir rollten umher und erhoben uns wieder.

Als ich mich aufgerichtet hatte, stand El Sol mit gezogenem Messer und um die Arme seines Gefangenen geschlungenem Lasso, über dem Navajo.

„Das Pferd! fangt das Pferd!“ schrie Seguin, der jetzt herangaloppierte und die Leute sprengten an mir vorüber, um den Mustang zu verfolgen, welcher mit schleppenden Zügeln über die Prairie galoppierte.

Nach wenigen Minuten war das Thier mit dem Lasso gefangen und wurde nach der Stelle zurückgeführt, welche beinahe mein Grab geworden wäre.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Diner von zwei Schnüsseln.

El Sol stand, wie gesagt, über dem am Boden liegenden Indianer. Sein Gesicht verrieth ein Gemisch von zwei Gefühlen, Haß und Triumph.

Seine Schwester galoppierte in diesem Augenblicke heran, sprang von ihrem Pferde, und kam schnell auf uns zu.

„Sieh,“ sagte er, auf den Navajoshäuptling deutend, „sieh den Mörder unserer Mutter!“

Das Mädchen stieß einen kurzen, scharfen Ruf aus, zog ein Messer, und stürzte damit auf den Gefangenen zu.

„Nein, Luna!“ rief El Sol, indem er sie bei Seite schob, „nein, wir sind keine Mörder — dies ist keine Rache, er soll noch nicht sterben.— Wir wollen ihn lebend den Squaws von Maricopa zeigen. Sie sollen den Mamouchic über diesen großen Häuptling diesen ohne Wunde gefangenen Krieger tanzen.“

El Sol stieß diese Worte mit einem verächtlichen Tone aus; die Wirkung, welche sie auf den Navajo machte, zeigte sich sogleich.

„Hund von einem Coco!“ schrie er mit einem unwillkürlichen Versuche, sich frei zu machen,

„Hund von einem Coco, der Du mit den bleichen Räubern im Bunde bist! — Hund!“

„Ha, erinnerst Du Dich meiner, Dacoma? Es ist gut.“

„Hund!“ unterbrach ihn der Navajo von Neuem, und die Worte zischten durch seine Zähne, während sein Auge von dem Ausdrucke der wüthendsten Bosheit blitzte.

„Hihihi!“ rief Rube, der in diesem Augenblicke herangaloppirte, „hihihi! der Indianer ist scharf wie ein Metzgerbeil. Zum Teufel mit ihm! wärmt seine Glieder mit der Pferdepeitsche! Er hat meiner alten Stute warm gemacht. Der Teufel soll ihm Syrup geben!“

„Lassen Sie uns nach Ihrer Wunde sehen, Mr. Haller,“ sagte Seguin, der jetzt von seinem Pferd gestiegen war, indem er sich mir mit, wie es mir erschien, besorgtem Wesen näherte. „Wie, ist sie — durch das Fleisch? — Sie sind sicher genug — wenn der Pfeil — nicht vergiftet ist! Ich fürchte — El Sol — kommen Sie schnell herbei, mein Freund! sagt mir, ob diese Spitze vergiftet gewesen war.“

„Erst wollen wir sie herausziehen,“ erwiderte der Maricopa, welcher sich mir jetzt näherte; „wir versäumen damit keine Zeit.“

Der Pfeil war durch meinen Vorderarm gedrungen. Die Spitze hatte das Fleisch durchbohrt, und auf der entgegengesetzten Seite war etwa noch die Hälfte des Schaftes sichtbar.

El Sol nahm das befiederte Ende in seine beiden Hände und knickte es ab. Hierauf erfaßte er die Spitze und zog den Pfeil sanft aus der Wunde.

„Lassen Sie es bluten,“ sagte er, „bis ich die Spitze untersucht habe. Er sieht nicht aus wie ein Kriegerpfeil, aber die Navajos bedienen sich eines sehr feinen Giftes. Zum Glück besitze ich sowohl die Mittel, es zu entdecken, wie das Gegengift.“

Bei diesen Worten nahm er einen Büschel roher Baumwolle aus seiner Jagdtasche. Hiermit rieb er leicht das Blut von der Pfeilspitze ab, darauf zog er ein kleines Fläschchen heraus, goß einige Tropfen einer Flüssigkeit auf das Metall und beobachtete dieselbe.

Ich wartete mit nicht geringer Besorgniß auf das Resultat. Auch Seguin schien ängstlich zu sein, und da ich wußte, daß er oft von der Wirkung eines vergifteten Pfeiles Zeuge gewesen sein müsse, fühlte ich mich nicht eben behaglich, als ich ihm die Prüfung mit so großer Aengstlichkeit beobachten sah. Ich wußte, daß da, wo er sie fürchtete, Gefahr sein müsse.

„Mr. Haller,“ sagte El Sol endlich, „Sie haben diesmal Glück gehabt. Ich glaube, daß ich es Glück nennen kann, denn Ihr Gegner hat sicherlich in seinem Köcher andere Dinge gehabt, die nicht ganz so unschädlich sind, wie dieser.“

„Lassen Sie sehen,“ fügte er hinzu, und er trat zu dem Navajo und zog einen andern Pfeil aus dem noch auf den Rücken des Indianers geschlungenen Köcher. Nachdem er die Klinge einer gleichen Probe unterworfen hatte, rief er:

„Sagte ich es nicht, sehen Sie her! — es ist grün, wie Pisang — er hat zwei abgeschossen. — wo ist der andere?“

„Kameraden, helft mir ihn suchen; ein solcher Verräther darf nicht hier zurück bleiben.“

Mehrere von den Leuten sprangen von ihren Pferden und suchten nach dem zuerst abgeschossenen Pfeile. Ich deutete die Richtung und wahrscheinliche Entfernung, so gut ich konnte, an, und nach wenigen Augenblicken wurde er aufgehoben.

El Sol nahm ihn und goß einige Tropfen seiner Flüssigkeit darauf; sie wurde eben so grün, wie

die andere.

„Sie können Ihren Heiligen danken, Mr. Haller,“ sagte der Coco, „daß dieser es nicht war, welcher jenes Loch in Ihren Arm gemacht hatte, sonst würde alle Geschicklichkeit Doctor Richters, im Verein mit der meinen, nöthig gewesen sein, um Sie zu retten. —Aber was ist dies? — noch eine Wunde? — Ha, er hat Sie mit seiner Lanze berührt.— Laffen Sie mich die Wunde ansehen.“

„Ich glaube, daß es nur ein Ritz ist.“

„Dies Klima ist ein seltsames, Mr. Haller, ich habe solche Ritze zu tödtlichen Wunden werden sehen, wenn sie nicht gehörig beachtet wurden. Luna, etwas Baumwolle! — Ich werde Ihre Wunde so zu verbinden suchen, daß Sie die Folgen nicht zu fürchten brauchen. Sie verdienen dies von mir, denn wenn Sie nicht gewesen wären, so würde er mir entronnen sein.“

„Wären Sie nicht gewesen, Sir, so würde er mich getödtet haben!“

„Nun,“ entgegnete der Coco lächelnd, „es ist möglich, daß Sie nicht so gut davongekommen sein würden. Ihre Waffe hat Ihnen versagt. Man kann kaum erwarten, eine Lanzenspitze mit einem Büchenschafte zu pariren, obgleich es sehe hübsch gethan wurde. Es wundert mich nicht, daß Sie bei dem zweiten Rennen abdrückten. Ich gedachte es selbst zu thun, wenn der Lasso mich wieder verlassen hätte. Wir haben aber Beide Glück gehabt. Sie müssen diesen Arm auf ein paar Tage in der Binde tragen. Luna, Deine Schärpe!“

„Nein,“ sagte ich, als das Mädchen eine schöne Schärpe, die sie um den Leib trug, ablösen wollte, „das soll sie nicht. Ich werde etwas Anderes finden.“

„Hier, Mr. Haller, wenn das genügt,“ fiel der junge Trapper Garey ein; „ich gebe es gern!“

„Sie sind sehr gütig! ich danke Ihnen!“ erwiderte ich, ob ich gleich wußte, weshalb das Tuch gegeben wurde; „seid so freundlich, dies zur Vergütung anzunehmen.“ Und ich bot ihm einen von meinen kleinen Revolvern an — eine Waffe, zu dieser Zeit und an diesem Orte ihr Gewicht an Perlen werth.

Der Gebirgsjäger wußte dies, und nahm das angebotene Geschenk mit Dank aus meinen Händen. So sehr er es aber auch schätzen mochte, sah ich doch, daß er noch zufriedener über ein einfaches Lächeln war, welches ihm von anderer Seite her zu Theil wurde, und ich fühlte die Ueberzeugung, daß die Schärpe auf alle Fälle bald ihren Eigenthümer wechseln würde.

Ich beobachtete das Gesicht El Sols, um zu sehen, ob er diese kleine Nebenscene bemerkt habe, oder billige. Ich konnte einen ungewöhnlichen Ausdruck darauf sehen. Er war mit meinen Wunden beschäftigt, die er auf eine Weise verband, welche einem Mitgliede des Wundarznei-Collegiums Ehre gemacht haben würde.

„Nun,“ sagte er, als er fertig war, „jetzt werden Sie in ein paar Tagen wieder in den Kampf gehen können. Sie haben einen schlechten Zügelarm, Mr. Haller, aber das beste Pferd, welches ich je gesehen habe. Es wundert mich nicht, daß Sie sich weigern, es zu verkaufen.“

Der größte Theil des Gespräches war in englischer Sprache geführt worden, die der Cocohäuptling mit einem Accent und einer Betonung redete, welche meinem Ohre so gut erschien, als ich sie nur je gehört hatte.

Auch im Französischen konnte er sich ausdrücken wie ein Pariser, und unterhielt sich mit Seguin gewöhnlich in dieser Sprache. Alles dies setzte mich in Verwunderung.

Die Leute waren wieder aufgestiegen, um nach dem Lager zurückzukehren. Wir waren jetzt vom

nagendsten Hunger gequält, und wir begannen zurückzureiten, um das so unceremoniös unterbrochene Mahl von Neuem zu beginnen.

In geringer Entfernung vom Lager stiegen wir ab, pflöckten, unsere Pferde auf dem Grase an und gingen umher, um die Steaks und Rippen zu suchen, welche wir vor Kurzem noch in Fülle gesehen hatten.

Ein neuer Schmerz erwartete uns. Es war kein Bissen Fleisch mehr vorhanden, die Coyotes hatten unsere Abwesenheit benutzt, und wir konnten um uns her nichts weiter sehen, als abgenagte Knochen. Die Rippen und Schenkelknochen der Büffel waren polirt, als ob sie mit einem Messer abgekratzt wären, selbst der häßliche Leichnam des Gräber-Indianers war zu einem weißen Skelett geworden.

„Wagh!“ rief einer von den Jägern; „jetzt Wolf oder nichts —auf sie!“ und der Mann legte seine Büchse an die Backe.

„Halt!“ rief Seguin, der es gesehen hatte, „seid Ihr toll?“

„Ich glaube nicht, Capitain!“ antwortete der Jäger, indem er mürrisch seine Büchse absetzte. „Wir werden wohl essen müssen. Ich sehe um uns her nichts, als diese, und wie sollen wir sie erlangen, ohne zu schießen?“

Seguin antwortete nur dadurch, daß er auf den Bogen deutete, welchen El Sol in Bereitschaft setzte.

„Oho,“ meinte der Jäger; „Ihr habt Recht, Capitain! — ich bitte um Verzeihung; ich hatte das Knochenstück vergessen!“

Der Coco nahm einen Pfeil aus dem Köcher und versuchte die Spitze mit seiner Flüssigkeit. Es war ein Jagdpfeil, er legte ihn auf die Senne und sendete ihn durch den Körper eines weißen Wolfes, welcher augenblicklich todt zusammenstürzte. Hierauf nahm er den Pfeil von Neuem, wischte die Feder ab und fuhr fort zu schießen, bis die Leichen von fünf bis sechs Thieren auf dem Boden ausgestreckt lagen.

„Tödtet einen Coyote, da ,Ihr doch einmal dabei seid!“ rief einer von den Jägern. „Männer, wie wir, müssen wenigstens zwei Schüsseln zu ihrem Diner haben.“

Die Leute lachten über diesen Scherz und El Sol hob lächelnd den Pfeil noch einmal auf, und ließ ihn durch den Leib eines Coyote schwirren.

„Ich glaube, daß dies wenigstens für eine Mahlzeit genug sein wird,“ sagte El Sol, indem er den Pfeil wieder aufhob und in den Köcher zurücksteckte.

„Ja“ antwortete der Witzling, „wenn wir mehr brauchen, so können wir wieder in die Speisekammer gehen. Es ist eine Art von Fleisch, die jedenfalls frisch am besten schmeckt.“

„Nun, so ist es, alter Gaul! Wagh, ich will ein Stück von dem Weißen nehmen. Vorwärts!“

Die Jäger lachten über den Humor ihres Kameraden, zogen ihre Messer und begannen die Wölfe abzuhäuten. Die Geschicklichkeit, womit diese Operation verrichtet wurde, bewies, daß sie ihnen keineswegs neu war.

Nach Kurzem waren die Thiere zerlegt, und ein Jeder nahm sein Viertel und begann es über dem Feuer zu rösten.

„Nun, das Wolfsfleisch ist ein ganz gutes Essen; es schält sich ungemein zart ab.“

„Es schmeckt beinahe wie Ziege — nicht wahr?“

„Meines kommt mir eher wie Hundefleisch vor.“

„Es ist gar nicht schlecht. Jedenfalls ist es besser, als mageres Stierfleisch.“

„Es würde mir weit besser schmecken, wenn ich sicher wüßte. D, daß dieses Vieh nicht an jenem zottigen Ungeziefer auf dem Felsen gewesen wäre!“ Und der Mann deutete nach dem Skelett des Gräbers.

Die Idee war entsetzlich, und würde unter anderen Umständen wie ein Brechmittel gewirkt haben.

„Wagh!“ rief ein Jäger, „Ihr habt mir beinahe den Magen verdorben. Ich wollte den Coyote versuchen, ehe er sprach; jetzt thue ich es nicht mehr, denn ich habe sie an ihm herumschnüffeln sehen, ehe wir hinwegritten.“

„Nicht wahr, alter Bursche, Ihr macht Euch nichts daraus?“

Dies wurde zu Rube gesagt, welcher mit seiner Rippe beschäftigt war und keine Antwort gab.

„Er — er kümmert sich nicht darum!“ antwortete ein Anderer an seiner Stelle. „Rube hat in seiner Zeit eine Menge von merkwürdigen Leckerbissen verzehrt, nicht wahr, Rube?“

„Ja, und wenn Ihr so lange in den Bergen seid, wie dieses Kind, so werdet Ihr froh sein, wenn Ihr Eure Zähne an schlechteren Bissen wetzen könnt, als Wolfsfleisch — seht zu, ob Ihr es nicht thut.“

„Menschenfleisch wohl?“

„Ja — das ist es, was Rube meint.“

„Jungens,“ sagte Rube, ohne auf die Bemerkung zu achten, und dem Anscheine nach jetzt, wo er seinen Appetit befriedigte, in guter Laune. „Was ist außer Mannsfleisch das schlechteste, was je einer von Euch gekaut hat?“

„Wahrscheinlich Weiberfleisch.“

„Du dickköpfiger Narr, Du brauchst jetzt nicht so vorlaut zu sein und Deinen Witz zu zeigen, wenn es nicht verlangt wird.“

„Nun, mit Ausnahme von Mannsfleisch, wie er sagt,“ antwortete einer von den Jägern auf Rube's Frage — „so ist eine Moschusratte das Schlechteste, woran ich noch meine Zähne gesetzt habe.“

„Ich habe rohen Salbeyhasen gekaut,“ sagte ein Zweiter, „und ich verlange nichts Bittereres zu essen.“

„Eule ist auch nichts besonders Gutes,“ fügte ein Dritter hinzu.

„Ich habe Stinkthier gegessen,“ fuhr ein Vierter fort, „aber es ist mir in meiner Zeit angenehmeres Fleisch oft vorgekommen.“

„*Carrajo!*“ erwiderte ein Mexicaner; „was sagt Ihr zu Affenfleisch? Ich habe im Süden oftmals mein Mittagessen davon gehalten.“

„Nun, ich denke mir, daß Affenfleisch zäh zum Kauen sein wird; aber ich habe meine Zähne an gedörfter Büffelhaut gewetzt, und sie war nicht so weich, wie ich wohl hätte wünschen mögen.“

„Dieses Kind,“ sagte Rube, nachdem die Uebrigen ihre Erfahrungen ausgesprochen hatten, „hat, mit Ausnahme des Affenfleisches, alle die Creaturen, welche bis jetzt genannt worden sind,

verzehrt. Affenfleisch kenne ich nicht, da es in dieser Gegend keine giebt. Es mag zäh sein, oder nicht — es mag bitter sein, oder nicht — ich weiß nichts darüber; aber einmal hatte dieser Nigger ein Ungeziefer gekaut, welches nicht viel lieblicher gewesen sein kann.“

„Was war es, Rube?“ fragten Mehrere zugleich, denn Alle waren neugierig, was der alte Trapper unschmackhafteres, als die bereits genannten Speisen, gegessen haben konnte.

„Nun, es war Aasgeier — das war es!“

„Aasgeier!“ wiederholten Alle.

„Wagh! das war eine stinkende Pille, das läßt sich nicht läugnen. Das übertrifft meine Kost.“

„Und wenn habt Ihr den Aasgeier verzehrt, alter Junge?“ fragte einer von den Jägern, welcher vermuthete, daß mit diesem Ereigniß im Leben des ohrenlosen Trappers eine Geschichte verbunden sein könne.

„Ja, sagt uns das, Rube, erzählt uns das! erzählt uns das!“ riefen Mehrere.

„Nun,“ begann Rube nach kurzem Schweigen, „es war vor etwa sechs Jahren; die Rapahoes hatten mich am Arkansas, wenigstens zweihundert Meilen unterhalb des großen Waldes, auf die Füße gebracht. Die verdammten Stinkthiere nahmen mir das Pferd. Die Biberfalle und Alles. Hihhi!“ fuhr er kichernd fort; „hhihi! sie hätten am besten gethan, den alten Rube ungeschoren zu lassen.“

„Das glaube ich auch,“ bemerkte ein Jäger; „sie werden schwerlich viel bei der Spekulation verdient haben — nun, wie war es mit dem Aasgeier?“

„Seht, ich war rein ausgeflöht, und befand mich, mit nicht mehr als einer Hose, gute zweihundert Meilen von Menschen. Bents Fort war das nächste und ich folgte in dieser Richtung dem Flusse.

„Ich hatte die Thiere jeder Art nie so scheu gesehen; sie würden es nicht gewesen sein, wenn ich meine Falle gehabt hätte, aber es gab keine Creatur, vom Gründling im Wasser, bis zum Büffel auf der Prairie, die nicht ausgesehen hätte, als ob es wisse, wie es mit diesem Nigger stand. Ich konnte zwei Tage lang nichts als Eidechsen bekommen, und kaum die.“

„Eidechsen sind ein ärmlicher Fraß,“ bemerkte Einer.

„Das könnt Ihr wohl sagen. Diese Keule hier ist dagegen fettes Kuhfleisch — das ist sie!“

Und Rube unternahm bei diesen Worten einen neuen Angriff auf das Wolfsfleisch.

„Ich kaute die alten Hosen, bis ich so nackt wie der Chimleyfelsen war.“

„Zum Geier, war es Winter?“

„Nein, es war die Kalbzeit, und was das betrifft, warm genug; ich machte mir in der Beziehung nichts aus dem Verlieren des Leders, aber ich hätte mehr davon essen können.

„Am dritten Tage stieß ich auf eine Stadt von Sandratten. Das Haar dieses Niggers war damals länger, als es jetzt ist. Ich machte Fallen davon und fing einige von den Ratten; aber sie wurden ebenfalls scheu — zum Teufel mit ihnen! — und ich mußte die Spekulation aufgeben. Es war der dritte Tag von der Zeit, wo ich meinen Plunder verloren hatte, und ich wurde verwünscht schwach. Ich begann zu denken, daß die Zeit gekommen sei, wo dieses Kind untergehen müsse.

„Es war kurz nach Sonnenaufgang, und ich saß auf dem Ufer, als ich plötzlich etwas Sonderbares den Fluß herabschwimmen sah. Als es näher kam, sah ich, daß es das Aas eines Büffelkalbes war, und ein paar Aasgeier auf dem Dinge saßen und ihm die Augen auspickten. Es war weit

drüben und das Wasser tief, aber ich entschloß mich, es an's Land zu holen. Ihr könnt Euch denken, daß mir das Ausziehen nicht viel Zeit kostete.“

Hier unterbrachen die Jäger Rube's Geschichte mit einem Lachen.

„Ich ging in's Wasser und schwamm hinaus. Ich konnte das Ding riechen, ehe ich noch halbwegs war, und als ich mich ihm näherte, flogen die Vögel auf. Ich war bald dicht dabei und sah auf den ersten Blick, daß das Kalb ganz verfault war.“

„Wie Schade!“ rief einer von den Jägern.

„Ich wollte — nicht umsonst geschwommen sein, nahm den Schwanz — also zwischen meine Zähne und schwamm nach dem Ufer zurück. Ich hatte noch nicht dreimal ausgestrichen, als der Schwanz herauskam.

„Jetzt schwamm ich hinter das Aas und schob es vor mir her, bis ich es hoch auf eine Sandbank gebracht hatte. Es sah aus, als wolle es in Stücke fallen, als ich es aus dem Wasser zog. Es war ganz und gar nicht eßbar.“

Hier nahm Rube von Neuem den Mund voll Wolfsfleisch und verstummte, bis er es gekaut hatte. Die Leute hatten Interesse an der Geschichte zu fassen begonnen und warteten mit Ungeduld. Endlich, fuhr er fort:

„Ich sah die Aasgeier immer noch umherfliegen und frische herankommen. Es fiel mir ein, daß ich meine Klauen an einen von ihnen legen könne. Ich warf mich daher dicht neben dem Kalbe nieder und spielte Opossum.

„Es dauerte nicht lange, bis die Vögel sich auf die Sandbank niederzulassen begannen, und ein großer Geier an das Aas heranhüpfte. Ehe er wieder forthüpfen konnte, hatte ich ihn an den Beinen.“

„Hurrah, gut gemacht! bei Golly!“

„Das verwünschte Ding stank eben so arg wie das andere, aber es hieß: Stirb Hund — Aasgeier oder Kalb — und ich zog den Geier also ab.“

„Aßt Ihr es roh, Rube?“ fragte Einer aus dem Kreise.

„Wie konnte er es anders essen? — er hatte keinen Funken Feuer und nichts, um eines anzuzünden.“

„Du verdammter Narr!“ rief Rube, indem er sich wüthend nach dem, welcher zuletzt gesprochen hatte, umwendete. „Ich könnte Feuer anmachen, wenn auch nicht näher, als in der Hölle, ein Funke zu finden wäre.“

Ein wildes Gelächter folgte diesen entsetzlichen Worten, und es dauerte einige Minuten, ehe der Trapper sich hinlänglich beruhigt hatte, um seine Erzählung fortzusetzen.

„Die übrigen Vögel,“ fuhr er endlich fort, „wurden scheu, als sie den alten Geier ausgerieben sahen, und hielten sich auf der andern Seite des Wassers. Es nutzte nichts, den Spaß noch einmal zu versuchen. jetzt aber sah ich einen Coyote das Ufer herabkommen, und einen zweiten dicht hinter ihm, und noch zwei bis drei auf derselben Fährte.“

„Ich wußte, daß es kein Spaß sein würde, einen von ihnen am Beine zu nehmen, aber ich entschloß mich, es zu versuchen, und legte mich, gerade wie vorher, dicht neben dem Kalbe nieder. Es ging nicht, die schlaun Dinger sahen, wie der Stock schwamm, und hielten sich von dem Aase fern. Ich wollte mich unter einem Busche verstecken und begann es auszuführen, als

mir plötzlich eine neue Idee in den Kopf kam. Ich sah, daß auf dem Ufer Treibholz genug lag, holte es also herbei, und baute eine Falle um das Kalb. Im nächsten Augenblick hatte ich sechs Stück von dem Ungeziefer darin.“

„Hurrah! jetzt wart Ihr gerettet, alter Gaul!“

„Ich nahm ein paar Steine und kletterte dann auf die Falle und tödtete die ganze Sippschaft. Gott! Burschen, Ihr habt nie ein solches Schnappen und Knurren, Springen und Klaffen gehört und gesehen, wie ich damals, als ich die Steine auf sie hinabpfefferte! — hihihi! hohoho!“

Und der geräucherte, alte Sünder kicherte vor Freude über die Erinnerung an sein Abenteuer.

„Dann werdet Ihr wohl Bents Fort sicher genug erreicht haben?“

„Ich häutete die Creaturen mit einem scharfen Steine ab, und machte mir eine Art von Hemd und Hofe. Dieser Nigger hatte keine Lust, nackt herein zu kommen und den Leuten im Fort zur Zielscheibe zu dienen. Ich packte genug von dem Wolfsfleisch auf meine Schultern, um Mundvorrath bis dorthin zu haben, und kam in weniger als einer Woche hin.

„Bill war selbst da, und Ihr Alle kennt Bill Bent — er kennt mich! Ich war keine halbe Stunde im Fort, als ich auch nagelneu in frischen Kleidern stak und eine neue Büchse hatte, und diese Büchse war der Bauchreißer, welcher jetzt vor Euch ist.“

„Ha, Ihr habt also dort den Bauchreißer bekommen?“

„Ja, dort habe ich ihn bekommen — und er ist eine Büchse — hihihi — hohoho! Nicht lange, nachdem ich sie bekommen hatte, versuchte ich sie — hihihi! — hohoho!“

Und der alte Bursche begann von Neuem zu kichern.

„Worüber lacht Ihr, Rube?“ fragte einer von seinen Kameraden.

„Hihihi! worüber ich lache? — hihihi — hohoho! — Das war doch das Schönste von dem Witze — hihihi! — hohoho! worüber ich lache.“

„Ja, sagt es uns, Mann!“

„Nun, ich lache darüber,“ antwortete Rube, der wieder etwas ruhig wurde, „ich war keine drei Tage bei Bent, als, — wer denkt Ihr; in das Fort kam —?“

„Wer — vielleicht die Rapahoes?“

„Dieselben Indianer, dieselben Nigger, die mich auf die Füße gebracht hatten. Sie kamen in das Fort, um mit Bill zu handeln, und ich sah dort sowohl meine alte Stute wie meine Büchse.“

„Ihr habt sie also zurückbekommen?“

„Das war zu denken. Es waren einige Gebirgsmänner zu jener Zeit dort, und sie hatten keine Lust, dieses Kind umsonst auf die Prairie gehen zu sehen. Dort ist die Kreatur!“

Und Rube deutete auf die alte Stute.

„Die Büchse gab ich Bill und behielt dagegen den Bauchreißer da sie ein besseres Gewehr war.“

„Ihr habt Euch also mit den Rapahoes ausgeglichen?“

„Das hängt davon ab, was Ihr ausgleichen nennen würdet. Seht Ihr diese Kurven hier — die besonders stehenden?“

Und der Trapper deutete auf eine Reihe von kleinen Kurven im Schafte seiner Büchse.

„Ja, ja!“ riefen Mehrere.

„Es sind ihrer Fünf, nicht wahr?“

„Eins, — zwei — drei — ja, fünf!“

„Das sind Rapahoes!“

Rube's Geschichte war zu Ende.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Trapperlist.

Die Leute waren jetzt mit essen fertig und begannen, sich um Seguin zu sammeln und über das, was jetzt zu thun war, zu deliberiren. Der eine war bereits auf die Felsen hinaufgeschickt, um als Vedette zu agiren und uns zu benachrichtigen, falls Indianer auf der Prairie entdeckt werden sollten.

Wir Alle fühlten, daß wir uns noch in einem Dilemma befanden; der Navajo war unser Gefangener, und wir wußten, daß seine Leute kommen würden, um uns zu suchen. Er war als zweiter Häuptling der Nation eine zu wichtige Persönlichkeit, um ohne Nachforschungen aufgegeben zu werden und seine Anhänger — beinahe die Hälfte des Stammes — würden sicherlich nach der Quelle zurückkommen, und wenn sie ihn dort nicht fanden, im Fall sie unsere Fährten auch nicht entdeckten, auf dem Kriegswege nach ihrem Lande zurückkehren.

Dies mußte, wie wir Alle einsahen, unsern Zug unausführbar machen, da Dacoma's Schaar allein schon stärker als die unsere war, und wir, wenn wir in ihren Gebirgsvesten auf sie stießen, keine Aussicht auf Entrinnen haben konnten.

Seguin blieb eine Zeitlang stumm, mit auf den Boden gehefteten Augen, stehen. Er überlegte offenbar einen Plan für sein weiteres Benehmen. Keiner von den Jägern wagte es, ihn darin zu unterbrechen.

„Kameraden!“ sagte er endlich, „dies ist eine unglückselige That, aber sie ließ sich nicht vermeiden. Es ist ein Glück, daß es nicht schlimmer kam. So müssen wir aber unsere Pläne verändern. Die Indianer werden sicher nach ihm suchen und ihren Weg bis zu den Navajostädten verfolgen. Was dann? unsere Schaar kann weder nach dem Pinnon kommen; noch den Kriegsweg auf irgend einem Punkte berühren; unsere Spuren würden sicher entdeckt werden.“

„Warum können wir nicht direct nach dem Versteck der Uebrigen gehen und dann den Weg über das alte Bergwerk einschlagen? Auf diese Weise treffen wir nicht auf den Kriegspfad.“

Dies wurde von einem der Jäger vorgeschlagen.

„*Vaya!*“ erwiderte ein Mexicaner. „wir würden gerade, wenn die Navajos nach ihrer Stadt gekommen wären, auf sie stoßen. *Carrajo!* das würde nicht angehen, *amigo!* In diesem Falle kämen nur wenige von uns zurück, *santissima.*“

„Wir brauchen nicht auf sie zu stoßen,“ meinte der Erstere; „sie werden sich nicht in ihrer Stadt aufhalten, wenn sie finden, daß der Bursche nicht zurückgekommen ist.“

„Es ist wahr,“ sagte Seguin, „sie werden nicht dort bleiben, sie werden ohne Zweifel wieder auf den Kriegsweg zurückkehren. Aber ich kenne die Gegend um das Bergwerk.“

„Ich auch — ich auch!“ riefen mehrere Stimmen.

„Es ist kein Wild dort“ fuhr Seguin fort, „wir haben keine Mundvorräthe, und es ist daher unmöglich, daß wir auf jenen Weg gehen.“

„Wir könnten es nicht thun.“

„Wir würden verhungern, ehe wir durch die Mimbres gekommen wären.“

„Es giebt dort kein Wasser.“

„Nein, bei Gott! nicht genug, um einen Trunk für eine Sandratte zu geben.“

„Wir müssen dann in diesem Falle unsere Chancen versuchen,“ sagte Seguin.

Hier hielt er nachdenklich und mit düsterer Miene inne.

„Wir müssen über den Kriegsweg gehen,“ fuhr er fort, „und im Prieto hinaufreisen, oder — das Unternehmen aufgeben!“

Das Wort „Prieto“ im Gegensatz zu dem Ausdruck: „das Unternehmen aufgeben,“ schärfte den erfinderischen Verstand der Jäger, und es wurde ein Plan nach dem andern vorgeschlagen. Alle endeten aber mit der Unwahrscheinlichkeit — sogar mit der Gewißheit — daß, wenn wir sie befolgten, unsere Fährte von den Indianern entdeckt, und wir verfolgt werden würden, ehe wir in den Rio del Norte zurückkommen konnten. Es wurde daher einer nach dem andern verworfen.

Während dieser ganzen Discussion hatte der alte Rube kein Wort gesagt. Der ohrenlose Trapper saß auf der Prairie und zog mit seinem Bowiemesser Linien, welche der Plan eines Festungswerkes zu sein schienen.

„Was thut Ihr da, alter Gaul?“ fragte einer von seinen Kameraden.

„Ich höre nicht mehr so gut, als ehe ich in diese verwünschte Gegend gekommen; aber ich dachte, daß ich Einen von Euch sagen gehört hätte, daß wir nicht über den Apache gehen könnten, ohne in zwei Tagen verfolgt zu werden; das ist eine verdammte Lüge!“

„Wie wollt Ihr das beweisen, alter Gaul?“

„Stille, Mann! Eure Zunge wedelt wie der Biberschwanz zur Fluthzeit.“

„Könnt Ihr irgend eine Weise vorschlagen, auf die es sich thun läßt, Rube? Ich gestehe, daß ich keinen kenne.“

Als Seguin dies sagte, wendeten sich Aller Augen auf den Trapper.

„Ei, Capitain! ich kann Euch meine Idee von der Sache geben. Sie mag recht sein oder nicht; aber wenn sie befolgt wird, so spürt uns in der nächsten Woche weder ein Apache, noch ein Navajo auf. Wenn sie es thun, so mögt Ihr meine Ohren abschneiden!“

Dies war ein Lieblingsswitz Rube's; und die Jäger lachten. Selbst Seguin konnte sich eines Lächeln. nicht enthalten, als er ihn zum Fortfahren aufforderte.

„Erstens,“ sagte Rube, „werden sie in weniger als zwei Tagen jenem Burschen nicht nachkommen.“

„Wie könnt Ihr das beweisen?“

„Auf diese Art: Ihr seht, er ist nur der zweite Häuptling und sie können sich ohne ihn gut genug behelfen. Aber das ist es nicht. Der Indianer hat seinen weißen Bogen vergessen. Nun wißt Ihr Alle, so gut wie ich, daß das in den Augen der Indianer eine große Schande ist.“

„Darin habt Ihr Recht, Gaul!“ bemerkte Einer.

„Nun, das ist so ein Gedanke von diesem alten Waschbär, seht Ihr; aber es ist eben so deutlich, wie Pike's Pik, daß er fortgegangen ist, ohne Einem von den uebrigen eine Sylbe davon zu sagen; er wird sie es nicht wissen gelassen haben, wenn er es vermeiden konnte.“

„Das ist nicht unwahrscheinlich,“ sagte Seguin; „fahrt fort, Rube.“

„Nun ferner,“ fuhr der Trapper fort, „will ich eine hohe Wette eingehen, daß er ihnen den Befehl gegeben hat, ihm nicht zu folgen, weil er fürchtete, daß Jemand von ihnen sehen könnte, wohin er gegangen ist. Wenn er gedacht hätte, daß sie es wüßten oder vermutheten, so würde er einen Andern geschickt haben, und nicht selbst gekommen sein — das würde er gethan haben!“

Dies war Alles wahrscheinlich genug, und bei der Kenntniß, die die Skalpjäger von dem Charakter der Navajos besaßen, glaubten sie sämmtlich, daß es so sei.

„Ich bin vollkommen sicher, daß sie zurückkommen, werden,“ fuhr Rube fort; „seine Hälfte des Stammes wenigstens; aber es wird volle drei Tage dauern und ziemlich auch den vierten, ehe sie an dem Pinnon Wasser trinken.“

„Aber sie würden einen Tag darauf unsere Fährte erblicken.“

„Wenn wir dumm genug wären, sie sie sehen zu lassen, so würden sie es thun.“

„Wie können wir das verhindern?“ fragte Seguin.

„Das ist eben so leicht, wie das Fällen von einem Baume.“

„Wie? wie?“ fragten mehrere zugleich.

„Indem wir sie auf eine andere Spur setzen, seht Ihr das nicht?“

„Ja, aber auf welche Weise können wir das ausführen —?“ fragte Seguin.

„Nun, Capitain, Euer Sturz hat Euch wahrhaftig betäubt! Von den andern Dummköpfen würde es mich nicht wundern, wenn sie nicht auf den ersten Blick sehen, wie wir das ausführen können.“

„Ich gestehe, Rube,“ antwortete Seguin lachend, „daß ich nicht wahrnehme, wie wir sie irre leiten können.“

„Nun denn,“ fuhr der Jäger mit einem Lächeln der Zufriedenheit über seine eigene Prairieschlaueheit fort, „dieses Kind wird Euch sagen, wie Ihr sie auf eine Fährte bringen könnt, die sie in die Hölle führt.“

„Hurrah, alter Gaul!“

„Seht Ihr den Köcher auf dem Rücken des Indianers?“

„Ja, ja,“ riefen mehrere Stimmen.

„Er wird wohl so ziemlich mit Pfeilen angefüllt sein?“

„Das wird er — nun weiter!“

„Nun, dann mag einer von uns auf dem Mustang des Indianers, oder auf irgend einem andern Pferde, das die gleichen Spuren macht, auf den Weg, den die Apachen genommen haben, reiten,

und diese Dinger mit der Spitze nach Süden einstecken, und wenn die Navajos diesen Weg nicht nehmen, bis sie zu den Apachen kommen, so könnt Ihr meinen Skalp für ein Primchen vom schlechtesten Kentuckytabak haben.“

„Das wird sie irre leiten!“

„Viva, er hat Recht! — er hat Recht! — ein Hurrah für den alten Rube!“ — und eine Menge Ausrufe wurden von den Jägern ausgestoßen.

„Es ist nicht nöthig, daß sie wissen, weshalb er diesen Weg genommen hat. Sie werden seine Pfeile kennen — das ist genug. Wenn sie mit ihren Fingern in der Fleischfalle zurückkommen, so werden wir ihnen weit genug voraus sein, um von der Hölle bis Hockersack kommen zu können.“

„Ja, das werden wir, — bei Golly!“

„Die Bande,“ fuhr Rube fort „braucht, gar nicht an die Pinnonquelle zu kommen; sie kann höher nach dem Gila zu — über den Kriegsweg gehen, und uns auf der andern Seite des Gebirges treffen, wo es eine Menge von Wild giebt. Ich wette darauf, daß Büffel genug in der Gegend der alten Mission herumlaufen. Dort müssen wir jedenfalls hingehen. Wir haben keine Hoffnung, diesseits derselben auf Büffel zu stoßen, seitdem sie die Indianer verscheucht haben.“

„Das ist wahr genug,“ sagte Seguin. „Wir müssen über das Gebirge, ehe wir erwarten können, auf Büffel zu treffen. Die indianische Jagd hat sie von den Llanos vertrieben. Nun kommt! wir wollen sogleich an's Werk gehen. Wir haben bis zum Sonnenuntergang noch zwei Stunden. Was wollt Ihr zuerst thun, Rube? — Ihr habt — uns den Plan gegeben — ich verlasse mich in Bezug auf die Details ganz auf Euch.“

„Nun, meiner Ansicht nach, Capitain, ist das Erste, einen Mann, so gerade er galoppiren kann, nach der Stelle, wo die Andern versteckt sind, zu schicken, er mag sie über den Indianerweg bringen.“

„Wo sollen sie ihn überschreiten?“

„Etwa zwanzig Meilen von hier, nördlich ist ein trockener Bergrücken mit einer Menge von lockern Steinen. Wenn sie dort hinüber gehen, wie sie es sollten, so brauchen sie keine starken Fährten zu machen. Ich könnte eine Caravane von Bentswägen hinüberführen, daß selbst der taube Smith ihnen nicht folgen sollte — ich könnte es!“

„Ich werde sogleich einen Mann abschicken. Hier, Sanchez, Ihr habt ein gutes Pferd und kennt die Gegend. Es ist nicht weiter als zwanzig Meilen bis zu der Stelle, wo sie versteckt sind. Bringt sie an den Bergrücken hin und benehmt Euch vorsichtig, wie Ihr gehört habt. Ihr werdet uns jenseit der Nordspitze des Gebirges finden. Ihr könnt die ganze Nacht reisen und am frühen Morgen bei uns sein. Hinweg!“

Der Torrero suchte, ohne weitere Antwort, sein Pferd auf der Prairie, sprang in den Sattel und ritt im vollen Galopp nach Nordwesten ab.

„Es ist ein Glück,“ sagte Seguin, indem er ihm einige Augenblicke nachsah, „daß sie hier den Boden zerstampft haben; sonst würden die Fährten von unserm letzten Gefecht jedenfalls die Verräther gespielt haben.“

„Damit hat es keine Gefahr. Wenn wir aber von hier abreiten, Capitain, so dürfen wir ihrer Fährte nicht folgen, sie würden unsere rückwärts gerichteten Spuren bald erkennen. Wir thun am besten, uns dort auf. Den lockern Steinen zu halten.“

Rube deutete nach dem Gerölle, welches sich nördlich und südlich am Fuße des Bergrückens

dahin streckte.

„Ja, das soll unser Weg sein. Wir können diese Stelle verlassen, ohne Spuren zu machen. Was weiter?“

„Das Nächste ist nun, uns jener Maschine dort zu entledigen,“ und der Trapper deutete nach der Richtung, wo das Skelett lag.

„Sehr wahr! das hatte ich vergessen. Was wollen wir damit thun?“

„Es begraben! —“ rieth der Eine.

„Wagh! es verbrennen!“ rief ein Anderer.

„Ja, das ist das Beste,“ sagte ein Dritter.

Der letzte Vorschlag wurde angenommen.

Das Skelett wurde herbeigedracht, die Blutflecken sorgfältig von dem Felsen gerieben —. der Schädel mit einem Tomahawk zersplittert und die Knochen in Stücke zerbrochen. Die ganze Masse wurde hierauf in das Feuer geworfen und durch zahlreiche, bereits in der Asche glimmende Büffelknochen gestampft. Nur ein Anatom hätte die Gegenwart eines menschlichen Gerippes erkennen können.

„Nun, Rube, die Pfeile!“

„Wenn Ihr das mir und Bil Garey überlassen wollt, so denk ich, daß wir Beide sie so einstecken können, daß alle Indianer in der Gegend getäuscht werden sollen. Wir werden etwa vier Meilen weit gehen müssen; aber wir sind wieder da, ehe Ihr die Flaschen gefüllt, und Euren Plunder zum Fortreiten in Ordnung gebracht habt.“

„Schon gut, — nehmt die Pfeile!“

„Vier sind für uns genug,“ sagte Rube, indem er diese Zahl aus dem Köcher nahm. „Behaltet die Uebrigen, wir werden noch mehr Wolfsfleisch brauchen, ehe wir aufbrechen. Es giebt keinen Schwanz von etwas Anderem, bis wir dort um jene Berge sind Bil, wirf Deine häßlichen Beine über jenen Navajo-Mustang. Er ist ein hübsches Pferd; aber ich würde meine alte Stute nicht um eine ganze Heerde solcher hingeben. Gebt uns eine von den schwarzen Federn.“

Hier zog der alte Trapper eine von den Straußenfedern aus dem Helm des Indianerhäuptlings und fuhr fort;

„Jungen, nehmt Euch der alten Stute an, bis ich wiederkomme, und laßt sie nicht ausreißen, hört Ihr? Ich brauche eine Decke; sprecht nicht Alle zugleich.“

„Hier, Rube, hier!“ riefen Mehrere, indem sie ihm ihre Decken hinhielten.

„Eine ist genug. Wir brauchen drei:— die Bils, die meine und noch eine. Hier, Bil, nimm sie vor Dich. jetzt reite dreihundert Schritt weit, oder so, auf dem Apachenwege hinaus, und dann halte an. Schlage nicht den betretenen Weg ein, sondern halte Dich an der Seite. Galloppire und sei verdammt!“

Der junge Jäger gab dem Mustang die Peitsche und ritt im vollen Galopp auf dem Apachenwege dahin.

Als er etwa dreihundert Schritt gekommen war, machte er Halt, um weitere Weisung von seinem Kameraden zu erwarten.

Der alte Rube nahm zu gleicher Zeit einen Pfeil, befestigte eine Straußenfeder an die Spitze und steckte ihn auf eine von den aufrechten Stangen, welche die Indianer auf den Lagerplätzen hatten stecken lassen. Er war so gerichtet, daß die Spitze südlich nach dem Apachenwege deutete und mit seiner schwarzen Feder so auffallend, daß jeder von den Llanos Kommende ihn sehen mußte.

Sobald dies geschehen war, folgte der alte Trapper seinem Kameraden zu Fuß, wobei er sich weit von dem Wege abhielt und seine Fährten mit großer Vorsicht machte. Als er Garey erreichte, steckte er einen zweiten Pfeil ebenfalls mit nach Süden gerichteter Spitze und so, daß er von dem ersten aus gesehen werden konnte, in den Boden.

Garey galoppierte hierauf auf dem Wege vorwärts, während Rube in die offene Prairie ging und in damit paralleler Richtung vorschritt. Nachdem Garey zwei bis drei Meilen geritten war, verzögerte er seinen Schritt und versetzte den Mustang in einen langsamen Gang. Eine Meile weiter hielt er von Neuem und ließ sein Pferd auf dem betretenen Wege stehen.

Jetzt kam Rube herbei, und breitete die drei Decken der Länge nach in westlicher Richtung auf den Boden. Garey stieg ab und führte das Thier leise über die Decken. Da seine Füße zu gleicher Zeit auf zweien ruhten, wurde die hinterste jedesmal aufgehoben und vor die vorderste gelegt und dies so lange wiederholt, bis sie den Mustang etwa hundertundfunzig Schritt weit in die Prairie hinausgebracht hatten.

Nun hob Garey die Decken auf und begann langsam am Fuße des Berges zurückzureiten, während Rube wieder auf die Fährte zurückkehrte, und einen dritten Pfeil an der Stelle einsteckte, wo sich der Mustang davon getrennt hatte.

Hierauf begab er sich wieder südlich weiter. Es war noch immer nöthig, um die Sache doppelt sicher zu machen.

Als er etwa eine Meile weit gegangen war, sahen wir ihn sich über den Weg beugen, sich wieder erheben, nach dem Fuße des Berges hinübergehen und dem von seinem Gefährten eingeschlagenen Pfade folgen. Das Werk war geschehen, die Wegweiser gesetzt! — die List war vollendet!

El Sol war unterdessen geschäftig gewesen. Mehrere Wölfe waren getödtet und abgezogen und das Fleisch in ihre Felle gepackt worden. Die Kürbisflaschen waren gefüllt, unser Gefangener auf ein Maulthier gebunden worden und wir warteten auf die Rückkehr der Trapper.

Seguin hatte beschlossen, zwei Mann als Wache an der Quelle zurückzulassen. Sie sollten ihre Pferde auf dem Felsen halten und sie mittelst des Maulthiereimers mit Wasser versehen, damit keine frische Fährte an die Quelle käme. Der Eine hatte den Auftrag, beständig auf einer Höhe zu bleiben und die Prairie mit dem Fernrohre zu beobachten. Auf diese Weise konnten sie die zurückkehrenden Navajos zeitig genug erkennen, um selbst unbemerkt am Fuße des Berges zu entkommen.

Dann sollten sie an einer zehn Meilen nach Norden gelegenen Stelle Halt machen, wo sie immer noch die Aussicht auf die Ebene hatten. Dort waren sie beauftragt zu bleiben, bis sie gewiß waren, welche Richtung die Indianer einschlugen, nachdem sie die Quelle verlassen hatten, und darauf selbst vorwärts eilen und mit ihren Nachrichten zu unserer Schaar stoßen.

Alle diese Anordnungen waren bald getroffen, als Rube und Garey herankamen, und wir stiegen auf unsere Pferde und ritten auf einem Umwege nach dem Fuße des Berges. Bei der Annäherung an denselben, fanden wir den Weg mit lockern Felsstücken bestreut, auf denen die Hufe unserer Thiere keine Spuren zurückließen. Wir ritten darauf in nördlicher Richtung und in beinahe

paralleler Linie mit dem Kriegspfade vorwärts.

Ende des zweiten Theiles.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Ein Kesseltreiben auf Büffel.

Ein Marsch von zwanzig Meilen brachte uns an die Stelle, wo wir erwarteten, daß sich die übrigen Mitglieder der Bande anschließen würden. Wie fanden einen kleinen Fluß, welcher seine Quelle in der Pinnonkette hatte und westlich dem San Pedro zuströmt. Er war mit Cottonbäumen und Weiden besetzt, und bot Gras genug für unsere Pferde dar. Hier lagerten wir uns, zündeten im Dickicht ein Feuer an, kochten unser Wolfsfleisch, aßen es und legten uns schlafen.

Die Bande kam am Morgen zu uns, nachdem sie die ganze Nacht geritten war. Ihre Mundvorräthe waren ebensogut, wie die unsrigen, verzehrt, und statt unsere müden Thiere ausruhen zu lassen, drangen wir durch einen Wald in der Sierra vor, da wir hofften, auf der andern Seite Wild zu finden.

Gegen Mittag kamen wir durch den Gebirgspaß in eine Gegend voller „Oeffnungen“, — kleiner Prairien, die von dicht verwachsenen Wäldern umkränzt und mit Bauminseln besäet waren.

Diese Prairien waren mit hohem Grase bedeckt und als wir hinein ritten, zeigten sich uns Büffelspuren. Wir sahen ihre Wege, ihren Dung und die Stellen, wo sie sich gewälzt hatten.

Wir waren noch an dem Flusse, bei dem wir übernachtet hatten, und machten Mittagsrast, um unsere Thiere ausruhen zu lassen. Die borstigen Gestalten der Cactuspflanzen, welche mit einer Menge, rother und gelber Früchte bedeckt waren, umgaben uns im Ueberfluß. Wir pflückten die Birnen des Pitahaya und aßen sie begierig. Wir fanden Berberitzen, Yampos und die Wurzeln der *pomme blanche*; wir verzehrten Früchte und Pflanzen verschiedener Art, die nur in dieser Gegend einheimisch sind.

Aber die Magen der Jäger sehnten sich nach ihrer Lieblingsnahrung, der Feistrippen —und Puddings der Büffel, und nach einer zweistündigen Rast ritten wir durch die Oeffnungen weiter.

Wir mochten etwa eine Stunde weit im Chapporal vorgedrungen sein, als Rube, der in der Eigenschaft eines Führers mehrere Schritte vorausritt, sich im Sattel umwandte und auf die Erde deutete.

„Was giebt es dort Rube?“ fragte Seguin leise.

„Frische Büffelfährten, Captain!“

„Etwa funfzig. Sie sind dort durch das Dickicht gebrochen, ich kann den Himmel erkennen. Nicht weit von uns ist ein offener Platz und ich wette um eine Biberhaut, das sie darin sind. Ich glaube, daß es eine kleine Prairie ist, Captain.“

„Halt Leute,“ sagte Seguin, „bleibt hier und haltet Euch still! Reitet vorwärts, Rube! Kommen Sie, Mr. Haller. — Sie lieben die Jagd, begleiten Sie uns!“

Ich folgte dem Führer und Seguin, gleich ihnen langsam und schweigend dahinreitend, durch das Gebüsch. Nach wenigen Minuten erreichten wir den Rand einer mit langem Gras bedeckten

Prairie. Wir schauten vorsichtig durch das Laub und konnten den offenen Boden vollständig übersehen. Die Büffel waren darin.

Es war, wie Rube vermuthet hatte, eine kleine Prairie von etwa anderthalb Meilen Breite und auf allen Seiten mit dichtem Chapporal umschlossen. '

Beinahe in der Mitte war eine Insel von starken Bäumen und dicht belaubtem Gebüsche. Eine Reihe von Weiden verkündete die Anwesenheit von Wasser.

„Dort— ist eine Ouelle,“ murmelte Rube, „sie haben soeben ihre Nasen darin abgekühlt.“ Dies war nicht zu verkennen, denn einige von den Thieren schritten in diesem Augenblicke unter den Weiden hervor und wir konnten die nasse Erde an ihren Seiten, und den von ihren Mäulern herabhängenden Speichel sehen.

„Wie können wir uns ihnen nähern, Rube?“ fragte Seguin. „Denkt Ihr, daß wir auf sie zugehen können?“

„Ich bezweifle es, Capitain, das Gras würde uns nicht decken, und sie gehen außer dem Bereich des Gebüsches.“

„Aber wie dann? wir können sie nicht hetzen, es ist nicht Platz genug dafür da, — sie würden bei dem ersten Anlauf in das Dickicht stürzen — wir würden sie sicher alle verlieren.“

„Das ist so gewiß, wie die Bibel!“ ' "

„Was ist zu thun?“

„Ich suche mir ein anderes Verfahren, was jetzt eingeschlagen werden kann.“

„Was ist es?“

„Ein Kesseltreiben!“

„Sehr wahr — wenn wir das können. Wie geht der Wind?“

„Er ist eben so todt, wie ein Indianer, den der Kopf abgeschnitten ist,“ antwortete der Jäger, er eine kleine Feder von seiner Mütze nahm und in die Luft warf; „seht, Capitain, sie fällt gerade herab!“

„So ist es.“

„Wir können die Büffel leicht umgehen, ehe sie uns spüren, und wir haben Leute genug, um einen Zaun um sie zu machen. Es muß aber bald geschehen, Capitain, sie bewegen sich dort auf den Waldrand zu.

„Nun, so wollen wir die Leute theilen,“ sagte Seguin, indem er sein Pferd umwendete. „Ihr könnt die eine Hälfte an ihren Posten führen, ich wende mit der andern. Haller, Sie thun am besten, wenn Sie bleiben, wo Sie sind. Es ist der beste Posten, den Sie erlangen können. Haben Sie Geduld! es kann Stunde dauern, ehe sie Alle aufgestellt sind. Wenn Sie das— Horn hören, so mögen Sie vorwärts galoppiren und Ihr Bestes thun. Wenn es uns gelingt, so werden Sie eine hübsche Jagd und ein gutes Abendessen haben, wornach Sie wahrscheinlich jetzt ein großes Bedürfniß fühlen.“

Hiermit verließ mich Seguin und ritt, von dem alten Rube gefolgt, zu den Leuten zurück.

Es war ihre Absicht, die Bande in zwei Schaaren zu theilen, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegten und in regelmäßigen Zwischenräumen hier und da einen Mann zurückließen. So lange sie sich auf dem Marsche befanden, sollten sie sich im Dickicht halten und erst auf ein

gegebenes Signal zum Vorschein kommen. Auf diese Weise konnten wir, wenn die Büffel uns Zeit zur Ausführung der Bewegung gestatteten, fast sicher sein, uns der ganzen Heerde zu bemächtigen.

Sobald mich Seguin verlassen, sah ich nach Büchse und Pistolen und setzte frische Zündhütchen auf.

Ich hatte nun weiter keine Beschäftigung, blieb im Sattel sitzen und betrachtete die Thiere, welche, ohne Gefahr zu ahnen, weideten. Ich war nur in Angst, daß sich ein ungeschickter Bursche zu früh zeigen und so unser ganzes Vergnügen verderben würde.

Nach einiger Zeit konnte ich die Vögel im Dickicht auffliegen sehen und das Kreischen der blauen Elster verkündete mir die Fortschritte der beiden Schaaren.

Dann und wann erhob ein alter Stier am Saume der Heerde seine zottige Mähne, spürte im Winde und schlug mit dem Hufe heftig auf den Boden,— indem er offenbar den Argwohn hatte, daß nicht Alles in Ordnung sei.

Die übrigen schienen diese Demonstrationen nicht zu beachten, sondern weideten ruhig daß hohe Gramegras ab.

Ich dachte, wie hübsch wir sie in der Falle haben würden, als ich einen aus der Bauminsel hervorkommenden Gegenstand sah. —Es war ein Büffelkalb und ich bemerkte, daß es sich der Heerde anschloß. Ich hielt es für einigermmaßen sonderbar, daß es sich von den andern getrennt hatte, da sich die Kälber, welche von den Müttern in der Kenntniß des Wolfes unterrichtet werden, gewöhnlich bei der Heerde halten.

Es ist an der Quelle zurückgeblieben, dachte ich vielleicht haben es die andern vom Wasser gedrängt, und es hat nicht eher trinken können, als bis sie fort waren.

Es kam mir vor, als bewege es sich ungeschickt, — wie, als ob es verwundet wäre; — aber es kam durch —das lange Gras und ich konnte es nicht gut erkennen.

Eine Bande von Coyoten schlich, wie gewöhnlich, der Heerde nach. Sie unternahmen, da sie das aus dem Gehölz kommende 'Kalb erblickten, einen augenblicklichen, gleichzeitigen Angriff auf dasselbe, ich konnte sie rund um das Kalb springen sehen, und glaubte sogar, ihr wüthendes Knurren zu hören. Aber das Kalb —schien sich mitten durch sie zu kämpfen und nach Kurzem sah ich es sich seinen Gefährten anschließen, wo ich es unter den Uebrigen aus den Augen verlor.

Ein muthiger, junger Stier, dachte ich, und ließ von Neuem mein Auge über den Chapporal gleiten, um zu beobachten, wie die Jäger vorwärts drangen. Ich bemerkte das Flattern schimmernder Vögel über dem Gebüsch und hörte die schrillen Stimmen der Elstern. Diesem nach zu urtheilen, bemerkte ich, daß die Leute sich langsam genug bewegten. Seguin hatte mich vor einer halben Stunde verlassen und ich bemerkte, daß sie noch nicht halb herum waren.

Ich begann, meine Berechnungen über die Länge der Zeit, welche ich zu warten haben würde, anzustellen.

Der Durchmesser der Prairie beträgt anderthalb Meilen; sie ist ein Kreis; drei Mal soviel macht vier und eine halbe Meile. Bah! ich werde das Signal in nicht weniger als einer Stunde hören, ich muß also geduldig sein, und — was! die Thiere lagern sich? gut! — es hat keine Gefahr, daß sie sich daran machen wir werden eine treffliche Jagd haben! Eins —zwei — drei — sechs von ihnen haben sich gelegt — es muß von der Hitze und dem Wasser kommen, sie haben zu viel getrunken — da ist noch einer! und ihre Bäuche zu sehr mit dem fetten Gramagrass gefüllt! Die

glücklichen Burschen! sie haben nichts zu thun, als zu essen, während ich — Nummer acht ist nieder! nun, ich hoffe auch zu essen. Wie sonderbar sie sich legen! wie verschieden es von allem andern Vieh welches ich beobachtet habe, ist! Ich habe noch nie Büffel sich zur Ruhe begeben sehen und sie befolgen dabei ein ganz besonders ruhiges Verfahren; man sollte denken; daß sie fallen, als ob sie erschossen wären — wieder zwei bei den übrigen! Sie werden bald alle auf dem Rasen liegen — um so besser! wir wollen herangeloppiren, ehe sie sich wieder aufrichten können. O hörte ich nur jenes Horn!

Und so fuhr ich fort, von einem Gedanken zum andern zu schweifen und dem Signale zu lauschen, obgleich ich wußte, daß es in einiger Zeit nicht gegeben werden konnte.

Die Büffel bewegten sich, langsam weidend, vorwärts und legten sich einer nach dem andern nieder. Ich hielt es für sonderbar, daß sie sich so der Reihe nach hinlegten, aber ich hatte bemerkt, daß das zahme Rindvieh mitunter das Gleiche that, und war zu jener Zeit mit den Gewohnheiten der Büffel nur wenig bekannt. Einige von ihnen schienen sich auf dem Boden umher zu werfen und mit den Füßen auszuschlagen. Ich hatte von einer Eigenthümlichkeit dieser Thiere, welche man das Wälzen nennt, gehört. Ho, sie werfen sich, dachte ich. Ich hätte gern diese merkwürdige Bewegung deutlicher gesehen, aber das hohe Gras verhinderte mich daran; ich erblickte nur ihre zottigen Schultern und zuweilen ihre über den Rasen hinauf ausschlagenden Hufe.

Ich beobachtete ihre Bewegungen mit großem Interesse, denn ich war jetzt sicher, daß die Einschließung vollständig geschehen sein würde, ehe sie an das Aufstehen dachten. Endlich hatte der letzte der Heerde das Beispiel seiner Gefährten befolgt und war zu Boden gestürzt.

Sie lagen jetzt alle im Grase begraben auf ihren Seiten; ich glaubte, das Kalb immer noch auf den Füßen zu sehen; aber in diesem Augenblick erschallte das Horn.

Von allen Seiten der Prairie erhob sich ein gleichzeitiges Hurrah.

Ich gab meinem Pferde die Sporen und sprengte in die offene Ebene hinaus. Funfzig Andere hatten das gleiche gethan und schossen mit lautem Geschrei aus dem Dickicht. —

Ich galoppirte mit in der linken Hand ruhendem Zügel und kreuzweise über dem Sattel geworfener Büchse, von der wilden Aufregung, die ein solches Abenteuer erzeugt, vollkommen erfüllt, vorwärts. Ich war gespannt und bereit — ich wollte und mußte den ersten Schuß haben.

Es war nur eine kleine Entfernung zwischen der Stelle, welche ich eingenommen hatte, und dem ersten Büffel. Ich befand mich bald in Schußweite, während mein Pferd wie ein Pfeil dahinflog.

Schläft das Thier? — ich bin keine zehn Schritte von ihm entfernt und doch rührt es sich nicht! Ich will, während es liegt, darauf feuern.

Ich erhob meine Büchse, legte sie an und wollte soeben abdrücken, als etwas Rothes in meine Augen schimmerte.

Es war Blut!

Ich senkte mein Gewehr mit einem Gefühle des Entsetzens und begann den Büffel anzusehen. Ehe ich aber noch Halt machen konnte, befand ich mich mitten in der am Boden liegenden Heerde. Hier blieb mein Pferd plötzlich stehen, und ich saß wie verzaubert im Sattel. Ich war unter dem Einflusse eines abergläubischen Schreckens. Vor mir und um mich war Blut wohin ich mich auch wenden mochte, überall ruhte mein Auge auf Blut!

Meine Kameraden näherten sich mit lautem Geschrei; aber einer nach dem andern hielt plötzlich, wie ich es gethan, mit Mienen voller Bestürzung und Verwunderung an.

Es war bei einem solchen Anblick nichts Seltsames. Vor uns lagen die Körper der Büffel. Sie waren alle todt, oder zuckten im Todeskampfe. Ein jeder hatte eine Wunde im Nacken und aus dieser rieselte der rothe Strom über ihre noch keuchenden Seiten herab. Blut quoll aus ihren Mäulern und Nüstern, Pfützen davon sickerten durch den Prairierasen und von den Hufen hinweggeschleuderte, geronnene Tropfen hatten das Gras um sie her besprengt.

'O Gott! — was konnte es bedeuten —?

„Wagh! — *santissima!* — *sacré Dieu!*“ rief der Jäger. „Dies hat sicher keine sterbliche Hand gethan!“

„Es war sicher keine andere“ sagte eine wohlbekannte Stimme, „wenn Ihr einen Indianer einen Sterblichen nennt; es war eine Rothhaut und dieses Kind — schaut her!“

Ich hörte bei diesem unerwarteten Ausruf — das Knacken eines Büchsenhahns. Ich wendete mich um; unwillkürlich der Richtung des Laufes. Im Grase bewegte sich ein Gegenstand.

„Ein noch ausschlagender Büffel,“ dachte ich, als ich die Masse dunkelbraunen Haares sah; „er wird ihm ein Ende machen — es ist das Kalb!“

Ich hatte kaum die Bemerkung gemacht, als das Thier sich auf seine Hinterfüße erhob und ein wildes, menschliches Geschrei ausstieß. '

Die zottige Haut wurde abgeworfen und wir erblickten einen nackten Wilden, welcher seine Arme flehend ausstreckte.

Ich hätte ihn nicht retten können, die Büchse hatte geknallt, die Kugel eilte ihrem Ziele zu.

Ich sah sie seine braune Brust treffen, wie ein Hagelkrystall an eine Fensterscheibe schlägt, das rothe Blut spritzte heraus und das Opfer fiel vorn über auf den Körper eines von den Thieren.

„Wagh!“ rief einer von Männern, „warum habt Ihr ihm nicht Zeit gelassen, das Fleisch abzuhäuten? er hätte das auch thun können, da er einmal darüber war,“ und der Mann lachte über seinen grausamen Scherz.“

„Schaut hierher, Jungen,“ sagte Rube, indem er auf die Baumgruppe deutete, „wenn Ihr Euch scharf umseht, so könnt Ihr noch ein zweites Kalb dort aufscheuchen; ich werde nach dem Haar dieses Indianers sehen.“

Die Jäger galoppirten auf diese Andeutung hin nach der Bauminsel und umringten dieselbe.

Ich fühlte die größte Unentschlossenheit und den größten Widerwillen über dieses kaltblütige Blutvergießen. Ich zügelte mein Pferd fast unwillkürlich und begab mich nach der Stelle, wo der Wilde gefallen war. Er lag mit dem Rücken nach oben da; er war bis an die Hüften nackt, unter der linken Schulter war eine Kugel herausgedrungen, und der schwarzrothe Strom tröpfelte an seinen Körper herab. Die Glieder zitterten noch, aber es waren die letzten Krämpfe des scheidenden Lebens.

Die Haut, in welche er sich gehüllt hatte, lag noch an derselben Stelle, wo er sie abgeworfen hatte. Neben ihr lag ein Bogen und mehrere Pfeile. — Die letztern waren bis an die Kerben purpurn; die Federn waren in Blut getaucht und klebten an den Schäften. Sie hatten die riesigen Leiber der Thiere durchbohrt und ein jeder Pfeil mehreren das Leben genommen.

Der alte Trapper ritt gemächlich auf seiner Stute zu der Leiche heran.

„Funfzig Dollars die Haut,“ murmelte er, indem er sein Messer herauszog und sich über den Körper bückte, „das ist mehr, als ich für meine bekommen habe. — Es geht weit über den Biber

— zum Teufel mit dem Biber! sage ich. Ein Prümchen die Haut verlohnt des Trappers nicht, wenn auch das Viehzeug so häufig wäre wie Heuschrecken. Auf, Nigger,“ fuhr er fort, indem er das lange Haar des Wilden erfaßte und das Gesicht aufwärts hielt, „wir wollen einen Blick auf Deine Fratze werfen. Hurrah! ein Wolfsapache“ Hurrah!“

Ein Schimmer rachsüchtigen Triumphes erhellte das Gesicht des sonderbaren Alten, als er die wilden Ausrufe ausstieß.

„Ist er ein Apache? fragte einer von den Jägern, die in der Nähe geblieben waren.

„Das ist er — ein Wolfsapache! — dieselben, Nigger— welche diesem Kinde die Ohren gestutzt haben; zum Teufel mit ihnen! — Ich kann überall, wo ich sie erblicke, auf ihre häßlichen Fratzen schwören, wagh, wagh! Alter Wolf! holst Du es endlich? — Du bist eine Schönheit, das ist nicht zu verkennen.“

Hierauf erfaßte er die langen Scheitellocken des Wilden, schnitt mit zwei Bewegungen seines Messers, welches er in der Quart und Terz hielt, einen Kreis um den Wirbel des Kopfes, welcher so vollkommen war, als ob er mit einem Zirkel gemessen worden wäre, wickelte darauf das Haar um sein Handgelenk und that einen schnellen Ruck nach außen. In demselben Augenblicke ging die scharfe Klinge unter der Haut durch und der Scalp war abgerissen.

„Das zählt Sechs,“ fuhr er vor sich hinmurmeln fort, während er den Scalp an seinen Gürtel steckte.

Sechs zu Funfzig macht dreihundert Dollars für Apachenhaar; zum Teufel mit dem Bibertrappen, sage ich.“

Nachdem er die blutige Trophäe verwahrt hatte, wischte er sein Messer an dem Haar eines von den Büffeln ab, und schnitt einen kleinen Kerb in das Holzwerk seiner Büchse neben fünf andern bereits dort eingegrabenen. Diese sechs Kerbe bedeuteten nur Apachen. Als aber mein Auge weiter über die Umrisse des Gebirges hinwegschweifte, sah ich, daß dieses furchtbare Register noch viel andere Columnen enthielt.

Zweites Kapitel.

Noch ein Coup.

Ich vernahm einen Schuß, was mich veranlaßte, meine Augen von der Beschäftigung des ohrenlosen Trappers abzulenken. Als ich mich umwendete, sah ich ein blaues Wölkchen über die Prairie ziehen, vermochte aber nicht zu beurtheilen, auf welchen Gegenstand der Schuß abgefeuert worden war.

Dreißig bis vierzig Jäger hatten die Baumgruppen umgeben und saßen in einer Art unregelmäßigem Kreis in ihren Sätteln. Sie waren noch in einiger Entfernung von dem Gehölz, als ob sie sich außer Pfeilschußweite hielten. Ihre Flinten lagen quer über ihren Sätteln und sie schrien einander zu.

Es war nicht zu vermuthen, daß der Wilde allein gewesen sei! Ohne Zweifel befanden sich noch einige von seinen Kameraden im Dickicht. Es konnten ihrer jedoch nicht viele sein, denn das

Gebüsch war nicht stark genug, um mehr als ein Dutzend von ihnen zu bergen, und die scharfen Augen der Jäger drangen auf allen Seiten hinein.

Sie erinnerten mich an Jäger auf einer Haide, welche das Austreiben des Wildes erwarteten. Aber hier, o Gott, war das Wild ein menschliches.

Es war ein furchtbares Schauspiel. Ich blickte auf Seguin, da ich dachte, daß er sich einmischen könne, um die barbarische Jagd zu verhindern. Er bemerkte meinen forschenden Blick und wendete sein Gesicht von mir ab. Ich glaubte, daß er sich des Werkes schämte, worin seine Leute begriffen waren; aber die Tödtung oder Gefangennahme der Indianer, welche etwa im Gehölz sein mochten, war jetzt eine nothwendige Maßregel gewordene und ich wußte, daß alle meine Einwendungen unbeachtet bleiben würden. Was die Leute selbst betraf, so hätten sie darüber nur gelacht. Es war ihr Zeitvertreib — ihr Handwerk, und ich bin überzeugt, daß in diesem Augenblick ihre Gefühle nicht sehr von denen verschieden waren, welche sie beseelt haben würden, wenn sie einen Bären aus seiner Höhle getrieben hätten; Sie waren vielleicht etwas, jedenfalls aber um nichts mehr der Barmherzigkeit geneigt.

Ich hielt mein Pferd an und erwartete mit peinlicher Empfindung die Entwicklung dieses wilden Drama's.

„*Vaya, Irlandes*, was habt Ihr gesehen?“ fragte einer von den Mexicanern Barney.

Ich ersah hieraus, daß der Irländer den Schuß abgefeuert hatte.

„Eine Rothhaut, bei Jesus!“ antwortete der Letztere.

„War es nicht Euer eigener Schatten, den Ihr im Wasser erblickt habt?“ rief der Jäger spöttisch.

„Vielleicht war es der Teufel, Barney!“

„Wahrhaftig, Freund, ich habe etwas gesehen, was ihm ungeheuer ähnlich sah, und es auch getödtet.“

„Ha, ha, ha, Barney hat den Teufel getödtet!“

„Wagh!“ rief ein Trapper, indem er sein Pferd auf das Dickicht zusprengte, „der Narr hat nichts gesehen.“

„Halt, Kameraden!“ rief Garey „wir wollen einen sichern Plan befolgen; der Rothkopf hat Recht. Es sind Indianer in den Büschen, ob er sie nun gesehen hat, oder nicht. Jenes Stinkthier ist nicht allein gewesen. Versucht es einmal auf diese Weise.“

Der junge Trapper stieg ab, wendete sein Pferd so, daß es die breite Seite dem Gebüsch zukehrte, hielt sich außerhalb desselben und begann, sein Thier in einer Spirale gehen zu lassen, welche sich allmählig dem Gehölz näherte. Auf diese Weise war sein Körper geschützt und nur sein Kopf über dem Sattel zu sehen, auf dem er die Büchse gespannt und schußfertig ruhen ließ. Mehrere Andere stiegen, als sie dieses Manöver Gareys bemerken, ebenfalls ab und befolgten sein Beispiel.

Es herrschte eine tiefe Stille, während sie den Durchmesser ihrer Kreise immer enger werden ließen.

Nach Kurzem waren sie dicht an der Bauminsel, immer noch zischte aber kein Pfeil heraus. Befand sich Niemand darin? Es schien so zu sein, und die Leute drangen furchtlos in das Dickicht.

Ich beobachtete alles dies mit aufgeregten Gefühlen. Ich begann zu hoffen, daß Niemand im

Gebüsch sei. Ich lauschte auf jeden Ton. Ich hörte das Knistern der Zweige, das Murmeln der Leute. Es herrschte ein kurzes Schweigen, während sie eifrig vordrangen.

Darauf hörte ich einen plötzlichen Schrei und eine Stimme rief:

„Eine todte Rothhaut, — hurrah für Barney!“

„Barney's Kugel ist durch ihn gegangen, hurrah, alter Himmelblauer, kommt her und seht, was Ihr gethan habt!“

Die übrigen Jäger ritten jetzt mit dem frühern Soldaten auf das Dickicht zu. Ich folgte ihnen langsam. Als ich herankam, sah ich sie den Körper eines Indianers; eines nackten Wilden, gleich dem andern auf den offen Boden schleppen. Er war todt und sie schickten sich an, ihn zu skalpiren.

„Komme her, Barney,“ rief einer von den Leuten scherzhaft; „das Haar hier gehört Euch; warum zieht Ihr es nicht ab, Mann?“

„Sagt Ihr, daß es mein ist?“ fragte Barney den Redner.

„Ganz gewiß, Ihr habt ihn getödtet, er ist von Rechtswegen Euer.“

„Und ist das wirklich funfzig Dollar werth?“

„So gut als ob es Weizen wäre.“

„Wollt Ihr dann so freundlich sein, es für mich abzuschneiden?“

„O gewiß, mit dem größten Vergnügen,“ antwortete der Jäger, indem er den Skalp ablös'te und ihm denselben übergab. Barney nahm die häßliche Trophäe und es schien mir, als ob er besonders stolz auf sie war. Der arme Teufel mochte sich so mancher Verletzung der Gesetze der Garnisonsdisciplin schuldig gemacht haben, offenbar war dies aber seine erste Lection im Menschentöden!

Die Jäger stiegen jetzt ab und begannen im Dickicht hin und her zu spüren. Die Nachsuchung war eine höchst aufmerksame, denn es war immer noch ein Räthsel zu lösen. Man hatte einen Extrabogen — d. h. Einen dritten, mit seinem Pfeilköcher gefunden — wo war der Eigenthümer? konnte er durch das Dickicht entkommen sein, während die Leute um die gefallenen Büffel beschäftigt waren? Es war möglich, wenn auch kaum wahrscheinlich. Aber die Jäger wußten daß diese Wilden eher wie wilde Thiere — wie Hasen — als wie Menschen, laufen können, und vielleicht war er in das Chapporal entkommen.

„Wenn der Indianer entkommen ist,“ sagte Garey, so haben wir keine Zeit— mit dem Abhäuten—der Büffel zu verlieren. Ich bin überzeugt, daß eine Menge von Leuten seines Stammes keine zwanzig Meilen von hier ist.“

„Seht dort unter die Weiden, dicht an dem Wasser!“ antwortete die Stimme des Anführers.

Der Teich war trübe, und an den Rändern von Büffelfährten zerstampft. Auf der einen Seite war er tief. Hier hingen Weiden über ihn, bis in das Wasser:herab. Mehrere stiegen hier hinein und begannen den Boden mit ihren Lanzen und Büchsenkolben zu untersuchen.

Der alte Rube war unter den Uebrigen herangekommen und zog in der Absicht, wieder zu laden, mit seinen Zähnen den Pfropfen aus dem Pulverhorn. Sein kleines, dunkles Auge blitzte überall hin — über ihn, unter ihn und in das Wasser.

Es schien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf zu fahren. Ich sah ihn den Pfropfen

zurückschieben, den Irländer, welcher ihm am nächsten stand, am Arme fassen, und leise und hastig zumurmeln:

„Patty — Barney — gebt mir Eure Flinte! — schnell, Mann! — schnell!“

Barney übergab ihm auf diese eindringliche Bitte sogleich sein Gewehr, während er die ihm von dem Trapper in die Hand gesteckte leere Büchse nahm.

Rube erfaßte eifrig die Muskete und senkte das Auge gleich, als ob er im Begriff sei, nach einem Gegenstande im Teiche zu feuern. Plötzlich drehte er seinen Körper um, richtete sein Gewehr in die Höhe und feuerte in das dichte Laub.

Es erfolgte ein schriller Schrei, — ein schwerer Körper brach durch die Zweige und stürzte zu meinen Füßen auf den Boden. Warme Tropfen spritzten in meine Augen — es war Blut! Ich wurde davon geblendet, ich rieb mir die Augen, um wieder sehen zu können und hörte die Leute aus allen Seiten des Dickichts herbeistürzen.

Als ich wieder sehen konnte, verschwand eben ein nackter — Wilder durch die Blätter.

„Bei der Hölle! ich habe ihn verfehlt!“ rief der Trapper. „Zum Teufel mit Euern Soldatenflinten!“ fügte er hinzu, indem er die Muskete niederwarf und mit gezogenem Messer nacheilte.

Ich folgte unter den Uebrigen. Ich hörte mehrere Schüsse, als wir durch das Gebüsch brachen.

Wie ich an den äußern Rand kam, konnte ich den Indianer, immer noch auf den Füßen und mit der Schnelligkeit einer Antilope laufend, sehen.

Er blieb nicht in einer directen Linie, sondern beschrieb einen Zickzack, indem er von einer Seite zur andern sprang; um seine Verfolger, deren Büchsen die ganze Zeit über hinter ihm knallten, nicht gehörig zielen zu lassen. Bis jetzt hatte noch keine von ihren Kugeln Wirkung gehabt, wenigstens nicht so, — daß sie ihn gelähmt hätte. Auf seinem braunen Körper war ein Blutstreifen sichtbar; aber die Wunde schien ihn, wo sie auch sein mochte, nicht an der Flucht zu verhindern.

Ich glaubte, daß er keine Aussicht auf das Entkommen haben könne, und hatte nicht die Absicht, meine Büchse auf ein solches Ziel abzufeuern. Ich blieb daher im Gebüsch und beobachtete die Gegend. Einige von den Jägern fuhren fort, ihm zu Fuße zu folgen, während die schlaueren nach ihren Pferden zurückeilten. Diese waren zufällig alle auf der entgegengesetzten Seite des Dickichts, nur mit einer Ausnahme, nämlich der Stute des Trappers Rube. Sie weidete an der Stelle, wo Rube abgestiegen war, unter den getödteten Büffeln und direct in der Lage der Jagd.

Als sich ihr der Wilde näherte, schien ihn ein plötzlicher Gedanke zu durchzucken. Er wich ein wenig von seiner Richtung ab, riß den Pflock aus der Erde, schlang den Lasso mit der Schnelligkeit eines Gaucho zusammen, und sprang auf den Rücken des Thiers.

Es war eine gut gefaßte, aber für den Indianer unglückliche Idee. Er hatte kaum den Sattel berührt, als ein eigenthümlicher Ruf, lauter als üblich, erklang. Er kam von dem ohrenlosen Trapper. Der Mustang erkannte den Ruf seines Herrn, und statt der Führung seines Reiters zu folgen, schwenkte er plötzlich und galoppirte zurück. In diesem Augenblick schweifete ein, auf den Wilden abgefeuerter Schuß den Schenkel der Stute. Sie legte die Ohren zurück und begann so heftig auszuschlagen, daß alle ihre Füße zu gleicher Zeit in der Luft zu sein schienen.

Der Indianer versuchte jetzt aus dem Sattel zu springen; aber das abwechselnde Ausschlagen der Vorder- und Hinterfüße warf ihn einige Augenblicke gewissermaßen in der Waage hin und her.

Er wurde endlich nach Außen geschleudert und fiel auf dem Rücken zu Boden.

Ehe er noch zu sich kommen konnte, war ein Mexicaner herangeritten und hatte ihn mit seiner Lanze an die Erde gefesselt.

Jetzt trat eine Fluchscene ein, in welcher Rube die Hauptrolle spielte, oder vielmehr die Bühne ganz allein hatte. Die Soldatenflinten wurden der Verdammniß geweiht und da der alte Trapper auch über die Wunde, welche seine Stute erhalten hatte, zornig war, erhielt der „schiefügige Grünschnabel“ einen Theil seiner Verwünschungen. '

Der Mustang hatte jedoch keinen erheblichen Schaden gelitten, und nachdem dies ermittelt worden war, gingen die lauten Zornesausbrüche in ein leises Murren über und hörten endlich völlig auf.

Da kein Zeichen davon zu existiren schien, daß sich noch andere Wilde in der Nähe befanden, war es für die Jäger jetzt das Wichtigste, ihren Hunger zu befriedigen. Es war bald ein Feuer angezündet und ein reichliches Mahl von Büffelfleisch brachte die gewünschte Wirkung hervor.

Nach Beendigung der Mahlzeit wurde eine Berathung gehalten. Wir kamen überein, uns nach der alten Mission zu begeben, von der man wußte, daß sie nicht über zehn Meilen entfernt lag. Wir konnten uns dort im Fall eines Angriffs von den Wolfsapachen, zu welchen die drei Wilden gehörten, vertheidigen. Wir fürchteten Alle, daß sie unsere Fährte finden und uns einholen könnten, ehe wir im Stande waren, uns wieder von der Ruine zu entfernen.

Die Büffel waren bald abgehäutet und aufgedeckt, und traten in westlicher Richtung die Reise nach der Mission an.

Drittes Kapitel.

Ein bitterer Trank.

Wir erreichten die Ruine bald nach Sonnenuntergang, scheuchten die Eulen und Wölfe auf und machten unsern Bivouac unter den verfallenen Mauern. Unsere Pferde wurden auf den öden Rasenplätzen und in den lange vernachlässigten Gärten, wo die reifen Früchte ungepflückt von den Bäumen fielen, angebunden. Schnell angezündete Feuer erleuchteten das graue Gebäude mit ihrer erheiternden Gluth, und aus den Hautpacken wurden Fleischstücke genommen und zu Abend geröstet.

Es war Wasser im Ueberfluß vorhanden. Ein Arm des San Pedro floß an den Mauern der Mission vorüber, in den Gärten befanden sich Yamstrauben, Granatäpfel, Quitten, Melonen, Birnen, Pfirsichen und Aepfel, und mit diesen wurde unser Mahl verschönt.

Es war bald vorüber, und wir theilten Vedetten auf den Wegen aus, welche zu der Ruine führten. Die Leute waren vom Fasten schwach und angegriffen, streckten sich kurz darauf bei ihren Sätteln aus und waren bald eingeschlafen .

Dies war Alles, was ich von unserer Nacht in der Mission zu San Pedro zu erzählen weiß.

Wir wollten drei Tage, oder so lange dort bleiben, bis das Büffelfleisch getrocknet sein würde.

Es waren unangenehme Tage für mich. Der Müßiggang ließ die halbwilden Eigenschaften meiner Genossen erkennen. Gottlose Scherze und furchtbare Flüche erschallten beständig in meine Ohren, so daß ich gern mit dem alten Botaniker, der während dieser drei Tage in der glücklichen Aufregung neuer Entdeckungen lebte, in den Wald wanderte.

Auch an dem Maricopa fand ich einen Gesellschafter. Der merkwürdige Mann hatte die Wissenschaften eifrig studirt und war mit fast jedem berühmten Schriftsteller bekannt. Er wurde nur dann zurückhaltend, wenn ich von ihm selbst zu sprechen begann.

Seguin war während dieser Tage schweigsam und wenig umgänglich geblieben. Er beachtete das, was um ihn her vorging, nur wenig. Er schien an Ungeduld zu leiden, da er alle Augenblicke dem Tasajo einen Besuch machte. Er brachte viele Stunden auf den nahen Höhen zu und blickte ängstlich nach Osten, dem Punkte, von welchem unsere auf dem Pinnon befindlichen Spione herankommen würden.

Die Ruine besaß eine Azotea. Ich hatte die Gewohnheit, diese Stelle Abends aufzusuchen, wenn die Sonne weniger heiß geworden war. Sie gewährte eine schöne Aussicht in's Thal; aber ihre Hauptschönheit lag für mich in der Zurückgezogenheit, welche ich hier genießen konnte. Die Jäger kletterten selten hinauf, und ihre wilden, zügellosen Gespräche blieben, so lange ich oben war, ungehört. Ich pflegte meine Decke auf den verfallenen Zinnen auszubreiten und mich, darauf ausgestreckt, süßen Rückerinnerungen oder noch süßeren Träumen von der Zukunft hinzugeben. Nur ein Gegenstand erfüllte mein Gedächtniß, — nur auf diesem Gegenstande verweilten meine Hoffnungen.

Ich hätte dies wenigstens denjenigen, welche wahrhaft geliebt haben, nicht zu sagen brauchen.

*

Ich bin auf meiner Lieblingsstelle, der Azotea. — Es ist Nacht, scheint es jedoch kaum zu sein. Der volle Herbstmond zieht an einem wolkenlosen, blauen Himmel zum Zenith auf, in meinem fernen Heimathlande wird der Erntemond sein. Hier scheint er nicht auf die Ernte, leuchtet nicht dem Schnitter auf dem Heimwege; aber dies unter allen Himmelsstrichen schöne Jahreszeit ist in diesen romantischen Wildnissen um nichts weniger köstlich. Ich bin auf einer Hochebene der nördlichen Anden und viele tausend Fuß über der Meeresfläche. Die Luft ist dünn und trocken. Ich kann ihre große Ausdehnung an der größeren Deutlichkeit der Gegenstände, der anscheinenden Nähe der Berge, welche ich fern weiß, und der Schärfe ihrer am Himmel abgezeichneten Umrisse erkennen. Ich bemerke sie an der Abwesenheit der Hitzeextreme, an der Elasticität meines Blutes und dem leichten Spiele meiner Lungen. Dies ist die Gegend für hecticische Wangen und hohle Augen. Wollte Gott, daß manche Völker dies wüßten!

Die Luft ist völlig rein und von dem milchweißen Mondlichte erfüllt. Mein Auge ruht auf merkwürdigen Gegenständen — auf den diesem Boden eigenthümlichen Vegetationsformen; sie flößten mir durch ihre Neuheit Interesse ein. In dem weißen Lichte sah ich die lantcettförmigen Blätter der Yuca; die hohen Säulen der Pitahoya und die zackigen Blätter des Cochenille-Cactus.

Der Lärm des Lagers, der Menschen und Thiere dringt bis zu mir herauf; aber dem Himmel sei Dank! — ich kann nur sein entferntes Summen hören.

Es giebt noch eine Stimme, die meinem Ohre erfreulicher ist, — das Lied des Spottvogels, der Nachtigall der westlichen Welt. Er läßt seine Klänge aus den Wipfeln eines nahegelegenen Baumes ertönen; er erfüllt die Luft mit seinen süßen Melodien.

Der Mond scheint über Allem und ich beobachte seinen aufwärts gerichteten Lauf. In mir herrscht ein Gedanke, welchen er zu beherrschen scheint — die Liebe. Wie oft haben die Dichter seine Macht über die holde Leidenschaft besungen. Bei ihnen war es nur eine Phantasie — ein graziöser Ausdruck; aber zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen ist es ein Glaube gewesen. Woher kommt dieser Glaube? ist er uns nicht in den Zuflüsterungen von einem Gotte mitgetheilt worden — denselben Flüstertönen, welche uns seine eigene Existenz verkünden? kann es nicht eine Wahrheit sein? ist nicht der Geist am Ende doch materiell? — ein electrisches Fluidum? — warum soll er denn nicht von dem stillen Monde beeinflußt werden? warum soll er nicht seine Strömungen haben, so gut wie die Luft und der Ocean?

Ich folgte diesem Gedankengange, während ich das milchweiße Licht des Mondes eintrank. Ich verweilte auf den Scenen, welche die Ruine um mich vor die Augen treten ließ — die Thaten und Unthaten der Patres in Kapuze und Kutte und ihrer Knechte. Die Gedanken an diese erfüllten meinen Griff und färbten sie mit der Romantik des Alterthums. Aber sie blieben nicht lange Gegenstände des Nachdenkens. Ich wanderte über sie hinweg und kehrte wieder zu dem Gedanken an das schöne Wesen zurück, welches ich vor Kurzem verlassen hatte, — an Zoe — die schöne Zoe.

Dachte sie auch an mich? war ihr meine Abwesenheit schmerzlich? wartete sie auf meine Rückkehr? waren ihre Augen bethaut, wenn sie von der einsamen Terrasse herabblickte?

Mein Herz antwortete mit stolzen, glücklichen Pulsschlägen „ja!“

Wie lange konnte es dauern, bis die entsetzlichen Scenen, die ich jetzt um ihretwillen erduldet, vorüber waren? Tage — viele Tage fürchtete ich. Ich liebe das Abenteuerliche, mein Leben ist sein Spielwerk gewesen; — aber ein solches! — Ich hatte noch kein Verbrechen begangen, obgleich ich seine Begehung durch die Nothwendigkeit, in welche ich mich versetzt, gebilligt hatte. Wie lange konnte es dauern, ehe mich die Nothwendigkeit zu Thaten zwang, welche eben so schwarz waren, wie die der mich umgebenden Männer?

In dem Progam, welches Seguin mir vorlegte, war nichts von den Grausamkeiten, wovon ich jetzt Zeuge sein mußte, vorgekommen. Es war nicht die Zeit, um zurückzublicken, sondern vorwärts — und vielleicht über andere Scenen, des Blutes und der Brutalität — zu der glücklicheren Stunde, wo ich mein Versprechen gelös't und vielleicht Zoe, — die schöne Zoe — gewonnen haben würde.

*

Meine Träume wurden unterbrochen. Ich hörte Stimmen und Schritte. Sie näherten sich der Stelle, wo ich lag. Ich konnte sehen, daß zwei Männer, in einem eifrigen Gespräche begriffen, herbeikamen. Sie bemerkten mich nicht, da ich hinter einem Fragmente der verfallenen Brüstung im Schatten lag. Als sie näher kamen, erkannte ich das Patois meines canadischen Dieners, aber auch das seines Begleiters glaubte ich zu erkennen. Es war ohne allen Zweifel Barney.

Die Wackern waren seit Kurzem sehr vertraut geworden, und wie ich bemerkt hatte, öfter beisammen. Irgend eine Gefälligkeit hatte den Infanteristen seinem klugen und erfahrenen Genossen theuer gemacht und dieser ihn unter seinen Schutz und Schirm genommen.

Ich war über die Störung ärgerlich, war aber, von Neugier getrieben, still und lauschte.

Barney sprach, als sie sich näherten:

„Wahrhaftig, Master Godé, ich würde selbst heute Abend noch ein Tröpfchen holen. Ich habe das

Fäßchen schon früher bemerkt; aber der Teufel soll mich in Empfang nehmen, wenn ich gedacht habe, daß es etwas Anderes, als kaltes Wasser wäre. Heilige Maria, daß der alte deutsche Sünder ein ganzes Faß mitgebracht hat, und Alles allein behält! Ihr seid überzeugt., daß es vom rechten Stoffe ist?“

„Ja, es ist Liqueur — Aguardiente.“

„Aguardiente, sagt ihr?“

„*Oui, c'est vrai, Monsieur Barney*, ich habe ihn sehr viel Mal berochen. Er stinkt *trés fort* — verdammt stark — verdammt gut.“

„Warum wollt Ihr ihn aber nicht selbst stehlen? Ihr wißt genau, wo ihn der Doctor verwahrt und könnt weit leichter daran kommen, als ich.“

„*Pourquoi, Barney?* — weil ich dem Doctor packen helfe, *mon ami! Par Dieu*, er würde mich in Verdacht nehmen!“

„Ich sehe den Grund davon nicht ein. Er kann Euch auf alle Fälle in Verdacht nehmen, und dann —?“ *

„O, dann schadet es nichts. Ich werde einen großen Schwur thun. Nein, ich werde dann ein ganz reines Gewissen haben.“

„Beim heiligen Moses, wir müssen jedenfalls den Liqueur haben, und wenn Ihr ihn nicht holen wollt, so werde ich es thun, das ist ausgemacht, nicht wahr?“

„*Oui, très bien!*“

„Nun, so ist jetzt die beste Zeit dazu. Der alte Bursche ist soeben fortgegangen, ich habe ihn selbst gesehen. Dies ist ein ganz nettes Plätzchen zum Trinken. Kommt und zeigt mir, wo er ihn verwahrt, und, bei St. Patrick, ich bin Euer Maury um ihn zu holen.“

„*Très bien, allons, monsieur Barney, allons!*“

So unverständlich die Unterhaltung auch gewesen sein mochte, so verstand ich doch jedes Wort davon. Der Naturforscher hatte unter seinem Gepäck ein kleines Fäßchen Aguardiente — Mozcal-Branntwein mitgebracht, um die neue Species der Schlangen- oder Eidechsenarten, auf die er etwa stoßen würde, darin aufzubewahren. Was ich jetzt hörte, war weder mehr, noch weniger, als ein Complot, das Fäßchen mit seinem Inhalte zu stehlen.

Mein erster Impuls war der, aufzuspringen und sie an ihrer Absicht zu verhindern, sowie meinem Voyageur und seinem rothhaarigen Gefährten einen heilsamen Tadel zugehen zu lassen. Eine kurze Ueberlegung überzeugte mich aber, daß sie auf eine andere Weise besser bestraft werden konnten. Ich wollte sie sich selbst bestrafen lassen.

Ich erinnerte mich, daß der Doctor einige Tage, ehe wir das *Ojo de vaco* erreichten, eine Schlange von der Natterart, zwei bis drei Eidechsen und ein häßliches Thier gefangen hatte, welches in der Jägersprache der gehörnte Frosch genannt wird — die *Agama cornuta* von Texas und Mexico.

Er hatte sie in dem Fäßchen aufbewahrt; ich hatte gesehen, wie er sie hineinsteckte, und offenbar ahnte weder mein Franzose, noch der Irländer etwas davon. Ich kam daher zu dem Entschlusse, sie einen vollen Becher von dem Stoffe trinken zu lassen, ehe ich mich in's Mittel legte.

Ich wußte, daß sie bald mit dem Fäßchen zurückkehren würden, und blieb, wo ich war.

Ich brauchte nicht lange auf sie zu warten. Nach wenigen Minuten kamen sie heran, und Barney trug das der Plünderung geweihte Fäßchen.

Sie setzten sich ganz in meiner Nähe nieder, suchten das Spundloch, füllten ihre Blechbecher und begannen zu trinken.

Man hätte nirgends ein durstigeres Paar von Sterblichen finden können und ein jeder leerte seinen Becher mit dem ersten Zuge bis auf den Grund.

„Hat es nicht einen sonderbaren Geschmack?“ sagte Barney, nachdem er das Gefäß von seinen Lippen genommen hatte.

„Ja, das ist wahr.“

„Was meint Ihr, das es ist?“

„Es riecht, wie ein verdammter — ein verdammter —“

„Meint Ihr Fisch?“

„Ja, wie ein verdammter Fisch. — Es hat einen sehr bizarren Geruch, *fichtre!*“

„Der Deutsche hat wahrscheinlich etwas hineingethan, um dem Aguardiente Geschmack zu geben.

Er ist ungemein stark, das macht ihn nicht schlimmer. Aber es würde ein schlechtes Getränk neben einem alten Fäßchen von irischem Branntwein sein. Ach heiliger Moses, das ist der ächte Stoff!“

Hier schüttelte der Irländer den Kopf, um mit mehr Nachdruck die Bewunderung des irischen Whisky auszudrücken.

„Nun, Monsieur Godé,“ fuhr er fort, „Whisky ist jedenfalls Whisky, und wenn wir die Butter nicht haben können, so sehe ich nicht ein, weshalb wir das Brot ausschlagen sollen? Ich möchte daher auch noch um eine Kleinigkeit aus dem Fasse bitten,“ und hiermit hielt er ihm sein Blechgefäß zur Füllung hin.

Godé erhob das Fäßchen und schüttete einen weiteren Theil seines Inhalts in ihre Becher.

„*Mon Dieu*, was ist in meinem Becher?“ rief er, nachdem er getrunken hatte.

„Was es ist? laßt sehen! meiner Seel', es ist ein sonderbares Geschöpf.“

„*Sacré*, es ist ein verdammter texanischer — ein Frosch! Das ist der verdammte Fisch, der so gestunken hat. O wagh! — ah — ah!“

„Ach, heiliger Moses, in meinem ist auch einer. Jesus, es ist eine Scorpioneidechse! wagh! Ah!“

„O wagh! — ah — ah! *Mon Dieu!*“

„Och — och — och!“

„*Sacré!*“

„Och — ach — o wagh! ah — ah!“

„O verdammt! — wagh!“

„Der alte Doctor hat — ach — ach! — ach! heilige Jungfrau!“

„Ha, ha! Gift! — Gift!“

Und die beiden Zecher schwankten über die Azotea hin, entleerten ihre Magen und schrien im äußersten Schrecken, daß Gift in dem Branntwein sein könne.

Ich hatte mich erhoben und lachte laut über den Spaß! Dies, sowie die Rufe der Leute brachten eine Menge von Jägern auf das Dach, die, sobald sie bemerkten, was vorgegangen, einstimmten und die Ruine von ihrer wilden Lustigkeit widerhallen ließen.

Der Doctor war mit den Uebrigen herbeigekommen; aber mit dem Vorfalle weniger zufrieden. Nach kurzem Suchen fanden sich jedoch die Eidechsen und wurden in das Faß, welches zu seinem Zweck noch immer Branntwein genug enthielt, zurückgeworfen. Es lief von nun an keine Gefahr mehr, selbst von dem durstigsten Jäger der Schaar angerührt zu werden.

Viertes Kapitel.

Die gespenstische Stadt.

Am Morgen des vierten Tages kamen unsere Spione, und berichteten, daß die Navajos den Weg nach Süden eingeschlagen hätten!

Sie waren am zweiten Tage, nachdem wir die Quelle verlassen hatten, zu derselben zurückgekehrt, und dort der Weisung der Pfeile gefolgt. Es war Dacoma's Schaar — im Ganzen etwa dreihundert Krieger.

Uns blieb jetzt weiter nichts mehr übrig, als so schnell als möglich aufzupacken und unsern Weg nach Norden fortzusetzen. Nach einer Stunde waren wir im Sattel und folgten den felsigen Ufern des San Pedro. Eine lange Tagereise führte uns in das öde Thal des Gila, an dessen Gewässern wir übernachteten. Wir schliefen in der Nähe der berühmten Ruinen, welche den zweiten Ruhepunkt der wandernden Azteken gebildet hatten.

Mit Ausnahme des Botanikers, des Cocohäuptlings, meiner selbst und vielleicht Seguins, schien sich kein Mitglied der Schaar um diese interessanten Antiquitäten zu kümmern. Die Spuren von grauen Bären, welche auf dem schlammigen Boden entdeckt wurden, kümmerten die Jäger weit mehr, als das zerbrochene Irdengeschirr und seine bemalten Hieroglyphen.

Zwei von diesen Thieren wurden in der Nähe des Lagers entdeckt, und es erfolgte ein wüthender Kampf, bei welchem einer von den Mexicanern beinahe das Leben verlor, und nur davon kam, nachdem der größte Theil der Haut von seinem Halse und Köpfe gerissen worden war.

Die Bären selbst wurden getödtet und zum Abendessen verspeis't.

Unser nächster Tagesmarsch führte den Gila hinauf bis an die Mündung des San Carlosflusses, wo wir wieder übernachteten.

Der San Carlos kommt von Norden herab, und Seguin hatte beschlossen, diesen Fluß etwa hundert Meilen weit hinauf zu reisen und darauf östlich nach dem Lande der Navajos zu gehen.

Als diese Entscheidung bekannt wurde, zeigte sich große Unzufriedenheit unter den Leuten, und man hörte auf allen Seiten aufrührerische Zuflüsterungen.

Kurz nachdem wir Halt gemacht hatten, begaben sich jedoch einige von den Männern an den Ufern des Stromes hinauf und sammelten in seinem Bett einige Goldkörner. Die Anzeichen des

kostbaren Metalls — die Quixa — welche von den Mexicanern Goldmutter genannt wird — fanden sich unter den Felsen. Es gab Bergleute unter der Schaar, welche es wußten, und dies schien sie zufrieden zu stellen. Es wurde nicht weiter davon gesprochen, nach dem Prieto zu gehen, vielleicht war der San Carlos eben so reich. Das Gerücht hatte ihm ebenfalls den Namen eines Goldflusses gegeben; auf alle Fälle mußte der Zug die Quelle des Prieto auf der westlichen Reise erreichen, und diese Aussicht hatte die Wirkung, die Aufsäßigen wenigstens auf eine Zeit zu beruhigen

Hierzu trug noch eine Rücksicht bei — der Charakter Seguins. Es gab unter der ganzen Bande kein einziges Individuum, welches sich ihm entgegengesetzt hätte. Sie kannten ihn dafür zu gut, und obgleich wenige von diesen Männern einen hohen Werth auf ihr Leben setzten, wenn sie dem Gebirgsgesetze nach Recht zu haben glaubten, so wußten sie doch, daß eine Verzögerung des Zuges um Gold zu sammeln, weder ihrem Vertrage mit ihm gemäß, noch seinen Wünschen angenehm war. Viele von den Mitgliedern wurden überdies von ähnlichen Motiven getrieben, wie Seguin selbst, und diese verlangten eben so eifrig darnach, den Navajostädten zuzueilen.

Auf die Mehrzahl hatte noch eine Rücksicht Einfluß. Die Schaar Dacoma's mußte auf unsere Fährte kommen, wenn sie von dem Wege der Apachen zurückgekehrt war.

Wir konnten daher keine Zeit mit Goldsuchen verschwenden, und dieses wußte selbst der Einfältigste von den Skalpjägern.

Mit Tagesanbruch waren wir wieder auf dem Marsche und ritten an den Ufern des San Carlos hinauf.

Wir waren jetzt in die große Wüste gekommen, welche sich nördlich vom Gila bis an die Quellen vom Colorado erstreckt. Wir betraten sie ohne Führer, denn kein Mitglied der Bande hatte je diese unbekannte Gegend durchreis't, selbst Rube wußte nichts von diesem Theile des Landes. Wir waren ohne Compaß, aber diesen bedurften wir nicht. Es gab wenige unter der Schaar, welche nicht nach Norden oder Süden deuten konnten, ohne sich um mehr als einen Grad zu irren. Wenige von ihnen konnten nicht bei Tag und bei Nacht den Himmel und die wahre Zeit bis auf zehn Minuten bestimmen. Wenn sie nur den klaren Himmel und die Zeichen der Bäume und Felsen hatten, so brauchten sie weder Compaß noch Chronometer. Ein unter dem blauen Himmel der Prairiehochlande und der Gebirgsparks zugebrachtes Leben, in welchen selten ein Dach den Anblick dieser azurnen Wölbung unmöglich machte, hatte die Jäger und Trapper zu Astronomen gebildet.

Aus solchen Fähigkeiten bestand ihre, durch eine Menge gefahrvoller Vorfälle erlangte Erziehung. Mir kam ihre Kenntniß solcher Dinge wie Instinct vor.

Wir hatten aber in Bezug auf unsere Richtung einen Führer, welcher eben so wenig täuschte, wie die Magnetnadel. Wir durchreis'ten die Gegend der Polarpflanze, deren Blattflächen fast bei jedem Schritte uns den Meridian andeuteten. Sie wuchsen auf unserm Pfade und wurden von den Hufen unserer Pferde zertreten.

Wir reis'ten mehrere Tage lang nördlich durch ein Land von seltsam aussehenden Bergen, deren Gipfel sich in phantastischen Formen und Gruppierungen zum Himmel erhoben. Einmal sehen wir kugelförmige Gestalten, wie Kirchenkuppeln, ein anderes Mal erheben sich vor uns gothische Thürme, und die nächste Oeffnung zeigte uns scharfe, nadelartig zugespitzte Piks, welche geradeauf in den blauen Himmel emporschossen. Wir sahen säulenartige Formen andere horizontalliegende stützen — ungeheure Gerölle von Trappfelsen brachten Einem auf die Idee, daß sie vorsündfluthliche Ruinen von riesigen Druiden seien.

Mit der Eigenthümlichkeit der Formation verband sich die glänzendste Färbung. Wir sahen rothe, weiße, grüne und gelbe Felsen-Schichten, welche in ihrer Färbung so lebhaft waren, als ob sie soeben von der Palette des Malers kämen.

Sie waren von keinem Rauch verdunkelt worden, seit sie sich aus ihren unterirdischen Betten erhoben hatten. Keine Wolke umhüllte ihre nackten Umrisse. Es war kein Wolkenland, denn während unserer Reise zwischen ihnen, sahen wir am Himmel keinen einzigen Flecken. Ueber uns war nichts, als der blaue, unbegrenzte Aether.

Ich erinnerte mich an die Bemerkungen Seguins.

Es lag etwas Aufmunterndes in dem Anblick dieser weiten Berge, etwas Lebensvolles, was uns verhinderte, die wirkliche Oede zu fühlen, von welcher wir umgeben waren. Zuweilen konnten wir uns des Glaubens nicht enthalten, daß wir in einer dichtbevölkerten Gegend seien, — einer Gegend voll Reichthum und Civilisation, wie es aus ihrer architektonischen Großartigkeit hervorzugehen schien — und doch reis'ten wir in Wirklichkeit durch die wildesten Theile der Erde, die nie ein menschlicher Fuß, der nicht einen Mocassin trug, betreten hatte — die Gegend der Wolfsapachen und der erbärmlichen Pamparicos.

Wir reis'ten an den Ufern des Flusses hinauf und suchten hier und da an unsern Haltplätzen nach dem glänzenden Metall; es war nur in kleinen Quantitäten zu finden und die Jäger begannen laut vom Prieto zu sprechen, wo ihrer Einbildung nach das Gold Klumpenweise umherliegen sollte.

Am vierten Tage, nachdem wir den Gila verlassen hatten, kamen wir an eine Stelle, wo der San Carlos sich eine Schlucht durch eine hohe Sierra gewählt hatte. Hier übernachteten wir. Am Morgen fanden wir, daß wir dem Flusse nicht weiter folgen konnten, ohne den Berg zu überklettern und Seguin kündete seine Absicht an, ihn zu verlassen und östlich zu gehen.

Die Jäger beantworteten diese Erklärung mit einem wilden Hurrah! Die goldene Vision war wieder vor ihnen.

Wir blieben, bis die Mittagshitze vorüber war, am San Carlos und erquickten unsere Pferde im Flusse. Hierauf sattelten wir und ritten in die Ebene hinaus. Es war unsere Absicht, die ganze Nacht hindurch vorwärts zu reiten, oder so lange, bis wir Wasser erreichten, da wir wußten, daß ohne dieses das Halten nutzlos sein würde.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir sahen, daß eine furchtbare Wüste — eine von den Strecken ohne Gras, Holz oder Wasser — vor uns lag. Wir sahen in weiter Ferne eine niedrige Bergreihe von Norden nach Süden gehen, und jenseits derselben eine sich über diese erhebende Kette. Die entferntere enthielt schneedeckte Gipfel. Wir sahen, daß sie gesonderte Ketten waren und daß die entferntere eine große Höhe besaß. Dies erkannten wir an dem ewigen Schnee auf ihren Gipfeln.

Wir wußten übrigens, daß, wir am Fuße der Schneekette Wasser finden würden — vielleicht den Fluß, welchen wir suchten. — Aber die Entfernung war ungeheuer, und wenn wir es nicht an der nähern Kette fanden, so konnten wir auf ein Abenteuer rechnen — auf die Gefahr zu verdursten. Dies war unsere Aussicht. Wir ritten über den dürren Boden — über Ebenen von Lava und spitzigen Felsen, welche die Hufe unserer Pferde verwundeten und viele davon lähmten. Um uns gab es keine andere Vegetation, als das kränkliche Grün des Beifußes oder das stinkende Blatt der Kreosotpflanze. Es war kein anderes lebendes Wesen zu sehen, als die braune, häßliche Eidechse, die Klapperschlange und die Wüstengrille, welche in Miriaden über den dürren Boden krochen und von den Hufen unserer Pferde zertreten wurden.

„Wasser!“ war das Wort, welches in mehr als einer Sprache ausgestoßen zu werden begann.

Wir waren noch keine zwanzig Meilen vom San Carlos entfernt, als auch unsere Kürbisflaschen vollkommen trocken wurden. Der Staub der Ebene und die heiße Atmosphäre hatten ungewöhnlich schnell Durst erzeugt und sie bald geleert.

Wir waren am Nachmittag aufgebrochen, bei Sonnenuntergang schienen die Berge vor uns noch um keine einzige Meile näher gekommen zu sein.

Wir reis'ten die ganze Nacht hindurch, und als die Sonne aufging, waren wir noch eine ziemliche Strecke von ihnen. Dies kam von dem trügerischen Charakter jener krystallhellen Atmosphäre.

Die Leute begannen undeutlich zu sprechen, sie hielten bleierne Kugeln und Obsidianstücke im Munde, die sie mit verzweifelter Heftigkeit kauten.

Wir kamen bald nach Sonnenaufgang am Fuße des Gebirges an. Zu unserer Bestürzung war kein Wasser zu finden.

Die Berge waren eine Reihe von unfruchtbaren Felsen, und so dürr, daß selbst der Kreosotbusch keine Nahrung an ihren Abhängen fand. Sie waren noch eben so völlig von Vegetation entblößt, wie zu der Zeit, wo das vulkanische Feuer sie zum Lichte erhoben hatte. Wir sendeten nach allen Richtungen Abtheilungen aus, aber nach langer, auf fruchtloses Umherschweiften verwendeter Zeit, gaben wir verzweifelt die Nachforschungen auf.

Ein Paß schien durch die Gebirgskette zu führen, und wir betraten ihn und ritten schweigend und düster vorwärts.

Wir kamen bald auf der andern Seite heraus und dort bot sich unsern Blicken ein Schauspiel von eigenthümlichem Charakter.

Vor uns lag eine, auf allen Seiten von hohen Bergen umgebene Ebene; an ihrem entferntesten Rande befand sich die Schneekette, deren ungeheure Klippen sich senkrecht Tausende von Fuß über der Ebene erhoben.

Die Felsen schienen höher und immer höher über einander gehäuft worden zu sein, bis sie eine Decke von fleckenlosem Schnee überzogen hatte.

Was aber am eigenthümlichsten erschien, war die Ebene. Sie war mit einem Mantel von jungfräulich weißer Farbe — dem Anscheine nach von Schnee — bedeckt, und doch war die höhere Stelle, von welcher wir sie sahen, nackt, und wurde von der Sonne heiß beschienen. Was wir im Thale erblickten, konnte also kein Schnee sein.

Während ich über die eintönige Oberfläche dieser Ebene, und dann auf die Berge, welche sie wie eine Mauer umgaben, blickte, drückten sich meinem Geiste Ideen von Kälte und Verödung ein. Es schien, als ob Alles um uns her todt sei, und die Natur in ihrem Leichentuche läge.

Ich sah, daß meine Gefährten von ähnlichen Gefühlen beseelt waren, aber Keiner sprach, und wir begannen den Paß, welcher in das Thal führte, hinabzureiten.

So weit ich sehen konnte, zeigte sich auf der Ebene kein Wasser; aber was konnten wir anders thun, als sie überschreiten? Ich glaubte an ihrem entferntesten Rande am Fuße der Berge eine schwarze Linie, wie Baumwuchs, zu bemerken, und auf diesen Punkt richteten wir unsern Marsch.

Als wir die Ebene erreichten, erwies sich das, was wie Schnee erschienen war, als Soda. Eine tiefe Kruste davon lag auf dem Boden — genug, um die Bedürfnisse des ganzen

Menschengeschlechts zu befriedigen — und doch lag sie da, ohne daß sich je eine Hand bewegt hätte, um sie zu sammeln.

Drei bis vier felsige Hügel waren in der Nähe der Mündung des Passes und auf unserm Wege.

Als wir um sie bogen und weiter in die Ebene hinauskamen, begann sich eine Oeffnung im Gebirge zu zeigen. Durch diese strömten die Sonnenstrahlen herein und warfen eine Wand von gelbem Licht über die eine Seite des Thals, in der die vom Winde aufgetriebenen Sodakristalle in Myriaden zu schweben schienen.

Als wir hinabstiegen, bemerkten wir, daß die Gegenstände ein ganz anderes Aussehen, als sie von oben gezeigt hatten, anzunehmen begannen.

Wie mit einem Zauberschlage verschwand plötzlich die schneeige Oberfläche; vor uns lagen grüne Felder, hohe, mit einem düstern grünen Laub bedeckte Bäume erhoben sich.

„Cottonbäume!“ rief ein Jäger, als sein Auge auf diesen entfernten Hainen ruhte.

„Es sind hohe Stämme, — wagh!“ rief ein Anderer.

„Ich rechne, daß dort Wasser sein muß, Burschen!“ bemerkte ein Dritter.

„Ja, Sir, solche Sprößlinge sieht man nicht aus einer dürrn Prairie wachsen, schaut hin, halloh!“

„Bei Golly! dort ist ein Haus!“

„Ein Haus? — eins — zwei — drei — ein Haus? — es ist eine ganze Stadt! Da, Jim, schaut dorthin, wagh!“

Ich ritt mit Seguin im vordersten Gliede, während die übrigen Personen der Schaar sich hinter uns hinzogen. Ich hatte eine Zeitlang zerstreut auf den Boden geschaut — die schneeweiße Decke angeblickt, und auf das Knarren der Hufe meines Pferdes gehört.

Diese Ausrufe veranlaßten mich, die Augen zu erheben. Der Anblick, welcher ihnen begegnete, war einer, welcher mich zwang, mit einem plötzlichen Ruck anzuhalten. Seguin hatte das Gleiche gethan, und ich sah, daß die ganze Schaar Halt gemacht hatte.

Wir waren soeben an einer von den Höhen, welche uns die Aussicht auf die große Oeffnung benommen hatten, vorübergekommen. Diese lag jetzt direct vor uns und an ihrer Südseite erhoben sich die Wälle und Thürme einer Stadt — einen nach ihrer Entfernung und dem Aussehen ihrer colossalen Architektur zu urtheilen, mächtigen Stadt. Wir konnten die Säulen von Tempeln, und Thüren und Thore und Fenster und Balcone und Zinnen unterscheiden. Ueber die Dächer erhoben sich eine Menge von Thürmen, und in der Mitte stand ein tempelartiges Gebäude, dessen massive Kuppel hoch über alle andern hinausragte.

Ich blickte diese plötzliche Erscheinung mit einem Gefühle des Unglaubens an. Es war ein Traum, eine Phantasie, eine Luftspiegelung, — ha, es war die Mirage.

Aber nein, die Mirage konnte kein so vollkommenes Bild hervorbringen. Ich sah Dächer und Schornsteine und Mauern und Fenster. Ich erblickte die Zinnen befestigter Häuser mit ihren regelmäßigen Einkerbungen. Es war eine Wirklichkeit — es war eine Stadt.

War es das Cibolo des spanischen Padre? war es jene Stadt mit den goldenen Thoren und polirten Thürmen? war die Geschichte des Priesters doch begründet? wer hatte erwiesen, daß sie eine Fabel sei? wer war je in diese Gegend, in dieses Land gedrunen, wo, wie der Geistliche sagte, die goldene Stadt Cibolo existiren sollte?

Ich sah, daß Seguin eben so verblüfft und entsetzt war, wie ich. Er wußte nichts von diesem Lande, er hatte nie eine solche Luftspiegelung gesehen!

Wir saßen eine Zeitlang, von seltsamen Empfindungen durchdrungen, in unsern Sätteln. Sollen wir vorwärts gehen? Ja, wir müssen Wasser erreichen, wir sind dem Verdursten nahe!

Und hiervon angetrieben, sprengten wir vorwärts.

Wir waren erst einige Schritte weiter geritten, als die Jäger einen plötzlichen, gleichzeitigen Schrei ausstießen; ein neuer Gegenstand — ein Gegenstand des Entsetzens — lag vor uns. Am Fuße des Berges erschienen eine Reihe von dunkeln Gestalten — es waren Reiter!“ —

Wir zogen unsere Pferde beinahe auf die Hinterschlenkel, — unsere ganze Linie hielt wie ein Mann.

„Indianern“ riefen Mehrere.

„Es müssen Indianer sein,“ murmelte Seguin, „es giebt hier keine Anderen. — Indianer! nein! es hat nie solche gegeben! seht, es sind keine Menschen! Betrachtet ihre mächtigen Pferde, ihre langen Flinten, es sind Riesen! — Beim Himmel!“ fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, „sie sind körperlos, sie sind Gespenster!“

Die Jäger hinter uns stießen Entsetzensrufe aus.

Waren dies die Bewohner der Stadt?

Es lag ein auffallendes Verhältniß in der Größe der Pferde und Reiter!

Ich war auf einen Augenblick eben so entsetzt, wie die Uebrigen, aber nur auf einen Augenblick. Eine plötzliche Erinnerung durchblitzte mich, ich dachte an den Harz und seine Dämonen. Ich wußte daß das Phänomen vor uns nichts anderes sein konnte — eine optische Täuschung, — ein Bild der Luft!

Ich erhob meine Hand über meinen Kopf, der vorderste von den Riesen ahmte die Bewegung nach.

Ich gab meinem Pferde die Sporen und galoppirte vorwärts, — er that das Gleiche, wie um mir entgegenzukommen. Nach einigen Augenblicken war ich an dem Luftspiegelungswinkel vorüber und die Riesenschatten verschwanden gedankenschnell in der Luft.

Die Leute waren mir nachgeritten und sahen, da sie ebenfalls an dem Luftspiegelungswinkel vorübergekommen waren, nichts mehr von dem Reiterheere.

Auch die Stadt war verschwunden; aber wir konnten die Umrisse einer Menge eigenthümlicher Formationen in den Trappfelsenschichten, welche den Rand des Thales durchzogen, unterscheiden.

Die hohen Bäume waren nicht mehr zu sehen, aber ein Gürtel von Weiden — wirklichen Weiden, war am Fuße des Berges in der Oeffnung zu erkennen. Unter ihrem Laube blitzte etwas in der Sonne, wie ein Silberbach. Es war Wasser! es war ein Arm des Prieto. '

Unsere Pferde wieherten bei dem Anblick, und kurz darauf waren wir am Ufer des Flusses abgestiegen und knieten vor dem holden Geiste des Wassers.

Fünftes Kapitel.

Der Goldberg.

Nach einem so anstrengenden Marsche war es nöthig, länger, wie gewöhnlich, anzuhalten; wir blieben jenen ganzen Tag und die folgende Nacht bei dem Arroyo. Aber die Jäger sehnten sich, aus dem Prieto selbst zu trinken, und den folgenden Morgen ritten wir auf diesen Fluß zu. Spät am Nachmittag waren wir an seinen Ufern.

Es war ein eigenthümlicher Fluß — er strömte durch eine Gegend von öden, kahlen, wüsten Felsen. Durch diese hatte sich der Strom in zahlreichen Schluchten einen Weg gebrochen und braus'te in einem an den meisten Stellen unzugänglichen Bette dahin.

Es war ein schwarzer, düsterer Fluß. — Wo war sein Goldsand?

Nachdem wir eine Strecke weit an seinem Ufer hingeritten waren, machten wir an einem Punkte, wo wir sein Bette erreichen konnten, Halt.

Die Jäger kletterten, für alles Andere achtlos, begierig zu den steilen Klippen und stiegen zum Wasser hinab. Sie hielten sich kaum so lange auf, bis sie getrunken hatten und krochen durch die schmalen Räume zwischen abgelös'ten und von oben heruntergefallenen Felsenmassen. Sie erhoben den Schlamm mit ihren Händen und wuschen ihn in ihren Bechern. Sie hämmerten mit ihren Tomahawks an den Quarzfelsen umher und zermalmten sie zwischen großen Steinen. Keine Spur des kostbaren Metalls war zu finden. Sie mußten den Fluß entweder zu hoch oben getroffen haben, oder das Eldorado lag noch weiter nach Norden.

Naß, müde, zornig und unter Flächen der getäuschten Hoffnung gehorchten sie dem Signal, vorwärts zu marschiren.

Wir ritten den Fluß hinauf und übernachteten an einer Stelle, wo das Wasser wieder für unsere Pferde zugänglich war.

Hier suchten die Jäger wieder nach Gold und fanden es abermals nicht.

Jetzt wurde das aufrührerische Murren zu lauten Worten.

Das Goldland lag unter ihnen — sie zweifelten nicht daran. Der Häuptling hatte sie absichtlich an den San Carlos geführt, um sie zu täuschen. Er wußte, daß dies den Verzug hindern würde. — Er kümmerte sich nicht um sie, — seine eigenen Zwecke waren Alles, was er auszuführen strebte. Sie konnten eben so arm, wie sie gekommen waren, zurückkehren, ohne daß er sich etwas daraus machte. Sie würden nie wieder eine so gute Chance erhalten.

Solcher Art war ihr Murren, welches mit einer Menge von Schwüren verschönert wurde.

Seguin hörte sie entweder nicht, oder achtete nicht auf sie. Er war einer von den Charakteren, welche geduldig warten können, bis sich ihnen eine passende Zeit zum Handeln bietet.

Er war von Natur feurig, wie alle Creolen; aber Zeit und Prüfungen hatten ihm die Ruhe und Kaltblütigkeit gegeben, welche dem Anführer einer solchen Schaar geziemt. Wenn er zum Handeln aufgestachelt wurde, so war er, wie man im Westen sagte, „ein gefährlicher Mann“, und die Skalpjäger wußten es. Er beachtete ihr Murren nicht.

Lange vor Tagesanbruch waren wir wieder im Sattel und zogen, immer noch am Prieto hinauf vorwärts.

Wir hatten in der Nacht entfernte Feuer bemerkt und wußten, daß sie die Dörfer der Keulenapachen waren.

Wir wünschten durch ihr Land zu ziehen, ohne gesehen zu werden, und es war unsere Absicht, uns, sobald das Licht des Tages sichtbar wurde, unter den Felsen bis zur folgenden Nacht zu verstecken.

Als der Morgen heraufzog, hielten wir in einer verborgenen Schlucht, während mehrere von uns den Hügel erkletterten, um zu recognosciren. Wir konnten den Rauch über die fernen Dörfer aufsteigen sehen, aber wir waren in der Dunkelheit an ihnen vorübergegangen, und anstatt im Versteck zu bleiben, ritten wir durch eine große, mit Salbei und Cactuspflanzen bewachsene Ebene weiter. Auf allen Seiten erhoben sich Berge. Sie stiegen direct aus den Ebenen empor und zeigten die phantastischen Gestalten, welche sie in diesen Ebenen charakterisiren.

Ihre ungeheueren Klippenwände überschauten das öde, nackte Tafelland in erhabener Stille; die Ebenen selbst liefen bis an den Fuß der Klippen.— Sicherlich waren sie einst vom Wasser ausgespült worden. Diese Ebenen waren einst das Bett eines alten Oceans gewesen. Ich erinnerte mich der Theorie Seguins über die Binnenseen.

Kurz nach Sonnenaufgang führte uns der Weg welchem wir folgten, an eine Indianerfurth. Hier setzten wir über den Strom, um ihn zu verlassen und uns nach Osten zu wenden. Wir ließen unsere Pferde im Wasser anhalten und gestatteten ihnen, nach Belieben zu trinken.

Einige von den Jägern, die den übrigen vorausgegangen waren, hatten die hohen Ufer erklettert. Wir wurden durch ihre ungewöhnlichen Rufe angezogen. Als wir in die Höhe blickten, bemerkten wir, das mehrere von ihnen auf der Spitze des Hügels standen und mit aufgeregtem Wesen nach Norden deuteten. Konnten es Indianer sein?

„Was giebt es?“ schrie Seguin, als wir uns ihnen näherten.

„Ein Goldberg! ein Goldberg!“ war die Antwort.

Wir spornten unsere Pferde heftig den Hügel hinauf. Als wir seinen Gipfel erreichten, bot sich unsern Blicken ein seltsames Schauspiel. —

Fern im Norden schimmerte ein Gegenstand in der Sonne. Es war ein Berg, und an seinen Abhängen glitzerten die Felsen vom Fuße bis zum Gipfel in einem hellen Goldschein. Tausende von leuchtenden Pünktchen tanzten in den Sonnenstrahlen und blendeten das auf sie gerichtete Auge. War es ein Goldberg?

Die Leute waren vom höchsten Entzücken erfüllt. Dies war der Berg, von welchem sie so oft bei den Bivouacfeuern gesprochen hatten. Wer von ihnen hatte nicht davon gehört? gleichviel, ob er es glaubte, oder nicht.

Es war also keine Fabel! — Dort stand er vor ihnen in seinem brennenden Glanze!

Ich wendete mich nach Seguin um und blickte ihn an. Seine Stirn war gerunzelt, sein Gesicht trug einen besorgten Ausdruck; Er begriff die Täuschung, der Maricopa und Richter ebenfalls, und ich wußte auch, was sie zu bedeuten hatte. Ich hatte auf den ersten Blick die schimmernden Schuppen des Selenits erkannt.

Seguin sah, daß eine Schwierigkeit vor uns lag. Dieses Blendwerk lag weit außer unserer Richtung; aber es war unverkennbar, daß jetzt weder Befehle noch Ueberredungen mehr beachtet werden würden. Die Leute waren entschlossen, zu ihm zu dringen. Mehrere von ihnen hatten bereits ihre Pferde darauf zugelenkt und bewegten sich nach jener Richtung.

Seguin befahl ihnen zurückzukommen. Es erfolgte ein stürmischer Wortwechsel — kurz eine Meuterei.

Vergebenes wies Seguin auf die Nothwendigkeit hin, nach der Stadt zu eilen, vergebens stellte er ihnen die Gefahr vor, von Dacoma's Schaar, welche sich jetzt auf unserer Fährte befand, eingeholt zu werden, vergebens versicherte der Cocohauptling, der Doctor und ich unsern ungebildeten Gefährten, daß das, was sie sahen, nur die glänzende Oberfläche eines werthlosen Felsens sei — die Leute waren halsstarrig. Der Anblick hatte sie, in Verbindung mit ihren lang gehegten Hoffnungen, berauscht. Sie hatten alle Vernunft verloren, sie waren toll!

„Nun vorwärts!“ rief Seguin mit einer verzweifelten Anstrengung, seinen Zorn zurückzuhalten, „vorwärts, Ihr Wahnsinnigen: und überzeugt Euch! unser Leben wird vielleicht für Eure Thorheit zu büßen haben.“ Und hiermit lenkte er sein Pferd dem glänzenden Berge zu.

Die Leute ritten ihm unter lauten Freudenzurufen nach.

Gegen Abend erreichten wir den Fuß des Berges.

Die Jäger sprangen von ihren Pferden und kletterten zu den glänzenden Felsen hinauf. Sie erreichten sie, brachen sie mit ihren Tomahawks und Pistolenkolben ab und spalteten sie mit ihren Messern los. Sie rissen die Platten von Glimmer und glasigem Selenit herunter, sie warfen dieselben gedemüthigt und ärgerlich nieder und kamen einzeln und mit Blicken der Enttäuschung auf die Ebene herab.

Kein Einziger von ihnen sagte ein Wort, als sie in ihre Sättel kletterten und mürrisch dem Anführer nachritten.

Wir hatten durch diese ziellose Reise einen Tag verloren; aber unser Trost lag in dem Glauben, daß unsere indianischen Verfolger sicher auf unserer Fährte denselben Umweg machen würden.

Unsere Richtung war jetzt südwestlich; da wir aber nicht weit vom Ufer des Flusses eine Quelle fanden, übernachteten wir an derselben.

Nach einem weitem Tagemarsche in südwestlicher Richtung erkannte Rube das Aussehen der Berge. Wir näherten uns der Hauptstadt der Navajos.

Jene Nacht lagerten wir uns an einem laufenden Gewässer— einem Arme des Prieto, welcher von Osten kam. Eine weite Oeffnung zwischen zwei Klippen bezeichnete den Lauf eines Stromes über uns. Der Führer deutete auf eine Schlucht, als wir vorwärts nach unserem Haltplatze ritten.

„Was ist es, Rube?“ fragte Seguin.

„Seht Ihr die Schlucht vor uns?“

„Ja, was ist damit?“

„Dort ist die Stadt.“

Sechstes Kapitel.

Navajoa.

Es war gegen Abend des folgenden Tages, als wir an den Fuß der Sierra bei der Mündung des Cannons gelangten. Wir konnten dem Flusse nicht weiter folgen, da an seinem Bett kein Pfad hinlief. Es war nothwendig, über den Bergrücken zu klettern, welcher die Südseite der Schlucht begrenzte. Unter den Zwergfichten führte ein deutlicher Weg dorthin, und wir ritten unserem Führer nach, den Berg hinauf.

Nachdem wie etwa eine Stunde lang auf einem furchtbaren Wege am Rande des Abgrunds hinaufgestiegen waren, gelangten wir auf die Spitze des Rückens und blickten nach Osten.

Wir hatten das Ziel unserer Reise erreicht die Stadt der Navajos lag vor uns!

„*Voilà! — Maria el Pueblo!* — Dort ist die Stadt! — Hurrah!“ riefen die Jäger.

„O Gott, endlich sind wir da!“ murmelte Seguin, mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck. Gott sei gedankt! Halt, Kameraden, Halt!“

Unsere Zügel wurden angezogen, und wir saßen auf unseren Pferden und blickten über die Ebene. Ein prächtiges Panorama — in jeder Hinsicht prächtig lag vor uns; aber— sein Interesse wurde durch die eigenthümlichen Umstände, unter welchen wir es sahen, erhöht.

Wir waren am westlichen Ende eines Thals, welches wir in seiner ganzen Länge überschauten.

Es ist kein Thal, wenn es auch in der Sprache des spanischen Amerika so genannt wird, sondern eine auf allen Seiten von Bergen eingeschlossene Ebene. Es ist von elliptischer Form und sein längster Diameter etwa zwölf Meilen lang. Der kürzeste beträgt fünf bis sechs.

Es hat die Oberfläche einer Wiese, und die völlig ebene Fläche wird von keinem Busch oder Hügel unterbrochen. Es sieht aus wie ein in einen Smaragd verwandelter ruhiger See.

Eine silberne, helle Linie durchschneidet es in graziösen Kurven seiner Länge nach, —es sind die Windungen eines krystallhellen Flusses.

Aber die Berge! — welche wild aussehenden Berge — besonders auf der Nordseite des Thale. Sie sind von Granit — die Natur muß bei ihrer Geburt im Kriege gelegen haben. Schon ihr Anblick erinnert an die Zuckungen eines zerrissenen Planeten. Mächtige Felsen ragen über furchtbare Abgründe, ungeheure Gerölle ruhen auf ihnen, als ob die Berührung einer Feder sie herabstürzen würde. Düstere Schlünde öffnen sich auf tiefe dunkle Defiléen, welche stumm und feierlich und drohend da liegen.

Hier und da hängen verkrüppelte Bäume — Cedern und Pinien — horizontal heraus. Die unansehnlichen Zweige des Cactus und das dunkle Laub des Kreosotbusches wachsen zusammen in den Felsenspalten und erhöhen ihren rauhen, düsteren Charakter.

So sieht die Südwand des Thales aus.

Betrachtet die nördliche Sierra! Hier sehr Ihr den Contrast — eine neue Geologie. Dem Auge begegnet kein einziger Granitfelsen; aber andere sind eben so hoch aufgethürmt und schimmern in schneeiger Weiße. Es sind Berge von Milchquarz. Sie bestehen aus einer Menge von nackten, glänzenden Spitzen — Klippen die über tiefen baumlosen Schluchten hängen und zum Himmel aufragenden Nadeln. — Auch sie haben ihre Vegetation — eine Vegetation, welche die der Wüste zu sein scheint.

Die beiden Siereas scheinen am östlichen Ende des Thals gegeneinander zu laufen.

Wir sind auf dem Querrücken, welcher im Westen einschließt, und von diesem Standpunkte aus betrachten wir das Bild.

Am östlichen Ende des Thales bemerken wir einen dunklen Hintergrund am Wege. Wir wissen, daß es ein Fichtenwald ist, sind aber in zu großer Entfernung, um die Bäume unterscheiden zu können.

Aus diesem Walde scheint der Fluß zukommen, und an seinen Ufern in der Nähe des Waldes bemerken wir eine Ansammlung von seltsamen pyramidalischen Gebäuden. Es sind die Häuser — es ist die Stadt Navajoa.

Unsere Augen waren mit begierigen Blicken darauf gerichtet; wir konnten die Umrisse der Häuser erkennen, obgleich sie beinahe zehn Meilen entfernt standen.

Es war eine fremdartige Architectur. Einige, mit terrassenförmigen Dächern, standen von den übrigen getrennt, und wir konnten sehen, daß über ihnen Fahnen wehten. Eines, welches größer war, wie die andern, hatte das Aussehen eines Tempels. Es stand auf der offenen Ebene, und mit dem Fernrohre entdeckten wir eine Menge von Gestalten auf seiner Spitze — die Gestalten menschlicher Wesen.

Auf den Dächern und Zinnen der kleineren Häuser waren noch andere, und viele bewegten sich uns näher auf der Ebene. Sie trieben Heerden von Thieren — Maulthieren und Mustangs — vor sich her.

Einige waren auf den Ufern des Flusses, und andere konnten wir im Wasser umherplätschern sehen.

Mehrere Pferdeheerden, deren gefleckte Seiten ihre Abstammung bewiesen, weideten ruhig auf der offenen Prairie.

Heerden von wilden Schwänen, Gänsen und Kranichen flogen am Ufer des Flusses auf und ab.

Die Sonne ging unter, die Berge waren mit bernsteinfarbigem Lichte gefärbt, und die Quarzkrystalle blitzten an den Winkeln der südlichen Sierra.

Es war eine Scene von stummer Schönheit.

„Wie lange,“ dachte ich, „wird es dauern, ehe ihr Schweigen durch die Töne der Verwüstung und der Zerstörung unterbrochen wird?“

Wir blickten eine Zeit lang das Thal hinauf, ohne daß Jemand seine Gedanken ausgesprochen hätte. Es war das Schweigen, welches dem Entschlusse vorausgeht.

Im Geiste meiner Gefährten waren verschiedenartige Empfindungen im Spiele — sowohl von verschiedener Art, wie auch von verschiedener Stärke. — Der Raum zwischen ihnen war eben so weit, wie der zwischen dem Himmel und der Hölle.

Einige von diesen Gefühlen waren heilige.

Viele blickten über die lange Wiese dahin, und dachten oder glaubten, daß sie in der Ferne einen geliebten Gegenstand — eine Gattin — eine Schwester — eine Tochter — oder vielleicht einen Gegenstand noch tieferer Neigung entdecken könnten. — Nein, das war unmöglich! Niemand konnte hier tiefer bewegt sein, als derjenige, welcher sein Kind suchte. Die Vaterliebe war hier die stärkste Leidenschaft.

Ach, die Herzen der mich Umgebenden waren aber auch von anderen Gefühlen erfüllt — von düsteren, sündigen Leidenschaften. Wilde Blicke waren auf die Stadt gerichtet, Einige davon verkündeten Rachegefühle, — Andere drückten den Wunsch der Plünderung aus, und noch Andere sprachen satanisch vom Morde!

Solche Worte waren auf unserer Reise täglich gesprochen worden; man hatte gehört, wie die in ihren Goldträumen getäuschten Männer von den Preisen der Skalpe redeten!

Auf Seguins Befehl zogen sich die Jäger unter die Bäume zurück und traten zu einer hastigen Berathung zusammen.

Wie soll die Stadt genommen werden? Wir konnten uns ihr bei Tage nicht nähern, die Einwohner mußten uns bemerken, ehe wir herankamen, und sich in den gegenüberliegenden Wald flüchten. Dies würde den ganzen Zweck unseres Unternehmens vereitelt haben.

Konnte nicht eine Abtheilung nach dem östlichen Ende des Thals herumgehen und dies verhindern? — Nicht über die Ebene selbst, denn die Berge ruhten auf ihrer Fläche, ohne daß Seitenpfade oder kleinere Hügel vorhanden gewesen wären. An einigen Stellen ragten ungeheure Klippen tausend Fuß direct in die Höhe. Diese Idee wurde aufgegeben.

Konnten wir uns nicht nach der südlichen Sierra wenden und durch den Wald selbst herumkommen? dies würde uns dicht an die Häuser gebracht haben. Der Führer wurde gefragt und antwortete bestätigend. Aber dies konnte nur durch einen Umweg von beinahe fünfzig Meilen bewirkt werden. Wir hatten keine Zeit zu einer solchen Reise, und der Gedanke wurde aufgegeben.

Wir mußten uns also der Stadt bei Nacht nähern. Dies war der einzige ausführbare Plan — wenigstens derjenige, welcher am meisten Aussicht auf das Gelingen hatte. Er wurde angenommen.

Es war nicht Seguins Absicht, einen nächtlichen Angriff zu unternehmen, sondern nur die Gebäude in einiger Entfernung zu umringen und bis zum Morgen im Hinterhalt zu bleiben.

Auf diese Weise mußte Allen der Rückzug abgeschnitten werden, und wir waren sicher, unsere Gefangenen bei Tage zu machen.

Die Leute warfen sich auf den Boden und erwarteten, mit den Zügeln in der Hand, den Untergang der Sonne.

Siebentes Kapitel.

Der Hinterhalt.

Eine kurze Stunde geht vorüber.

Der glänzende Lichtkörper sinkt hinter uns, und der Quarzfelsen nimmt eine dunkle Färbung an. Die einzelnen Strahlen der Dämmerung schweben nur einen Augenblick über den kalkweißen Klippen, und verschwinden sodann.

Wir stiegen in einer langen Reihe die Hügel hinab, und gelangten auf die Ebene. Wir wenden uns zur Linken, und halten uns an dem Fuße des Gebirges. Die Felsen dienen uns zu Führern.

Wir gehen vorsichtig vorwärts, und tauschen unsere Worte nur in Flüstertönen aus. Wir kriechen um von oben herabgefallene Felsstücke, wir biegen um mehrere in die Ebene hinausschießende Ausläufer. Von Zeit zu Zeit halten wir und berathen uns.

Nach einer Reise von zehn bis zwölf Meilen befinden wir uns der indianischen Stadt gegenüber. Wir sind nicht mehr, als eine Meile von ihr entfernt. Wir können die auf der Ebene brennenden Feuer sehen, und die Stimmen der sich um sie Bewegenden hören.

An dieser Stelle wird die Schaar getheilt. Ein kleines Detachement versteckt sich in einer Felsenschlucht. Dies sind diejenigen, welche den gefangenen Häuptling und die Maulthiere bewachen. Die Uebrigen bewegen sich, von Rube geleitet, der sie um den Rand des Waldes führt, vorwärts, und lassen hier und da ein Piquet von einigen Mann zurück.

Diese Abtheilungen verbergen sich an ihren Posten, bleiben schweigend liegen, und warten auf das Hornsignal, welches gegen Tagesanbruch gegeben werden soll.

Die Nacht geht langsam und still vorüber. Die Feuer verlöschen allmähig, und endlich ist die Ebene von dem Dunkel einer mondlosen Mitternacht bedeckt.

Dunkle, Regen verkündende Wolken — in diesen Gegenden ein seltenes Phänomen — ziehen über den Himmel. Der Schwan stößt seinen wilden Schrei aus. Der Kranich kreischt über dem Flusse — und der Wolf heult an den Säumen der schlafenden Stadt.

Die Stimme der Riesenfledermaus jammert durch die Luft, man hört das Flattern ihrer colossalen Schwingen; wie sie auf die Cocuyos hinabschießt. Man hört den Hufschlag auf der Ebene — das Knistern der weidenden Pferde und das Klappern ihres Gebißringes — denn die Pferde sind nicht abgezäumt worden.

Von Zeit zu Zeit murmelte ein müder Jäger im Schlafe, und kämpfte in seinen Träumen mit dem furchtbaren Feind. — So vergeht die Nacht — dies sind ihre Stimmen!

Sie hören mit der Annäherung des Morgens auf. Der Wolf heult nicht mehr, der Schwan und der blaue Kranich schweigen. Der Nachtfalte hat seinen gefräßigen Rachen gefüllt, und ruht auf der Bergfichte. Die Latenträger werden von den kältern Morgenstunden in ihre Verstecke getrieben, und die Pferde stehen, nachdem sie das, was in ihrem Bereiche wuchs, verzehrt haben, schlafend da.

Ein graues Licht beginnt sich in das Thal zu schleichen, es flackert an den Quarzfelsen auf. Es bringt eine kalte, rauhe Luft mit, welche die Jäger weckt.

Allmähig stehen sie auf; sie erheben sich fröstelnd und nehmen ihre um die Schultern gewickelten Decken mit. Sie sind müde und sehen blaß und verstört aus. Das Morgengrau giebt ihren staubigen Bärten und ungewaschenen Gesichtern eine gespenstische Färbung.

Nach Kurzem legen sie ihre Lassos zusammen und befestigen sie an die Ringe. Sie sehen nach ihren Flintensteinen und dem Pulver auf der Pfanne, und schnallen ihre Gürtel fester an. Sie nehmen aus ihren Proviantensäcken Stücke gedörrten Fleisches, und essen dieselben roh. Sie stehen, zum Aufsitzen bereit, bei ihren Pferden. Noch ist es nicht Zeit.

Das Licht wird im Thale stärker; der blaue Nebel, welcher die Nacht über auf den Felsen geschwebt hatte, steigt empor. Wir können die Stadt sehen wir verfolgen die eigenthümlichen Umriss der Käufer mit unsern Augen. Welche seltsamen Gebäude es sind!

Einige davon sind größer als andere — ein — zwei — drei — auch vier Stockwerke hoch. Ihre Form ist die einer Pyramide ohne Spitze. Ein jedes Stockwerk ist kleiner als das unter ihm liegende. Die Dächer der untern dienen den obern als Terrasse. Sie sind von einem weißlichen Gelb — der Farbe des Lehms, wovon man sie erbaut hat. Sie besitzen kein Fenster, aber von außen führen in jedes Stockwerk Thüren; von einer Terrasse zur andern strecken sich an die

Wand gelehnte Leitern. Auf den Dächern einiger, sind Stangen mit Fähnchen. Dies sind die Dächer der vornehmsten Kriegshäuptlinge und großen Krieger der Nation.

Wir können den Tempel deutlich sehen. Seine Gestalt gleicht der der Häuser, aber er ist höher, und von größeren Dimensionen. Auf seinem Dach erhebt sich eine hohe Stange, an deren Spitze ein Panier mit einer seltsamen Figur flattert.

Bei den Häusern sehen wir mit Maulthieren und Mustangs — die Heerden der Stadt — angefüllte Corrals.

Das Licht wird stärker. Auf den Dächern erscheinen Gestalten, die sich über die Terrassen bewegen. Es sind menschliche Gestalten in langen, gestreiften Gewändern.— Wir erkennen die Navajodecken, mit ihren abwechselnden schwarzen und weißen Streifen.

Mit dem Fernrohre können wir diese Gestalten deutlicher sehen, und ihre Gesichter unterscheiden. Ihr Haar hängt locker über ihre Schultern und weit über ihren Rücken hinab.

Die meisten von ihnen sind Frauenzimmer — Mädchen und Weiber — auch viele Kinder sind dabei. Dann erblicken wir weißhaarige Männer, aber keine Krieger. Die Krieger sind abwesend.

Sie steigen von einer Terrasse zu der andern auf den Leitern herab. Sie gehen auf die Ebene hinaus und zünden die Feuer wieder an. Einige tragen irdene Gefäße — Ollas — auf ihrem Kopfe, und gehen nach dem Flusse hinab. Sie holen Wasser. Diese sind beinahe nackt. Wir können ihren braunen Körper und unbedeckte Brust sehen. Sie sind Slaven.

Seht, die Greise klettern auf das Dach des Tempels. Ihnen folgen Frauen und Kinder — Kinder, theils in weißen, theils in bunten Costümen.

Es sind Mädchen und junge Burschen — die Kinder der Häuptlinge.

Mehr wie Hundert sind hinauf gestiegen; sie haben das höchste Dach erreicht. Neben der Flagge steht ein Altar. Eine Rauchwolke steigt auf — wir sehen etwas leuchten — sie haben auf dem Altare Feuer angezündet.

Horcht! es erschallt ein Gesang, und eine indianische Trommel wird gerührt!

Die Töne hören auf, und Alle stehen unbeweglich, und dem Anscheine nach schweigend nach Osten gewendet da.

Was bedeutet das?

Sie warten auf das Erscheinen der Sonne. Diese Leute verehren sie.

Die Jäger strengen neugierig ihre Augen an, um die Ceremonien zu beobachten.

Die höchste Zinne des Quarzberges glüht — es ist der erste Strahl der Sonne!

Der Pik färbt sich weiter hinab gelb, andere Bergspitzen werden von den glänzenden Strahlen getroffen. Sie haben die Gesichter der Anbetenden berührt. Seht, da sind weiße Gesichter unter ihnen! Eins — zwei — viele weiße Gesichter, sowohl von Frauen, wie von Mädchen.

„O, Gott gebe, daß es so sein möge!“ ruft Seguin aus, indem er hastig das Fernrohr zusammenschiebt, und das Horn an seine Lippen hebt.

Einige wilde Töne schallen durch das Thal. Die Jäger hören das Signal, sie kommen aus dem Walde und den Bergschluchten hervor. Sie galoppiren über die Ebene, und breiten sich dabei aus. Nach einigen Minuten haben wir einen Kreisbogen beschrieben, dessen Enden bei der Stadt sind. Wir reiten auf die Mauern zu. Wir haben die Maulthiere und den gefangenen Häuptling von

einigen Leuten bewacht, in dem Defilé gelassen.

Die Töne des Zorns haben die Aufmerksamkeit der Einwohner erregt. Sie stehen eine Zeitlang verwundert und ungewiß da. Sie erblicken die deployirte Linie, sie sehen die Reiter sich der Stadt nähern.

Konnte es ein scherzhafter Ueberfall irgend eines befreundeten Stammes sein? Nein! die Stimme des Horns ist den indianischen Ohren neu. Aber einige von ihnen haben sie früher gehört; und wissen, daß sie der Kriegsruf der Bleichgesichter ist.

Eine Zeitlang verhindert sie die Bestürzung an jeder Bewegung, sie blicken auf uns, bis wir dicht bei ihnen sind. Dann sehen sie Bleichgesichter — fremdartige Rüstungsstücke und sonderbar aufgezäumte Pferde. Es ist der weiße Feind! Sie laufen von einer Stelle nach der andern — aus einer Straße in die andere! Diejenigen, welche Wasser holen, werfen ihre Ollas zu Boden, und eilen schreiend und kreischend nach den Häusern. Sie erklettern die Dächer, und ziehen die Leitern nach. Mehrere Weiber und Kinder wechseln Zurufe aus. Das Entsetzen liegt auf allen Gesichtern, der Schrecken zeigt sich in jeder Bewegung.

Unterdessen hat sich unsere Linie genähert, bis wir kaum noch zweihundert Schritt von den Mauern sind.

Hier halten wir einen Augenblick an. Zwanzig Mann werden als äußere Wache zurückgelassen, die übrigen reiten in einer Masse dem Anführer nach.

Achtes Kapitel.

Adele.

Wir gehen auf das große Gebäude zu, umringen es und machen Halt. Die Greise sind immer noch auf dem Dache, wo sie sich an die Brustwehr halten. Sie sind erschrocken und zittern wie Kinder.

„Fürchtet uns nicht — wir sind Freunde!“ ruft Seguin in einer mir fremdartigen Sprache, indem er ihnen Zeichen macht.

Seine Stimme wird von dem noch immer andauernden Kreischen und Geschrei übertäubt.

Er wiederholt die Worte, und giebt das Zeichen auf nachdrucksvolle Weise. Die alten Männer drängen sich an den Rand des Daches. Unter ihnen befindet sich einer, der sich von ihnen unterscheidet. Sein schneeweißes Haar reicht bis unter den Gürtel, glänzende Zierathen hängen über seine Ohren und seine Brust herab. Er ist in weiße Gewänder gekleidet. Er scheint ein Häuptling zu sein, denn die Uebrigen gehorchen ihm. Er giebt ein Signal mit seinen Händen, und das Geschrei legt sich. Er tritt an die Brüstung vor, wie um uns anzureden.

„*Amigos, amigos!*“ ruft er in spanischer Sprache.

„Ja, ja, wir sind Freunde!“ erwiderte Seguin in derselben Sprache; „fürchtet uns nicht. Wir kommen nicht, um Euch zu beschädigen.“

„Warum solltet Ihr uns beschädigen? wir sind in Frieden mit den weißen Pueblos im Osten. Wir sind die Kinder Moctezumas, wir sind Navajos: was wollt Ihr von uns?“

„Wir kommen, um unsere Verwandten, Eure weißen Gefangenen, zu holen. Sie sind unsere Weiber und Töchter.“

„Weiße Gefangene? Ihr irrt Euch in uns. Wir haben keine Gefangenen. Die, welche Ihr sucht, sind unter den Nationen der Apachen, im fernen Süden.“

„Nein, sie sind bei Euch!“ antwortete Seguin; „ich habe sichere Nachricht, daß sie hier sind. Haltet uns daher nicht auf. Wir haben eine weite Reise gemacht, um sie zu holen, und werden ohne sie nicht wieder gehen.“

Der alte Mann wendete sich zu seinen Genossen. Sie sprechen mit leiser Stimme zusammen und wechseln Zeichen. Er wendet sich abermals zu Seguin um.

„Glaubt mir, Sennor Häuptling,“ sagt er nachdrücklich, „Ihr seid falsch berichtet worden. Wir haben keine weißen Gefangenen.“

„Pah, Du verdammter, alter Gauner!“ schreit Rube, indem er sich aus der Menge hervordrängt und seine Katzenfellmütze erhebt. „Kennst Du dieses Kind?“

Sein hautloser Kopf wird den Indianern sichtbar. Sie lassen ein Besorgniß verkündendes Murmeln vernehmen. Der weißhaarige Häuptling scheint außer Fassung zu sein. Er kennt die Geschichte jenes Skalps.

Auch durch die Reihe der Jäger läuft ein Murmeln. Die Lüge erbittert sie, und von allen Seiten hört man das Unheil verkündende Knacken der Büchsenhähne.

„Du hast gelogen, alter Mann,“ ruft Seguin; „wir wissen, daß Ihr weiße Gefangene habt. Bringt sie zum Vorschein, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“

„Schnell, zum Teufel!“ schreit Garey, indem er seine Büchse drohend erhebt; „schnell, oder ich färbe den Flachs auf Deinem alten Schädel.“

„Geduld, Amigo! Ihr sollt unsere weißen Leute sehen — aber sie sind keine Gefangenen, sie sind die Unseren — sie sind die Kinder Moctezuma's.“

Der Indianer steigt in das dritte Stockwerk des Tempels hinab; er tritt in eine Thür und kehrt nach Kurzem mit fünf in das Navajo-Costüm gekleidete Frauenzimmer zurück. Sie sind Frauen und Mädchen, und wie man auf den ersten Blick erkennt, von der spanisch-mexikanischen Race.

Es giebt aber Personen, die sie noch besser kennen. Drei von ihnen werden von eben so viel Jägern erkannt, und erinnern sich ihrerseits an dieselben. Die Mädchen stürzen bis an die Brüstung hervor, strecke ihre Arme aus und lassen Freudenrufe erschallen. Die Jäger rufen sie an.

„*Pepe! — Rafaela — Jesusito!*“

Und sie verbinden mit ihren Namen Ausdrücke der Liebkosung. Sie rufen ihnen zu, herabzukommen, und deuten auf die Leitern.

„*Bajan ninnas! bayan aprisa! bayan!* (Kommt herab, liebe Mädchen, schnell! schnell!)“

Die Leitern stehen auf den oberen Terrassen; die Mädchen können sie nicht bewegen. Ihre bisherigen Herren stehen mit gerunzelter Stirn und schweigend neben ihnen.

„Legt Hand an!“ ruft Garey, abermals mit seiner Büchse drohend; „legt Hand an, zum Teufel! helft den Mädchen herab, oder ich werfe ein Paar von Euch herunter.“

„Legt Hand an! legt Hand an!“ schreien mehrere Andere zu gleicher Zeit.

Die Indianer legen die Leitern an, die Mädchen steigen herab, und springen im nächsten Augenblicke in die Arme ihrer Freunde.

Zwei von ihnen sind oben geblieben — nur drei sind herabgekommen. Seguin ist abgestiegen und überfliegt die oberen mit einem Blick. Keine von ihnen ist der Gegenstand seiner Wünsche.

Er eilt, von mehreren seiner Leute gefolgt, die Leiter hinauf, und springt von einer Terasse zur andern, bis zur dritten. Er drängt sich nach der Stelle, wo sich die beiden Mädchen befinden. Seine Mienen sind verstört, und sein Benehmen gleicht dem eines Rasenden. Sie schrecken bei seiner Annäherung zurück, denn sie verkennen seine Absicht — sie kreischen entsetzt.

Er durchbohrte sie mit seinem Blick. Die Instinkte des Vaters sind geschäftig, sie waren getäuscht worden — das eine von den Weibern ist alt — zu alt — das andre sieht sclavenähnlich und roh aus.

„Mein Gott, es ist unmöglich!“ aber nein — nein — es ist unmöglich.“

Er beugt sich vor und ergreift das Mädchen, obwohl nicht unfreundlich, am Handgelenk. Ihr Ärmel wird aufgerissen, und der Arm bis an die Schultern entblößt.

„Nein, nein!“ ruft er von Neuem, „es ist nicht da — sie ist es nicht.“

Er wendet sich von ihnen ab und stürzt auf den alten Indianer zu, der, von dem Blitzen seines feurigen Auges erschreckt, zurückweicht.

„Dies sind nicht Alle,“ ruft er mit Donnerstimme; „es sind noch Andere da! Bringe sie herbei, alter Mann, oder ich schleudre Dich zu Boden!“

„Es sind außer diesen keine weißen Squaws da,“ erwiderte der Indianer mit mürrischer und entschlossener Miene.

„Eine Lüge! — eine Lüge! Dein Leben bürgt dafür! Rube, tritt ihm entgegen.“

„Du verdammtes, altes Stinkthier! Dein weißes Haar wird nicht viel länger bleiben, wo es ist, wenn Du sie nicht herausgiebst. Wo ist sie, die junge Königin?“

„Al Sur!“ und der Indianer deutet nach Süden.

„*O mon dieu!*“ ruft Seguin in seiner Muttersprache und mit einem Tone, welcher seinen tiefen Kummer ausdrückt.

„Glaubt ihm nicht, Capitain! Ich habe in meiner Zeit eine Menge von Indianern gesehen, aber ein lügenhafteres, altes Ungeziefer, als dieses, ist mir nie vor Augen gekommen. Ihr habt gehört, was er soeben über die anderen Mädchen gesagt hat.“

„Ja, es ist wahr — er log — aber sie — sie könnte fort sein.“

„Gott bewahre! Die Lüge ist sein Handwerk! er ist die große Medizin der Indianer und führt sie alle hinters Licht. Das Mädchen ist die Mysterien-Königin, wie sie es nennen. Sie weiß viel und hilft dem alten Weißling hier bei seinen Streichen und Opfern. Er möchte sie nicht verlieren. Ich büрге dafür, daß sie hier in der Nähe ist; aber er hat sie versteckt, das ist gewiß.“

„Leute!“ ruft Seguin, —der jetzt an die Brüstung stürzt, „nehmt Leitern! durchsucht alle Häuser! Bringt Alt und Jung herbei und führt sie auf die Ebene. Laßt keinen Winkel undurchsucht.— Bringt mir mein Kind!“

Die Jäger stürzen nach den Leitern, sie bemächtigen sich derjenigen, welche im großen Gebäude stehen, und haben bald von anderen Besitz ergriffen. Sie laufen von einem zum andern, und

ziehen die jammernden Bewohner heraus.

In einigen von den Häusern sind indianische Männer — zurückgebliebene Krieger, Knaben und „Stutzer.“

Einige von ihnen leisten Widerstand, sie wurden getötet, skalpiert und über die Brüstung geworfen.

Eine Menge von Mädchen und Weibern jedes Alters werden, unter Bewachung, vor den Tempel geführt.

Seguins Auge ist geschäftig; sein Herz ist voller Sehnsucht; sobald eine neue Gruppe erscheint, durchforscht er die Gesichter — vergebens — Viele von ihnen sind jung und hübsch, aber braun, wie das abgefallene Blatt — sie ist noch nicht herbeigebracht worden.

Ich sehe die drei gefangenen Mexicanerinnen bei ihren Freunden stehen; sie müssen wissen, wo das Mädchen zu finden sein wird.

„Fragen Sie Jene,“ flüsterte ich dem Capitain zu.

„Ha, Sie haben Recht; daran hatte ich nicht gedacht! Kommen Sie mit mir, kommen Sie!“

Wir steigen zusammen die Leiter hinab, und nähern uns den befreiten Gefangenen. Seguin beschreibt hastig den Gegenstand seiner Nachforschungen.

„Es muß die Mysterien-Königin sein!“ sagt die Eine.

„Ja!“ ruft Seguin in bebender Angst; „sie ist es! sie ist es: die Mysterien-Königin!“

„Dann ist sie hier!“ fügte eine Andere hinzu.

„Wo? wo?“ fragt der halb rasende Vater.

„Wo? wo?“ wiederholen die Mädchen fragend gegeneinander.

„Ich habe sie heute früh — vor ganz kurzer Zeit gesehen — kurz ehe Sie hereinkamen.“

„Ich habe gesehen, wie er sie hinwegzog,“ fiel eine Zweite ein, nach dem alten Indianer deutend. — „Er hat sie sicher versteckt.“

„Caval!“ ruft eine Andere, „vielleicht in der Estufa.“

„In der Estufa!“ — was ist das?“

„Wo das heilige Feuer brennt, — wo der Alte seine Medizin macht.“

„Wo ist es? führt mich hin.“

„*Ay de mi!* wir wissen den Weg nicht, — es ist ein geheimer Ort, wo Menschen verbrannt werden, *y de mi!*“

„Und Sennor — es ist in diesem Tempel irgendwo unter der Erde. Er weiß es. Außer ihm darf Niemand herein! *Carrai!* Die Estufa ist ein furchtbarer Ort, wie die Leute sagen.“

Seguins Geist wird von einer unbestimmten Idee, daß seine Tochter in Gefahr sein könne, durchzuckt.

Vielleicht ist sie bereits todt, oder auf irgend eine entsetzliche Weise dem Tode nahe. Er bemerkt, gleich uns, den Ausdruck mürrischer Bosheit, welcher sich auf dem Gesicht des Medizinhauptlings zeigt. Es ist ein ganz indianischer Ausdruck — der, der hartnäckigen Entschlossenheit, lieber zu sterben, als das aufzugeben, was zu behalten er sich vorgenommen

hat. Es ist eine Miene dämonischer List — sie charakterisirt die Männer seines Berufes unter den Stämmen.

Von diesen Gedanken erfüllt, läuft Seguin nach der Leiter und springt, abermals von mehreren Mitgliedern der Schaar gefolgt, nach dem Dache hinauf. Er eilt auf den lügnerischen Priester zu, und erfaßt ihn an seinem langen Haar.

„Führe mich zu ihr!“ ruft er mit Donnerstimme; „führe mich zu der Königin! — zu der Mysterien-Königin! — sie ist meine Tochter!“

„Eure Tochter die Mysterien-Königin?“ erwidert der Indianer in zitternder Furcht für sein Leben, aber doch noch entschlossen der Aufforderung zu widerstehen. „Nein, weißer Mann, sie ist es nicht. Die Königin gehört uns an — sie ist die Tochter der Sonne, sie ist das Kind eines Navajoshäuptlings.“

„Versuche mich nicht weiter, alter Schurke! nicht weiter, sage ich! Sieh, wenn ein Haar auf ihrem Haupte gekrümmt worden ist, so sollen alle diese leiden. Ich werde kein lebendes Wesen in Deiner Stadt zurücklassen. Geh voraus — bringe mich in die Estufa.“

„In die Estufa! in die Estufa!“ rufen mehrere Stimmen.

Starke Hände erfassen die Gewänder des Indianers, und schlingen sich in sein wallendes Haar. Bereits rothe und blutdampfende Messer werden vor seinen Augen geschwungen. Er wird vom Dache, und die Leiter hinabgeschleppt.

Er hört auf, Widerstand zu leisten, denn er sieht, daß Widerstand tödtlich ist, und er geleitet, halb geschleppt und halb führend, die Jäger nach dem Erdgeschoß des Gebäudes.

Er tritt in einen mit zottigen Büffelhäuten bedeckten Gang. Seguin folgt, ohne den Blick oder die Hand von ihm abzuwenden. Wir drängen uns Beiden nach.

Wir steigen durch finstere Gänge, durch ein verwickeltes Labyrinth hinab. Wir gelangen in ein großes, trübe erleuchtetes Zimmer. Vor uns und um uns sind grausige Bilder — die mystischen Symbole einer schaurigen Religion.

Die Wände sind mit häßlichen Gestalten und Häuten von wilden Thieren behängt. Wir können das drohende Gesicht des grauen Bären — des weißen Büffels — des Vielfraßes, — des Panthers und des gefräßigen Wolfs erkennen. Wir erblicken die Geweihe des Elenn, die Hörner des wilden Schafes und des Bison. Hier und da sind Götzenbilder von grotesken, monströsen Formen, die aus Holz und dem rothen Thonstein der Wüste geschnitzt sind.

Eine Lampe flackert mit schwachem Scheine und auf einem Braser. In der Mitte des Zimmers brannte eine kleine, blaue Flamme. Es ist das heilige Feuer — das Feuer, welches seit Jahrhunderten zu Ehren Gott Guetzalcoatl gebrannt hat.

Wir halten uns nicht bei der Betrachtung dieser Gegenstände auf; die Kohlendämpfe ersticken uns beinahe. Wir laufen nach allen Seiten, indem wir die Götzenbilder umwerfen, und die geheiligten Häute in den Staub ziehen.

Ungeheure Schlangen gleiten über den Boden dahin und zischen um unsere Füße. Sie sind von dem ungewöhnten Lärm gestört und erschreckt worden. Auch wir sind erschrocken — denn wir hören das gefürchtete Rasseln der Vivora!

Die Leute springen in die Höhe und schlagen mit ihren Büchsenkolben nach ihnen; sie zertreten viele davon auf dem Steinpflaster.

Alles ist Geschrei und Verwirrung. Wir werden von den Kohlendämpfen beinahe erstickt.

Wo ist Seguin! — wohin ist er gegangen?

Horcht! man hört ein Geschrei! es ist eine weibliche Stimme. Auch Männerstimmen sind es.

Wir stürmen auf den Ort zu, von welchem sie kommen. Wir schleudern die Wände von herabhängenden Häuten hinweg; wir sehen den Anführer. Er hat in seinen Armen ein weibliches Wesen — ein Mädchen! — ein schönes Mädchen — mit Gold und bunten Federn geschmückt.

Sie läßt bei unserm Eintritt ein lautes Geschrei vernehmen und ringt mit ihm, um ihm zu entfliehen. Er hält sie fest, und hat den hirschledernen Aermel ihrer Tunika aufgerissen. Er blickt auf ihren bis an die Schultern entblößten, linken Arm.

„Sie ist es! sie ist es!“ ruft er mit vor Bewegung bebender Stimme; „o Gott, sie ist es — Adele! Adele! kennst Du mich nicht — mich, Deinen Vater?“

Ihr Geschrei dauert fort. Sie Stößt ihn zurück, streckt ihren Arm gegen den Indianer aus und verlangt, daß er sie beschützen soll.

Der Vater richtet rührende Flehensworte an sie; sie achtet nicht auf ihn — sie kehrt ihr Gesicht von ihm ab, und wirft sich vor dem Priester nieder, dessen Knie sie umschlingt.

„Sie kennt mich nicht! o Gott, mein Kind! mein Kind!“

Seguin redete von Neuem in der indianischen Sprache, seine Töne sind bittend:

„Adele! Adele! — ich bin Dein Vater!“

„Du! — wer seid Ihr, die weißen Männer sind unsere Feinde! rührt mich nicht an! hinweg, weiße Männer, hinweg!“

„Theure — theuerste Adele! — stoße mich nicht zurück! — mich, Deinen Vater — Du erinnerst Dich —“

„Mein Vater! — mein Vater war ein großer Häuptling, er ist todt! — dies ist jetzt mein Vater — die Sonne ist mein Vater, ich bin eine Tochter Moctezumas. Ich bin die Königin der Navajos.“

Beim Ausstoßen dieser Worte scheint eine Veränderung über ihren Geist zu kommen. Sie liegt nicht mehr am Boden; sie erhebt sich, ihr Geschrei hat aufgehört, und sie steht stolz und entschlossen da.

„O Adele!“ fährt Seguin noch eindringlicher fort; „sieh an! schaue her! — erinnerst Du Dich meiner nicht? — Blicke in mein Gesicht — o Himmel! — hier sieh! hier ist Deine Mutter, Adele! sieh, dies ist das Bild Deiner Engelsmutter! Blicke es an, o Adele!“

Seguin zieht bei diesen Worten ein Miniaturbild aus seiner Brust, und hält es dem Mädchen vor die Augen. Es fesselt ihre Aufmerksamkeit. Sie blickt darauf, ohne aber ein Zeichen des Erkennens zu geben. Für sie ist es nur ein merkwürdiger Gegenstand.

Sein leidenschaftliches und flehendes Wesen scheint ihr aufzufallen; sie scheint ihn mit Verwunderung zu betrachten, dennoch aber stößt sie ihn zurück. Offenbar kennt sie ihn nicht. Sie hat jede Erinnerung an ihn und die Ihren verloren. „Sie hat die Sprache ihrer Kindheit vergessen — sie hat ihre Eltern, sie hat Alles vergessen.“

Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, als ich in das Gesicht meines Freundes — denn als solchen hatte ich ihn betrachten gelernt, — blickte. Er stand wie ein Mann, der eine tödtliche Wunde erhalten hat, aber noch lebt, stumm und innerlich zerschmettert, in der Mitte der Gruppe. Sein Kopf ist auf die Brust gesunken, seine Wange bleich und blutlos. Sein Auge schweift mit einem Ausdruck des Blödsinns, welcher peinliche Gefühle in uns erregt, umher. Ich konnte mit den furchtbaren Kampf vorstellen, welcher in seinem Innern wüthete.

Er machte keinen weiteren Versuch, sich dem Mädchen zu nähern. Er stand einige Augenblicke in der gleichen Haltung da, ohne ein Wort zu sprechen.

„Bringt sie hinaus!“ murmelte er endlich mit dumpfer Stimme; „bringt sie hinaus, vielleicht ist Gott so barmherzig, ihr die Erinnerung wiederzugeben.“

Neuntes Kapitel.

Der weiße Skalp.

Wir schritten wieder durch das schaurige Gemach und gelangten endlich auf die unterste Terrasse des Tempels.

Als ich an die Brüstung vortrat, erblickte ich unten eine Scene, welche mich mit Besorgniß erfüllte. Eine Wolke schien sich über mein Herz zu lagern.

Der Eindruck war ein plötzlicher und sein Grund für den Augenblick nicht zu bestimmen. Es war der Anblick des Blutes, welches ich sah — nein, das konnte es nicht sein. In der jüngsten Zeit war zu oft vor meinem Auge Blut vergossen worden, und ich hatte mich daran gewöhnt, es muthwillig vergießen zu sehen.

Zum Theil konnte es die Ursache davon sein, aber es waren noch andere Anblicke und Töne, welche kaum das Auge oder Ohr berührten, aber doch deutlich genug waren, um meinen Geist mit Furcht und Ahnungen des Unheils zu erfüllen. Die Luft war mit einer schlimmen Electricität geschwängert — nicht die natürliche, sondern die moralische Atmosphäre, — welche durch die geheimnißvollen Kanäle, die noch kein Philosoph erforscht hat, zu mir drang. Blickt auf Eure Erfahrungen zurück. Habt Ihr nicht oft gefühlt, daß Zorn oder andere schlimme Leidenschaften im Geiste anderer Menschen existirten, ehe Ihr es durch einen bestimmten Blick ein Wort, oder eine Handlung gewahr werden konntet?

Wie das Wild den Orkan vorfühlt, wenn auch die Atmosphäre ruhig ist, so empfand ich instinktmäßig; daß sich eine düstere Scene näherte.

Vielleicht zog ich meine Schlüsse gerade aus der Ruhe, welche rings um mich herrscht. In der moralischen, wie in der Körperwelt giebt es eine Stille, welche dem Sturme vorangeht.

Vor dem Tempel waren die Frauen der Stadt Mädchen, Weiber und Kinder — im Ganzen etwa zweihundert aufgestellt. Sie waren verschiedenartig gekleidet. Einige waren in ihre gestreiften Decken gehüllt, Andere trugen Tilmas und Gewänder von Hirschleder, die mit buntfarbiger Stickerei und mit Federn verziert waren. Einige besaßen die Kleidung des civilisirten Lebens, den schweren Atlas, welcher von den Damen am Rio del Norte getragen worden war —

Die Falbeln, welche beim Tanze die Knöchel einer munteren Maja umflattert hatten.

Nicht Wenige unter der Menge waren völlig nackt und hatten nicht einmal ein Feigenblatt zur Bedeckung ihrer Schaam.

Sie waren sämmtlich Indianer, aber von helleren oder dunkleren Schattirungen, und sie wichen im Ausdruck des Gesichts eben so sehr, wie in der Farbe, von einander ab.

Einige waren alt, runzelig und roh auszusehend, aber Viele von ihnen auch jung, von edeln Zügen und wahrhaft schön.

Sie waren in verschiedenen Attituden gruppirt. Ihr Geschrei hatte aufgehört, aber sie murmelten in leisen, klagenden Tönen untereinander.

Bei schärferer Betrachtung sah ich Blut an ihren Ohren herabrinnen. Es Befleckte ihren Hals und träufelte ihre Gewänder herab.

Ein Blick war hinreichend, um mir die Ursache davon zu verkünden — sie waren ihrer goldenen Ohrgehänge beraubt worden.

Um sie her standen die abgestiegenen Skalpjäger in Gruppen beisammen. Sie sprachen in Flüstertönen und mit leisem Murmeln. An ihren Gewändern zeigten sich Gegenstände, welche mein Auge anzogen, aus ihren Jagdtaschen und Proviantsäcken ragten eigenthümliche Zierathen hervor — goldene Perlenschnüre hingen um ihren Hals und auf ihrer Brust herab. Es war der geraubte Schmuck der indianischen Mädchen.

Auf anderen Gegenständen ruhten meine Blicke, aber mit Gefühlen noch tieferen Schmerzes. Hinter den Gürteln Vieler von ihnen staken frische, noch dampfende Skalpe — ihre Messerhefte und Finger waren roth, an ihren Händen klebte Blut — ihre Mienen waren düster.

Das Bild war ein Schauer erregendes, und um seine furchtbare Wirkung zu erhöhen; rollten in diesem Augenblicke schwarze Wolken über das Thal und hüllten die Berge in ihre dunklen Massen. Die Blitze zuckten zwischen den Gipfeln umher und ihnen folgten in kurzen Zwischenräumen betäubende Donnerschläge.

„Bringt die Maulthiere herbei!“ schrie Seguin, als er mit seiner Tochter die Leiter herabstieg.

Es wurde ein Signal gegeben und kurz darauf kamen die Maulthiere unter der Obhut der Arrieros reihenweise über die Ebene.

„Sucht alles gedörrte Fleisch in der Stadt zusammen; packt es so schnell wie möglich auf!“

Vor den meisten Häusern hingen Tafajo-Guirlanden an den Wänden, auch getrocknete Früchte und Gemüse, Chile, Kamawurzeln und mit Piniennüssen gefüllte Ledersäcke waren zu finden.

Das Fleisch war bald herbeigebracht und mehrere von den den Leuten halfen den Arrieros beim Aufpacken desselben.

„Es wird schwerlich genug sein,“ sagte Seguin.

„Hier, Rube“ fuhr er, zu dem alten Trapper gewendet, fort, „suche die Gefangenen aus; wir werden nicht mehr wie zwanzig mitnehmen können. Ihr kennt sie; wählt diejenigen, von denen am ersten zu erwarten ist, daß sie zum Austausch locken können.“

Hiermit wendete sich der Anführer dem Atajo zu, wohin er seine Tochter führte, um sie auf eines von den Maulthieren zu setzen.

Rube ging daran, dem ihm gegebenen Befehle zu gehorchen. In Kurzem hatte er eine Anzahl von

widerstandslosen Gefangenen zusammengebracht und sie von der Menge gesondert. Es waren meistens Mädchen und junge Burschen, deren Kleidung und Züge verriethen, daß sie zum Adel der Nation gehörten, daß sie Kinder von Häuptlingen und Kriegeren waren.

Dieses Verfahren wurde nicht mit Schweigen aufgenommen. Die Leute hatten sich zusammengestellt und begannen in lauter, meuterischer Sprache miteinander zu reden.

„Wagh!“ rief Kirker, ein Bursche von brutalem Aussehen, „es sind hier für uns Alle Weiber da, Jungens, warum sollte nicht Jeder zulangen? — wahrhaftig!“

„Kirker hat Recht,“ entgegnete ein Anderer; „ich muß eine Squaw haben, und ich bin entschlossen, mir eine zu nehmen, oder zu bersten.“

„Aber wie wollt Ihr sie unterwegs ernähren? — Wir haben nicht Fleisch genug, wenn wir für Jeden eine nehmen.“

„Das Fleisch soll zum Teufel gehen,“ rief der Zweite. „Wir können den del Norte in vier Tagen oder noch kürzerer Zeit erreichen; wozu brauchen wir also so viel Fleisch?“

„Es ist Fleisch genug da,“ meinte Kirker; „das ist nur ein Palavre vom Capitain. Wenn es alle ist, so können wir die Weiber zurücklassen und dasjenige von ihnen mitnehmen, was wir am Leichtesten fortschaffen können.“

Dies wurde mit einer bedeutungsvollen Geberde und einer Grausamkeit des Ausdrucks gesagt, welche empörend auf mich wirkte.

„Nun, Jungens, was sagt Ihr?“

„Ich denke wie Kicker.“

„Ich auch!“

„Ich auch!“

„Ich auch!“

„Ich will keine Rathschläge geben,“ fügte der Unmensch hinzu: „Ihr mögt Alle thun, was Ihr wollt; aber dieser Nigger hat keine Lust, mitten im Ueberflusse zu verhungern.“

„Und ganz recht, Kamerad, — Ihr habt Recht!“

Nun, wer zuerst gesprochen hat, kann zuerst auslesen. Das ist das Gebirgsgesetz. Ich halte mich also zu Dir, altes Mädchen. Willst Du mitkommen?“

Hiermit ergriff er eine von den Indianerinnen, ein großes hübsches Weib, rauh am Arme und begann es nach dem Atajo zuzuziehen.

Das Weib kreischte und leistete Widerstand — es war entsetzt —: nicht über das, was gesagt worden war, denn sie verstand es nicht — sondern von dem schändlichen Ausdruck, welchen sie deutlich auf dem Gesicht des Mannes erkannte.

„Willst Du gleich Deine Fleischfalle zumachen!“ schrie er, indem er sie immer nach den Maulthieren zuzog. „Ich werde Dich nicht fressen. Ich habe zu meiner Zeit eine Menge von Weibern gehabt, und bis jetzt noch keine von ihnen aufgezehrt. Wagh! sei nicht so furchtsam! komm, steige hier auf; ha, jup!“

Und mit diesem Ausrufe hob er das Weib auf eines von den Maulthieren.

„Wenn Du nicht still sitztest, so binde ich Dich, — hörst Du?“ und er hielt ihr den Lasso vor und

gab seinen Vorsatz durch Zeichen zu verlihen.

jetzt erfolgte eine entsetzliche Scene.

Ein Theil der Skalpjäger folgte dem Beispiel ihres schändlichen Kameraden. Ein Jeder wählte das Mädchen oder Weib, welches ihm gefallen hatte, und begann sie nach dem Atajo zu schleppen. Die Frauenzimmer kreischten, die Männer schrien und fluchten und strebten nach derselben Beute, einem schönern Mädchen, als die übrigen. Die Folge davon war ein Streit. Man hörte Flüche und Ausrufungen. Es wurden Messer gezogen und Pistolen gespannt.

„Spielt Schrift oder Wappen um sie!“ rief Einer.

„Ja, das ist billig. Schlage an!“ schrien Mehrere.

Der Wink wurde angenommen und die Schöne ward das Eigenthum des Gewinners.

Nach wenigen Minuten trug fast jedes Maulthier des Atajo ein indianisches Mädchen.

Einige von den Jägern hatten keinen Theil an diesem sabinischen Verfahren genommen; einige mißbilligten es — denn nicht Alle waren schlecht — aus Menschlichkeitsgründen. Andere wollten sich nicht mit einer Squaw belästigen, sondern standen abseits und begrüßten die Scene mit wildem Lachen.

Während dieser ganzen Zeit war Seguin mit seiner Tochter auf der andern Seite des Gebäudes gewesen. Er hatte sie auf eines von den Maulthieren gesetzt und ihre Schultern mit seiner Serape bedeckt. Er traf alle Vorbereitungen zu ihrer Reise, weiche ihm die zärtliche Fürsorge des Vaters eingab.

Der Lärm erregte endlich seine Aufmerksamkeit.

Er ließ sie unter der Obhut seiner Diener und eilte nach vorn.

„Kameraden!“ rief er, nachdem er einen Blick auf die Gefangenen auf den Maulthieren geworfen und sogleich Alles, was vorgegangen, begriffen hatte, „es sind ihrer hier zu viele; sind das diejenigen, welche Ihr ausgewählt habt?“

Diese Frage wurde an den Trapper Rube gerichtet.

„Nein!“ antwortete der letztere, „das sind sie!“ und er deutete dabei auf die von ihm Ausgelesenen.

„Nun, so laßt Jene absteigen und setzt die von Euch gewählten auf die Maulthiere. Wir müssen durch eine Wüste ziehen, und wir werden kaum in dieser Zahl hindurch kommen können.“

Und er begann, ohne wie es schien, die finstern Blicke seiner Leute zu bemerken, in Gesellschaft Rube's und mehrerer Anderer den von ihm ausgegangenen Befehl auszuführen.

Die Entrüstung der Jäger zeigte sich jetzt in offener Meuterei. Es wurden wilde Blicke gewechselt und laute Drohungen ausgestoßen.

„Bei Gott!“ rief der Eine, „ich will entweder mein Mädchen oder ihren Skalp haben.“

„Vaya!“ rief ein Anderer in spanischer Sprache, „warum wollen wir eine von ihnen mitnehmen — sie sind am Ende noch nicht der Mühe werth. Keine Einzige ist so viel werth, wie ihr Skalp.“

„Nun, so nehmt die Skalpe und laßt die Dirnen hier!“ schlug ein Dritter vor.

„Das sage ich auch!“

„Ich auch!“ .

„Ich stimme mit Euch, Ohr alten Gäule!“

„Kameraden,“ sagte Seguin, zu den Meuterern gewendet, im sanftesten Tone, „erinnert Euch Eurer Versprechen! Zählt die Gefangenen, wie wir es ausgemacht haben; ich büрге für die Bezahlung Aller.“

„Könnt Ihr sie jetzt bezahlen?“ fragte Einer.

„Ihr wißt selbst, daß das unmöglich sein würde.“

„Bezahlt jetzt für sie! bezahlt jetzt!“ schrien Mehrere.

„Geld oder Skalpe, sage ich.“

„*Carrajo!* woher soll der Capitain, wenn wir nach Paso kommen, das Geld eher hernehmen, als hier? Er ist weder ein Jude, noch ein Bankier, und wenn er so reich geworden wäre, so würde es eine Neuigkeit für mich sein. Woher soll das Geld kommen?“

„Nicht von dem Cabildo, wenn der Skalp nicht eingeliefert wird. Dafür büрге ich.“

„Sehr wahr, Jose; sie werden weder ihm, noch uns Geld geben, und wir können es selbst holen, wenn wir die Skalpe aufweisen — das können wir!“

„Wagh! was kümmert er sich um uns, seit er seinen Wunsch erlangt hat?“

„Keinen Heller! Er hat uns nicht an den Prieto gehen lassen, wo wir das Gold scheffelweise hätten holen können.“

„Jetzt verlangt er, daß wir auch diese Aussicht wegwerfen sollen. Wir würden verdammte Narren sein, wenn wir es thäten, das sage ich!“

Es fiel mir in diesem Augenblicke ein, daß ich mich vielleicht mit Erfolg würde einmischen können. Die Meuterer schienen weiter nichts zu verlangen, als Geld wenigstens war es die Beschwerde, welche sie vorschützten, und um nicht von dem furchtbaren Drama Zeuge zu werden, welches der Aufführung nahe zu sein schien, würde ich gern mein ganzes Vermögen aufgeopfert haben.

„Leute!“ rief ich, indem ich meine Stimme so anstrengte, daß sie den Lärm übertäubte; „wenn Ihr es der Mühe für werth erachtet, auf meine Worte zu hören, so will ich Euch etwas sagen. Ich habe mit der letzten Karavane eine Ladung Waaren nach Chihuahua geschickt. Wenn wir nach El Paso kommen, so werden die Händler zurückgekehrt sein und ich doppelt so viel, als Ihr verlangt, besitzen. Wenn Ihr mein Versprechen annehmen wollt, so werde ich dafür sorgen, daß Ihr bezahlt werdet.“

„Wagh, das klingt schon recht gut. Was wissen wir aber von Euch oder Euern Waaren?“

„*Vaya!* ein Vogel in der Hand ist mehr werth, als zwei auf dem Dache.“

„Er ist ein Krämer, wer wird sich auf sein Wort verlassen!“

„Zum Teufel mit seinen Waaren! Skalpe oder Geld! — Geld oder Skalpe! Das ist der Rath dieses Niggers, und wenn Ihr ihn nicht annehmt, Jungens, so könnt Ihr es lassen; aber es ist die ganze Bezahlung, die Ihr je in Eure Klauen bekommen werdet.“

Die Leute hatten Blut gekostet und dürsteten gleich dem Tiger, nach mehr. Auf allen Seiten sah man blitzende Augen und die Gesichter Einiger von ihnen zeigte eine thierische Wildheit, welche einen häßlichen Anblick darbot. Die Räuberbanden-Disciplin, welche bisher geherrscht, schien völlig entschwunden zu sein und der Gewalt des Anführers Trotz geboten zu werden.

Auf der andern Seite standen die Weiber aneinander geschmiegt und vor Furcht zitternd; sie konnten die meuterische Sprache nicht verstehen, sahen aber drohende Haltungen und zornige Gesichter; sie sahen, wie Messer gezogen, und hörten, wie Büchsen und Pistolen gespannt wurden; sie wußten, daß Gefahr drohte, und kauerten sich jammernd nieder.

Bis zu. Diesem Augenblicke hatte Seguin fortwährend Anweisungen für das Fortbringen seiner Gefangenen gegeben. Sein Benehmen war noch eben so seltsam zerstreut, wie seit der Scene des Wiedersehens seiner Tochter! Diese, an seinem Herzen nagende größere Sorge schien ihn für das, was vorging, unempfindlich zu machen.

Es war nicht so.

Als Kirker geendet hatte — denn er war derjenige gewesen, welcher zuletzt gesprochen, trat eine blitzschnelle Veränderung in Seguins Wesen ein. Er erhob sich plötzlich aus seiner gleichgiltigen Haltung und trat vor die Meuterer.

„Wagt es, Eure Schwüre zu entehren!“ rief er mit Donnerstimme; „beim ewigen Gott! der Erste, welcher ein Messer oder eine Büchse entehrt, wird augenblicklich des Todes sein!“

Es entstand eine Pause und ein Augenblick tiefer Stille.

„Ich hatte ein Gelübde gethan,“ fuhr er fort, „wenn es Gott gefallen sollte, mir mein Kind wiederzugeben, diese Hand nicht mehr mit Blut zu beflecken. Wenn mich irgend Einer zwingt, dieses Gelübde zu brechen, so schwöre ich zum Himmel, daß sein Blut das erste sein soll, welches sie befleckt.“

Durch die Menge lief ein düsteres Murren, aber keine Antwort wurde gehört.

„Du bist bei alle Deinem Lärmen doch nur ein feiger Poltron,“ fuhr er fort, indem er sich zu Kirker umwendete; und ihm in's Auge blickte. „Stecke das Messer ein! — schnell! oder so wahr ein Gott im Himmel lebt, sende ich diese Kugel durch Dein schändliches Herz.“

Seguin hatte ein Pistol gezogen und stand in einer Haltung da, welche verkündete, daß er seine Drohung ausführen würde. Seine Gestalt schien größer geworden zu sein; sein rollendes Auge blitzte und der Mann erbebte von seinem Blicke. Er sah darin den Tod, wenn er ungehorsam sein sollte, und mit einem mürrischen Gemurmel fingerte er mechanisch an seinem Gürtel umher und steckte die Waffe wieder in ihre Scheide.

Die Meuterei war aber noch nicht unterdrückt. Es gab unter den Aufrührern Mehrere, die nicht so leicht zu besiegen waren. Noch immer wurden wilde Rufe gehört und die Meuterer begannen einander von Neuem mit ihrem Geschrei zu ermuthigen.

Ich hatte mich mit gespannten Revolvern neben den Anführer gestellt, um ihm, wenn es nöthig werden sollte, bis zum Tode beizustehen.

Mehrere Andere, unter denen sich Rube, Garey, Sanchez der Stierkämpfer und der Maricopa befanden, hatten das selbe gethan.

Die feindlichen Parteien waren einander beinahe gleich, und wenn wir gekämpft hätten, würde ein furchtbares Gemetzel entstanden sein; aber in diesem Augenblicke erschien ein Gegenstand, welcher den Groll Aller erstickte. Es war der gemeinschaftliche Feind.

*

Fern am westlichen Rande des Thales konnten wir Hunderte von dunklen Gestalten über die

Ebene kommen sehen. Sie waren noch in weiter Entfernung, aber das geübte Auge der Jäger erkannte sie auf den ersten Blick. Es waren Reiter — es waren Indianer — es waren unsere Verfolger — die Navajos.

Sie ritten in vollem Galopp und hatten sich über die Prairie ausgedehnt, wie Jagdhunde, — sie mußten in ganz Kurzem über uns sein.

„Dort!“ rief Seguin, „dort sind Skalpe genug, um Euch zu befriedigen. Zuerst wollen wir aber für unsere eigenen sorgen. — Kommt auf Eure Pferde! vorwärts mit dem Atajo! ich werde in Paso mein Wort gegen Euch halten. Sitzt auf, wackere Burschen! sitzt auf!“

Die letzten Worte wurden in versöhnlichem Tone gesprochen; aber es bedurfte derselben nicht, um die Bewegungen der Jäger zu beschleunigen. Sie kannten ihre Gefahr nur zu gut.

Sie hätten unter den Häusern den Angriff abwehren können; aber es würde nur bis zur Rückkehr des Hauptstammes gedauert haben, und sie wußten, daß sie dann sämmtlich das Leben hätten verlieren müssen. Sich in der Stadt zu halten, würde Wahnsinn gewesen sein, und sie konnten natürlich nicht daran denken.

Wir waren augenblicklich in unsern Sätteln und der Atajo, mit den Gefangenen und Mundvorräthen, wurde dem Walde zugetrieben.

Wir beabsichtigten, durch die östliche Schlucht zu gehen, da uns der Rückzug auf dem anderen Wege jetzt von den herannahenden Reitern abgeschnitten wurde.

Seguin hatte sich an die Spitze gestellt und führte das Maulthier, auf welchem seine Tochter saß, die Uebrigen folgten ihm unordentlich über die Ebene.

Ich war einer von den letzten, welche die Stadt verließen. Ich hatte mich absichtlich im Hintertreffen gehalten, da ich eine Schandthat fürchtete und entschlossen war, sie womöglich zu verhindern.

„Endlich“ dachte ich, „sind sie Alle fort.“ Ich gab meinem Pferde die Sporen und galoppirte den Meinigen nach.

Als ich mich etwa hundert Schritt von den Mauern entfernt hatte, ertönte hinter mir ein laut gellendes Geschrei.

Ich hielt mein Pferd an, wendete mich im Sattel um und blickte besorgt zurück.

Ein zweites, wildes wüthendes Geschrei deutete mir den Punkt an, woher das erste gekommen war.

Auf dem höchsten Dache des Tempels rangen zwei Männer mit einander. Ich erkannte sie auf den ersten Blick und wußte, daß es ein Kampf auf Leben und Tod war. Den Einen erkannte ich an dem wallenden weißen Haar als den Medizinhauptling. Die spärlichen Kleidungsstücke — die nackten Knöchel — die enganschließende Mütze, ließen mich leicht seinen Gegner unterscheiden. Es war der ohrenlose Trapper.

Der Kampf dauerte nur kurze Zeit. Ich hatte seinen Anfang nicht gesehen, wurde aber bald ein Zeuge seiner Entwicklung. Als ich mich umwendete, hatte der Trapper seinen Gegner bis an die Brustwehr gezogen und beugte ihn mit seinen langen, muskulösen Armen über den Rand derselben. In der andern Hand schwang er sein langes Messer.

Ich sah ein schnelles Blitzen, als die Klinge herabgestoßen wurde — ein rother Blutstrom sprudelte über die Gewänder des Indianers, seine Arme sanken herab — sein Körper hing über

das Mauerwerk — schwankte einen Augenblick und fiel dann mit einem dumpfen Schall auf die untere Terrasse.

Derselbe wilde Schrei erschallte von Neuem in mein Ohr und der Jäger verschwand vom Dache. Ich wendete mich um und ritt weiter.

Ich wußte, daß es der Abschluß einer alten Rechnung — die Erfüllung eines furchtbaren Racheschwures gewesen war.

Hinter mir erschallte Hufschlag und ein Jäger ritt zu mir heran.

Ohne den Kopf umzuwenden, wußte ich, daß es der Trapper war.

„Ein ehrlicher Tausch ist kein Diebstahl,“ sagte er; „das Haar ist hübsch. Wagh! es wird das meine weder flicken, noch zu ihm passen, aber es erleichtert mit das Herz.“

Von diesen Worten verblüfft, wendete ich mich um und suchte ihre Bedeutung zu ergründen. Meinen Augen bot sich ein eigenthümlicher Anblick. An dem Gürtel des Jägers hing ein Gegenstand, welcher aussah, wie ein Strähn schneeweißen Flachses; — aber das war es nicht. Es war Haar — es war ein Skalp!

Ueber die silbernen Fäden rannen Blutstropfen herab und quer über sie lief, beinahe in der Mitte, ein breiter, rother Streifen — es war die Färbung, welche das Messer des Trappers beim Abwischen zurückgelassen hatte.

Zehntes Kapitel.

Das Gefecht am Cannon.

Wir drangen in den Wald und folgten dem indianischen Wege stromaufwärts. Wir eilten dahin, so schnell sich der Atajo treiben ließ. Ein kurzer Trab über eine fünf Meilen breite Strecke brachte uns an das östliche Ende des Thales. Hier näherte sich die Sierra dem Flusse und bildete einen Cannon. Es war eine finstere Schlucht, welche der, durch die wir vom Westen hereingekommen, ähnlich war, aber noch furchtbarer aussah.

Sie wich besonders darin von der ersteren ab, daß zu beiden Seiten kein Weg über die Berge führte. Das Thal war von steilen Klippen umschlossen und der Pfad lief durch das Cannon — am Bette des Flusses hinauf. Der letztere war seicht. Bei starken Regengüssen wurde er zu einem Strome und dann war das Thal von Osten her unzugänglich, aber dies kam in jenen regenlosen Gegenden nur selten vor.

Wir betraten das Cannon, ohne Halt zu machen, und galoppirten über die Geröllsteine und mächtigen Felsstücke, die in seinem Bette lagen. Hoch über uns ragten die steilen Klippen Tausende von Fußem empor; große Felsen neigten sich über das Wasser; alte Fichten mit spitzen Nadeln hingen in den Felsspalten wurzelnd herab, gestaltlose Massen von Kaktus und Mezcalpflanzen krochen über die Klippen dahin und erhöhten die Wildheit der Scenerie durch ihre malerischen, aber düsteren Formationen.

In dem Passe war es durch den Schatten der überhängenden Massen dunkel, aber jetzt noch dunkler als gewöhnlich da die Klippen über unsern Köpfen von schwarzen Gewitterwolken

umhüllt wurden. Durch diese zuckten in kurzen Zwischenräumen die Blitze und spiegelten sich im Wasser zu unsern Füßen ab. Der Donner rollte in kurzen, scharfen Stößen über die Schlucht bis jetzt aber regnete es noch nicht.

Wir plätscherten hastig, dem Führer nach, durch den seichten Fluß. Es gab nicht gefahrlose Stellen darin, wo das Wasser mit einer Heftigkeit, welche unsere Pferde beinahe niederwarf, um Felsenvorsprünge brauste, aber wir hatten keine Wahl und kletterten, unsere Thiere mit Stimme und Sporn antreibend, weiter.

Nachdem wir einige hundert Schritt weiter gekommen waren, erreichten wir die Höhe des Cannons und kletterten auf dem Ufer heraus.

„Nun, Capitain,“ rief der Führer, indem er anhielt und nach dem Eingange deutete, „hier ist der beste Ort zur Vertheidigung. Wir können sie zurückhalten, bis sie der Sache müde werden. Das ist es, was wir zu thun vermögen.“

„Ihr wißt gewiß, daß außer diesem kein anderer Paß herausführt?“

„Keine Ritze, durch die eine Katze entwischen könnte — das heißt, wenn sie nicht um die andere gehen, aber dadurch würden sie auch, meiner Berechnung nach, einen Umweg von zwei Tagen machen.“

„Nun, so wollen wir diese Stelle vertheidigen.“

„Steigt ab, Leute! werft Euch hinter die Felsen.“

„Wenn Ihr meinem Rath gehorchen wolltet, Capitain — so würde ich die Maulthiere und Weiber mit einigen Männern zur Bewachung — diejenigen, welche die schlechtesten Pferde reiten, voraussenden. Wenn wir einmal gehen, wird es Nase an Schwanz heißen, und wenn sie jetzt aufbrechen, so seht Ihr, daß wir sie leicht auf der andern Seite der Prairie einholen können.“

„Ihr habt Recht, Rube. Wir können nicht lange hier bleiben. Die Mundvorräthe werden uns ausgehen; sie müssen sich vorausbegeben. Denkt Ihr, daß jener Berg weit von der Linie unsers Marsches liegt?“

Seguin deutete bei diesen Worten auf einen schneebedeckten Gipfel, welcher im fernen Osten über die Ebene heraufragte.

Der Weg welchen wir einschlagen müssen, wenn wir über das alte Bergwerk gehen wollen, führt dicht daran vorbei, Capitain. Südlich von jenem Schneegipfel ist ein Paß — es ist der Weg, auf dem ich selbst einmal entwischt bin.“

„Nun gut! die Vorausgehenden können den Berg zum Führer nehmen. Ich will sie sofort abgehen lassen.“

Etwa zwanzig Mann, welche die schlechtesten Pferde ritten, wurden unter der Bande ausgewählt. Diese machten sich mit dem Atajo und den Gefangenen augenblicklich auf den Weg und ritten auf den Schneeberg zu.

El Sol ging, mit der Aufsicht über Dacoma und die Tochter unseres Anführers betraut, mit dieser Abtheilung. Die Uebrigen schickten sich an, den Paß zu vertheidigen.

Unsere Pferde wurden in einer Vertiefung angebunden und wir stellten uns an einem Punkte auf, von wo wir die Mündung des Cannons mit unsern Büchsen bequem beherrschen konnten.

Wir warteten schweigend auf den herannahenden Feind. Bis jetzt war noch kein Kriegsruf zu uns gedrungen, aber wir wußten, daß unsere Verfolger nicht weit entfernt sein konnten, knieten hinter

die Felsen und spähten angestrengt die dunkle Schlucht hinab.

Es ist schwer, mit der Feder eine Idee von unserer Stellung zu geben. Der Punkt, welchen wir zur Vertheidigung ausgewählt hatten, war in seiner Art einzig, aber nicht leicht zu beschreiben.

Es ist nöthig, etwas von seinem eigenthümlichen Charakter zu wissen, um das, was jetzt erfolgte, zu begreifen.

Der Fluß strömt, nachdem er sich eine Strecke weit in einem seichten, steinigen Bette dahin gewunden hatte, durch eine mächtige, thürartige Spalte zwischen zwei Riesenportalen in das Cannon. Eines von diesen, war das steile Ende des Granitgebirges — das andere eine abgelöste Masse von geschichteten Felsen.

Unter diesem Thore wurde das Flußbett auf eine Strecke von etwa hundert Schritt lang breiter und hier war der Boden mit losen Steinen und Treibholzbalken bedeckt.

Noch weiter hinab näherten sich die Klippen einander so, daß nur zwei Reiter nebeneinander zwischen ihnen hindurchkommen konnten und jenseits dieser Stelle wurde der Kanal abermals breiter und das Flußbett war mit mächtigen, von den Bergen herabgefallenen Felsstücken angefüllt.

Die Stelle, welche wir einnahmen, war zwischen dem Felsen und dem Treibholze innerhalb des Cannons und unterhalb der großen Spalte, welche seine Mündung bildete. Wir hatten die Position nothgedrungen wählen müssen, da an diesem Punkte das Ufer abschüssig war und einen Ausweg nach dem offenen Lande darbot, auf welchem uns unsere Verfolger in die Flanke kommen konnten, wenn wir ihnen erlaubten, so weit heraufzudringen. Es war daher nöthig, dies zu verhindern, und wir stellten uns so auf, daß wir die untere oder zweite schmale Stelle des Kanals vertheidigten.

Wir wußten, daß unterhalb dieses Punktes steile Klippen das Flußbett auf beiden Seiten ummauerten, so daß es ihnen unmöglich sein würde, herauszusteigen; wenn wir sie abhalten konnten, einen Sturm auf das beengte Ufer zu unternehmen, so verhinderten wir sie an jedem weiteren Vorbringen.

Sie konnten unserer Stellung nur dadurch in die Flanke kommen, daß sie in das Thal zurücktritten und sich nach dem westlichen Ende, eine Strecke von wenigstens funfzig Meilen, begaben.

Jedenfalls waren wir im Stande, sie im Schach zu halten, bis der Atajo weit vorausgekommen war, und dann beabsichtigten wir, uns auf unsere Pferde zu verlassen und ihn in der Nacht einzuholen. Wir wußten, daß wir endlich doch die Vertheidigung aufgeben mußten, da der Mangel an Mundvorräthen uns nicht gestatten würde, uns längere Zeit zu halten.

Wir hatten uns auf Befehl unsers Anführers zwischen den Felsen niedergeworfen. Der Donner rollte jetzt über unsern Häuptern und hallte in dem Cannon wieder. Schwarze Wolken zogen, von blendenden Blitzen zerspalten und zerrissen, über die Klippen dahin, große Tropfen, welche bis jetzt aber noch dünn fielen, schlugen auf die Steine nieder.

Wie mir Seguin gesagt hatte, sind Regen, Donner und Blitz seltene Erscheinungen in dieser Gegend, wenn sie aber einmal vorkommen, so geschieht es mit der Heftigkeit, welche die Stürme der Tropenländer charakterisirt. Die Elemente, welche ihrem gewohnten Zügel entronnen sind, wüthen in einem wilden Kriege. Die lange angesammelte Electricität, welche plötzlich aus ihrem Gleichgewicht gehoben ist, scheint sich an der Verwüstung zu ergötzen und zerreißt die Harmonie der Natur.

Das Auge des Geognosten konnte sich bei einem Blicke auf die Oberfläche dieser Hochebenen nicht im Charakter ihrer Atmosphäre täuschen. Die furchtbaren Cannons, die tiefen Barrancas, die zerrissenen Ufer der Felsen und die durch den Lehm geschnittenen Kanäle der Arroyos — kurz Alles verkündet, daß wir uns in einem Lande plötzlicher Fluthen befinden.

Fern im Osten, — in der Nähe der Quelle des Flusses, — konnten wir sehen, daß der Sturm im vollen Grimme wüthete. Die Berge waren, in jener Richtung hin, unsichtbar geworden, dicke Regenwolken senkten sich auf sie herab und wir konnten das Geräusch des niederfallenden Wassers hören. Wir wußten, daß es bald bei uns sein würde.

„Ich möchte wissen, was sie zurückhält?“ fragte Einer.

Unsere Verfolger hatten Zeit gehabt heranzukommen; die Zögerung war unerwartet.

„Gott weiß es,“ antwortete ein Anderer, „wahrscheinlich werden sie die Stadt erst frisch anstreichen wollen.“

„Ich glaube eher, daß ihr Anstrich abgespült werden wird,“ erwiederte ein Dritter. „Seht nach dem Pulver auf Euern Pfannen, Gäule; das ist mein Rath.“

„Bei Gott;es wird in Mulden herunterkommen!“

„Das wäre eben recht, Jungen — Hurrah!“ rief der alte Rube.

„Warum? — wollt Ihr Euch ersäufen lassen, alter Gaul?“

„Das ist es gerade, was dieses Kind verlangt.“

„Nun, es ist mehr, als ich wünsche — ich möchte wissen, weshalb Ihr so naß werden wollt. Wünscht Ihr Euerm alten Cadaver das Fieber?“

„Wenn es zwei Stunden lang regnet,“ fuhr Rube fort, ohne die letzte Frage zu beachten, „so brauchen wir nicht hier zu bleiben, sehr Ihr?“

„Warum nicht, Reibe?“ fragte Seguin aufmerksam.

„Warum, Capitain?“ entgegnete der Führer, „ich habe den geringsten Regenschauer diesen Creek so groß machen sehen, daß Ihr keine Lust haben würdet, hindurchzuwaten. Hurrah, es kommt sicher genug! hurrah! es kommt!“

Als der Trapper diesen Ruf ausstieß, kam eine mächtige, schwarze Wolke von Osten herangerollt, bis ihre schwarzen Riesenschwingen eine Decke über das Defilé bildeten. Sie war mit Electricität gefüllt und der Donner brach von Zeit zu Zeit in lauten Explosionen aus, wenn die rothen Blitzstrahlen zischend hindurch zuckten.

Aus dieser Wolke fiel der Regen nicht in Tropfen — sondern, wie es der alte Jäger vorausgesagt hatte, — in Mulden.

Die Leute warfen hastig die Säume ihrer Jagdhernden über ihre Flintenschlösser und blieben schweigend, vom Sturm gepeitscht liegen.

Jetzt erregte ein anderer Ton unsere Aufmerksamkeit. Er glich dem anhaltenden Lärm einer Wagenreihe, welche über einen steinigen Weg dahin zieht.

Es war der Schall von Hufschlägen in dem steinigen Bett des Cannons, es waren die Hufschläge der nahenden Navajos.

Plötzlich hörte das Geräusch auf — zu welchem Zwecke? — vielleicht um zu recognosciren.

Diese Vermuthung erwies sich als richtig, denn nach wenigen Augenblicken zeigte sich ein kleinem rother Gegenstand über einem entfernten Felsen. Es war die Stirn eines Indianers mit ihrer Zinnoberbemalung.

Er war zu weit von uns, als daß eine Büchse hätte bis zu ihm tragen können und die Jäger beobachteten ihn, ohne sich zu bewegen.

Bald erschien ein Zweiter und dann ein Dritter und dann sah man eine Menge dunkler Gestalten von einem Felsen zum andern in dem Cannon hinaufschleichen.

Unsere Verfolger waren abgestiegen und näherten sich zu Fuße.

Unsere Gesichter wurden von den Wasserpflanzen, womit die Steine bedeckt waren, verborgen und die Indianer hatten uns bis jetzt noch nicht erspäht. Sie waren offenbar in Zweifel, ob wir weiter gegangen seien und dies war ihr Vortrab, welcher die nöthige Recognoscirung anstellte.

In Kurzem waren die Vordersten bis dicht an den schmalen Theil des Cannons gekommen. Unter diesem Punkte lag eine Felsenmasse und der obere Theil eines Indianerkopfes zeigte sich einen Augenblick darüber.

Im gleichen Moment krachten ein halbes Dutzend Büchsen. Der Kopf verschwand, aber im nächsten Moment sah man einen Gegenstand unten auf den Kieseln am Fuße des Felsens. Es war der braune Arm des Wilden, der mit der Handfläche nach oben lag. Wir wußten, daß die bleiernen Boten ihr Werk gethan hatten.

Die Verfolger hatten, wenn auch auf Kosten eines unter ihrer Zahl, jetzt unsere Anwesenheit, sowie unsere Stellung erkannt und wir sahen den Vortrab sich eben so zurückziehen, wie er sich genähert hatte.

Diejenigen, welche gefeuert hatten, luden ihre Büchsen wieder, knieten wie vorher hin und warteten mit scharfen Augen und gespannten Hähnen auf das Nahen der Feinde.

Es dauerte lange, ehe wir wieder etwas von den Indianern hörten, aber wir wußten, daß sie sich über einen Angriffsplan beriethen.

Es gab nur eine Weise, auf welche sie uns schlagen konnten — indem sie das Cannon hinaufstürmten und zum Handgemenge mit uns kamen. Bei einem Angriffe dieser Art würde ihr Hauptverlust durch die erste Salve erfolgen. Sie konnten auf uns einreiten, ehe wir wieder zu laden vermochten, und da sie uns an Zahl weit überlegen waren, den Kampf bald mit ihren langen Lanzen entscheiden.

Wir wußten alles dies, aber wir wußten auch daß eine erste Salve, wenn sie gut gefeuert wird, einen Indianerangriff stets zurückschlägt; und wir verließen uns auf diese Hoffnung.

Wir hatten ausgemacht, pelotonweise zu feuern und so den Vortheil einer zweiten Salve zu haben, wenn die Indianer sich nicht nach der ersten zurückziehen würden.

Beinahe eine Stunde lang kauerten die Jäger im strömenden Regen und sahen nur darauf, daß die Schlösser ihrer Gewehre trocken blieben. Das Wasser begann in schlammigen Fäden zwischen den Steinen hindurch zu sickern und knöcheltief um die Felsen zu strömen, womit der weite Kanal, worin wir jetzt standen, übersät war.

Ueber und unter uns lief aber der von dem schmaler werdenden Bett zusammengedrückte Strom mit bedeutender Schnelligkeit.

Die Sonne war untergegangen — wenigstens schien es in der düstern Schlucht, worin wir uns

befanden, so. Wir sehen dem Erscheinen unserer Feinde mit ungeduldiger Begier entgegen.

„Vielleicht sind sie auf dem andern Wege herumgegangen!“ meinte Einer.

„Nein, sie warten bis zum Einbruch der Nacht: sie werden es dann versuchen.“

„Nun, sie mögen warten!“ grollte Rube, „wenn sie grünschnäbelig dazu sind. Eine halbe Stunde wird hinreichen, oder dieses Kind versteht kein Wetterzeichen!“

„Still! still!“ flüsterten mehrere Stimmen zugleich; „seht, sie kommen! — sie kommen!“

Aller Augen waren hinab auf den Paß geheftet. Eine Menge von dunklen Gegenständen zeigten sich in der Ferne und füllten das Flußbett völlig aus. Es waren die Indianer und zu Pferde. Wir erkannten hieran, daß sie im Begriff waren, einen Sturm zu wagen. Auch ihre Bewegungen bestätigten es.

Sie hatten sich zwei Mann hoch formirt und hielten ihre Bogen bereit, um im Herangaloppiren einen Pfeilhagel auf uns fliegen zu lassen.

„Seht Euch vor Jungens,“ rief Rube; „sie kommen jetzt im Ernst; seht scharf durch Eure Visire und gebt Ihnen Euer Blei, hört Ihr!“

Bei diesen Worten des Trappers brachen zwanzig Stimmen in ein gleichzeitiges Gellen aus. Es war der Kriegsruf der Navajos.

Als die drohenden Töne durch das Cannon erschallten, wurden sie von dem lauten Hurrah der Jäger und dem wilden Jauchzen ihrer Delaware- und Shawano-Verbündeten beantwortet.

Die Indianer hielten einen Augenblick jenseits der schmälern Stelle des Cannon, bis die Hintersten herangekommen sein würden; hierauf stießen sie einen zweiten Schrei aus und gallopierten in die Schlucht.

Ihr Angriff war so plötzlich, daß mehrere von ihnen durch die Spalte gekommen waren, ehe ein Schuß gefeuert wurde, dann kam das Knallen der Musketen — das Krachen krach! — krach! der Büchsen — die lauterer Salven der spanischen Escopetten und der zischende Ton der indianischen Pfeile. Auf beiden Seiten wurden Schreie der Aufmunterung und Herausforderung ausgestoßen und man vernahm stöhnende Laute, wie die gerieften Kugeln oder die vergifteten Pfeilspitzen das weiche Fleisch zerrissen.

Mehrere von den Indianern waren auf die erste Salve gefallen. Eine Zahl war bis an die Stelle, wo wir im Hinterhalt lagen, vorwärts geritten und schoß ihre Pfeile in unsere Gesichter ab. Unsere Büchsen waren aber nicht alle abgeschossen und man sah die kühnen Wilden nach den einzeln auf einander folgenden Knallen aus den Sätteln stürzen.

Die Hauptmasse schwenkte hinter die Felsen und formirte sich jetzt zu einem zweiten Angriff.

Dies war der Augenblick der Gefahr. Unsere Gewehre waren abgeschossen und wir konnten sie nicht verhindern, durch die Oeffnung zu kommen, und nach dem offenen Lande hindurchzudringen. Ich sah Seguin seine Pistolen ziehen und vorwärts stürzen, indem er den auf gleiche Weise Bewaffneten zurief, daß sie seinem Beispiele folgen möchten.

Wir eilten unserm Anführer nach bis an den Rand des Cannons und standen, den Angriff erwartend, da.

Er mußte bald kommen, denn die durch eine Menge von Umständen erbitterten Feinde waren entschlossen, uns um jeden Preis zu vernichten. Wir hörten abermals ein wildes Kriegsgeschrei und bei seinem Wiederhall gallopierten die Wilden in die Oeffnung.

„Jetzt ist es Zeit!“ rief eine Stimme. „Feuer! Hurrah!“

Funfzig Pistolen knallten beinahe zu gleicher Zeit. Die vordersten Pferde bäumten sich und stürzten ausschlagend und sich umherrollend zurück. Sie bildeten eine Masse, welche den Kanal vollständig verstopfte. Die hinter ihnen Kommenden trieben ihre Pferde vorwärts. Einige kamen bis auf den Haufen gefallener Körper; ihre Pferde erhoben sich und fielen wieder zurück, so daß sie ihre todten und lebenden Reiter unter ihren Hufen zerstampften. Einige kamen heran und griffen uns mit ihren Lenzen an. Wir schlugen mit unsern Flintenkolben auf sie ein und drangen mit Messern und Tomahawks wild gegen sie.

Der Fluß hob sich und schäumte an die Felsen; die an der engeren Stelle liegenden Thiere dämmten ihn auf. Wir standen bis an die Hufe in der wachsenden Fluth. Der Donner brüllte über unsern Köpfen und die Blitze zuckten in unsere Gesichter, als ob die Elemente an dem Kampfe theilnahmen.

Das Geschrei dauerte eben so wild und Rache heischend, wie vorher, fort. Die Jäger beantworteten es mit wilden Herausforderungen. Flüche kamen von schäumenden Lippen und die Kämpfer umfaßten sich in der Umarmung, welche nur mit dem Tode endete.

Und jetzt erhob das hochgestauete Wasser die Körper der Thiere, welche den engen Raum bisher angefüllt hatten, und fegte sie hinaus.

O Gott! sie drängen sich herauf und unsere Gewehre sind entleert!

In diesem Augenblicke erschallt ein neuer Ton in unsern Ohren. Es war nicht das Geschrei von Männern, noch das Knallen von Gewehren, noch das Rollen des Donners — es war das dumpfe Brausen des Stromes!

Hinter uns ertönte ein warnender Ruf — eine Stimme schrie laut:

„So lieb Euch Euer Leben ist, an das Ufer! an das Ufer!“

Ich wendete mich um und sah meine Gefährten mit Worten des Schreckens und der Warnung nach dem Abhange eilen. In demselben Augenblick heftete sich mein Auge auf einen heranschwimmenden Gegenstand.

Keine zwanzig Schritt üder der Stelle, wo ich mich befand, kam eine braune, schwimmende Masse heran. Es war Wasser, welches auf seinem schaumigen Scheitel mächtige Treibholzstämme und abgerissene Baumäste trug.

Es war, als ob die Schleusen eines großen Dammes plötzlich hinweggerissen worden und dies der erste Strom der frei gewordenen Fluthen sei.

Während ich noch darauf blickte, schlug es mit einem Donnertone an das Portal des Cannon, wich dann zurück und flog bis zu einer Höhe von zwanzig Fuß auf. Im nächsten Augenblick kam es schäumend durch die Spalte.

Ich hörte das entsetzte Geschrei der Indianer, welche ihre Pferde schwenkten und flohen. Ich lief, meinen Gefährten nach, dem Ufer zu; ich wurde durch das Wasser gehemmt, welches bereits bis an meine Schenkel reichte, aber ich rang mich mit verzweifelter Energie hindurch, bis ich einen sichern Punkt erreicht hatte.

Ich war kaum herausgeklettert, als der Strom mit einem zischenden, siedenden Tone vorüberfegte. Ich blieb stehen, um ihn zu beobachten. Von der Steller wo ich war, konnte ich die Schlucht eine lange Strecke weit übersehen. Die Indianer waren bereits im vollen Galopp und ich sah die Schweife ihrer hintersten Pferde soeben über die Felsen verschwinden. Die Körper der

Todten und Verwundeten lagen immer noch im Flußbett. Es waren sowohl Jäger, wie Indianer. Die Verwundeten stießen ein Schreckensgeschrei aus, als sie die herankommenden Fluthen sahen. Diejenigen, welche unsere Kameraden gewesen waren, riefen nach Hilfe. Wir konnten nichts thun, um sie zu retten. Ihr Geschrei hatte uns kaum erreicht, als sie vom Cannon aus wie Federn aufgehoben und mit der Schnelligkeit der aus dem Laufe entsendeten Kugel hinabgetrieben wurden.

„Dort sind Drei gute Burschen untergegangen. Wagh!“

„Wer sind sie?“ fragte Seguin, und die Leute wendeten sich mit fragenden Blicken um.

„Ein Delaware und der lange Tim Harrys und —“

„Wer ist der Dritte, welcher uns fehlt — kann es Niemand sagen?“

„Ich glaube, daß es Kirker ist, Capitain.“

„Es ist Kirker, beim ewigen Gott! ich habe ihn stürzen sehen. Wagh! sein Haar werden sie jedenfalls abheben.“

„Ja, sie werden ihn unten herausfischen, das ist sicher!“

„Ich glaube, daß sie eine gute Menge von den ihren herausfischen werden.“

„Es wird jedenfalls ein scharfes Wettrennen sein. Ich habe gehört, daß ein Pferd mit einer Gewitterwolke um die Wette gelaufen ist; aber die Nigger werden sich anstrengen müssen, wenn ihre Schweife nicht naß werden, ehe sie an das andere Ende kommen.“

Während der Trapper noch sprach, wurden die Körper seiner Kameraden an eine Krümmung des Cannon geschleudert und unsern Augen entrissen. Das Bett war jetzt mit der schäumenden Fluth angefüllt, welche brausend an die Felsen schlug.

Unsere Gefahr war für jetzt vorüber.

Das Cannon war unzugänglich geworden und nachdem wir — die Meisten von uns mit Gefühlen des Grausens — auf den Strom geblickt hatten, wendeten wir uns ab und gingen der Stelle zu, wo unsere Pferde angebunden waren.

Elfte Kapitel.

Die Barranca.

Wir stellten unsere Pferde auf die Ebene, kehrten in das Dickicht zurück, hieben Holz und zündeten Feuer an. Wir fühlten uns sicher. Selbst wenn unsere Verfolger in das Thal zurück entkommen waren, konnten sie uns jetzt nicht anders mehr erreichen, als indem sie die Berge umgingen oder das Sinken der Fluth abwarteten.

Wir wußten, daß dies eben so plötzlich sein würde, wie ihr Steigen, wenn der Regen aufhörte; aber der Sturm wüthete immer noch mit unverminderter Wuth.

Wir konnten den Atajo bald einholen, beschlossen aber, noch eine Zeitlang im Cannon zu

bleiben, bis die Menschen und Pferde sich durch das Essen erquickt haben würden. Beide bedurften der Nahrung, da die Ereignisse des vorigen Tages keine Gelegenheit zu einem regelmäßigen Bivouac gegeben hatten.

Das Feuer loderte bald unter dem Schutze der überhängenden Felsen und das gedörrte Fleisch wurde zu unserm Abendessen gebraten und mit hinlänglichem Appetit gegessen.

Nach Beendigung desselben saßen wir mit dampfenden Kleidern um die rothen Kohlen. Mehrere von den Leuten hatten Wunden erhalten; diese wurden roh verbunden, da der Doctor mit dem Atajo vorausgegangen war.

Wir blieben mehrere Stunden lang in dem Cannon; der Sturm wüthete immer noch um uns, und das Wasser stieg höher und höher. Dies war es gerade, was wir wünschten und wir hatten die Genugthuung, die Fluth zu einer solchen Höhe wachsen zu sehen, daß sie, wie uns Rube versicherte, stundenlang nicht sinken konnte. Jetzt wurde beschlossen, unsere Reise fortzusetzen.

Es war ziemlich Mitternacht, als wir unsere Pferde holten und abritten. Der Regen hatte den von El Sol und seiner Abtheilung gemachten Weg theilweise verwischt, aber die Leute, welche ihm jetzt folgten, waren nicht besonders an Wegweiser gewöhnt, und Rube, der den Anführer machte, folgte ihm im Trabe. Von Zeit zu Zeit zeigten die Blitze die Maultierspuren im Boden und den weißen Berggipfel in der Ferne, welcher uns zum Leitstern diente.

Wir reis'ten die ganze Nacht hindurch. Eine Stunde nach Sonnenaufgang erreichten wir den Atajo am Fuße des Schneebergs. Wir hielten in dem Gebirgspasse und setzten nach kurzer, mit Kochen und Verzehren des Frühstücks zugebrachter Zeit unsere Reise über die Sierra fort.

Der Weg führte durch eine trockene Schlucht in eine offene Ebene, welche sich östlich und südlich weiter erstreckte, als unser Auge reichen konnte — es war eine Wüste.

*

Ich will die Ereignisse, welche uns auf dem Zuge durch jene furchtbare Yornada zustießen, nicht besonders erzählen; sie waren denen, welche wir in den Wüsten im Westen erfahren hatten, ähnlich. Wir litten an Durst und machten sechzig Meilen hintereinander, ohne Wasser zu finden. Wir kamen über Salbei bewachsene Ebenen, auf denen kein lebender Gegenstand die todtengleiche Einförmigkeit, welche uns umgab, unterbrach; wir kochten unsere Mahlzeiten an einem Feuer von Beifußstengeln, aber unsere Mundvorräthe gingen zu Ende, und eins von den Packmaultieren nach dem andern fiel unter den Händen der hungrigen Jäger. Des Nachts lagerten wir uns ohne Feuer. Wir wagten keins anzuzünden; denn wenn bis jetzt auch noch keine Verfolger erschienen waren, wußten wir doch, daß sie auf unsrer Fährte sein mußten. Wir waren mit solcher Eile gereis't, daß sie uns nicht hatten einholen können.

Drei Tage lang hielten wir uns südöstlich: Am Abend des dritten sahen wir das Mimbresgebirge am östlichen Rande der Wüste anfragen. Der Gipfel desselben war den Jägern bekannt und wurde unser Führer.

Wir näherten uns dem Mimbres in diagonaler Richtung, da es unsere Absicht war, auf der Straße des alten Bergwerkes, welches einst unserm Anführer gehört hatte, durch die Sierra zu ziehen. Für ihn war jeder Gegenstand der Landschaft ein Vertrauter. Ich bemerkte, daß sie um desto höher stieg, je weiter heimwärts wir kamen.

Gegen Sonnenuntergang erreichten wir den Ausgang der Barranca del Oro — einer ungeheuren Kluft, welche die Ebene durchschnitt und nach dem verlassenen Bergwerke hinabführte. Dieser,

wie es schien von einem Erdbeben gerissene Felsenschlund zog sich mehr als zwanzig Meilen weit hin. Zu beiden Seiten war ein Weg, denn zu beiden Seiten lief die Ebene horizontal bis dicht an den Rand des Abgrunds. Etwa auf halbem Wege nach dem Bergwerke, wußte der Führer auf der linken Seite eine Quelle, und wir richteten unsere Reise auf dieselbe, um beim Wasser zu lagern.

Wir schleppten uns müde dahin. Es war beinahe Mitternacht, als wir an die Quelle kamen. Unsere Pferde wurden abgezäumt und auf der Ebene ausgepflöckt.

Hier hatte Seguin beschlossen, länger als gewöhnlich zu bleiben. Ein Gefühl der Sicherheit hatte sich seiner bemächtigt, als er sich dieser bekannten Gegend näherte.

Die Quelle wurde von einem Dickicht aus jungen Cottonbäumen und Weiden umsäumt, und mitten in demselben ward ein Feuer angezündet. Wiederum wurde ein Maulthier dem Drängen des Hungers geopfert und die Jäger warfen sich, nachdem sie das zähe Fleisch verzehrt hatten, auf den Boden, um zu schlafen. Nur die Pferdewächter standen draußen, auf die Büchsen gelehnt, schweigend und wachsam da.

Ich legte mein Haupt in die Höhlung meines Sattels und streckte mich am Feuer aus. Seguin und seine Tochter waren neben mir. Die indianischen Gefangenen und mexicanischen Mädchen lagen gruppenweise in ihre Tilmas und gestreiften Decken gehüllt auf dem Boden. Sie schliefen Alle oder schienen doch zu schlummern.

Meine Augen ruhten auf den Zügen Adelsens, welche nach oben gewendet waren und im Feuerscheine schimmerten.

Ich erkannte die Umrisse des Gesichts ihrer Schwester: die hohe, edle Stirn, die gewölbten Brauen und die schön geschnittene Nase. Aber ihr heller Teint war nicht hier zu finden — das Lächeln engelhafter Unschuld war nicht mehr da! Das Haar war dunkel, die Haut gebräunt und das Auge zeigte einen wilden Ausdruck, welchen ihm ohne Zweifel die Erfahrung vieler wilden Szenen eingepägt hatte. Dessenungeachtet war sie schön; aber es war eine Schönheit von weit weniger geistiger Art, wie die meiner Verlobten.

Ihr Busen hob und senkte sich in kurzen unregelmäßigen Pulsschlägen. Ein paar Mal erwachte sie und murmelte einige Worte in indianischer Sprache. Ihr Schlaf war unruhig und unterbrochen.

Während der Reise hatte Seguin sie mit der ganzen zärtlichen Sorgfalt eines Vaters behandelt. Sie hatte aber seine Aufmerksamkeiten mit Gleichgiltigkeit angenommen, oder sie höchstens mit kalter Dankbarkeit betrachtet. Es war schwer, die sie beseelenden Gefühle zu analysiren. Den größten Theil der Zeit über blieb sie stumm und düster.

Der Vater versuchte ein paar Mal die Erinnerungen ihrer Kindheit neu zu beleben, aber ohne Erfolg, und er hatte jedes Mal mit bekümmertem Herzen den Versuch aufgeben müssen.

Ich glaubte, daß er schlief. Ich hatte mich geirrt; als ich aufmerksam in sein Gesicht blickte, sah ich, daß er sie mit tiefem Interesse betrachtete und auf die sich ihren Lippen entringenden, gebrochenen Worte lauschte.

Seine Miene bot ein Bild des Schmerzes und der Besorgnisse, welches mein Herz rührte.

Während ich ihn betrachtete, murmelte das Mädchen einige für mich unverständliche Worth unter denen ich den Namen Dacoma's erkannte.

Ich sah, daß Seguin zusammenschrak, als er ihn vernahm.

„Das arme Kind!“ sagte er, als er wahrnahm, daß ich wach war, „sie träumt, und es ist ein

unruhiger Traum. Ich wäre beinahe geneigt, sie zu wecken.“

„Sie bedarf der Ruhm“ antwortete ich.

„Ja, wenn das Ruhe genannt werden kann. Hören Sie nicht? schon wieder Dacoma!“

„Es ist der Name des gefangenen Häuptlings.“

„Ja; sie hatte, den Gesetzen der Indianer gemäß, mit ihm verheirathet werden sollen.“

„Wie haben Sie aber dies erfahren?“

„Von Rube — er hatte es gehört, während er in der Stadt gefangen war.“

„Und denken Sie, daß sie ihn geliebt hat?“

„Nein, wie es scheint, nicht. Sie war als Tochter des Medicinhäuptlings adoptirt und Dacoma verlangte sie zur Gattin. Sie sollte ihm unter gewissen Bedingungen gegeben werden; aber sie fürchtete ihn, anstatt ihn zu lieben, wie ihre Worte jetzt beweisen. Das arme Kind! sie hat ein launisches Schicksal gehabt.“

„In zwei Tagen werden ihre Leiden vorüber sein.“

Sie wird ihrer Heimath, ihrer Mutter wiedergegeben werden!“

„Ja, aber wenn sie so bleiben sollte, wird es meiner armen Adele das Herz brechen.“

„Fürchten Sie nichts, mein Freund; die Zeit wird ihr die Erinnerung wiedergeben. Ich glaube von einem ähnlichen Umstande in den Grenzansiedelungen des Mississippi gehört zu haben.“

„O, sehr wahr; es ist häufig vorgekommen. Wir wollen das Beste hoffen.“

„Wenn sie einmal daheim ist, werden die Gegenstände, die sie in ihren jüngern Tagen umgeben haben, eine Saite in ihrer Erinnerung anschlagen. Sie kann sich noch an Alles erinnern, nicht wahr?“

„Wir wollen es hoffen — wir wollen es hoffen.“

„Auf alle Fälle wird die Gesellschaft ihrer Mutter und Schwester sie bald von den Gedanken an das wilde Leben losreißen. Fürchten sie nichts! sie wird wieder Ihre Tochter werden.“

Ich sprach diese Gedanken aus, um ihn zu trösten. Seguin antwortete nicht; aber ich sah, daß der peinliche und besorgte Ausdruck immer noch seine Züge bewölkte.

Mein Herz war ebenfalls bedrückt. Eine dunkle Ahnung begann es aus irgend einem Grunde zu beschleichen. Waren seine Gedanken mit den meinen in Verbindung?

„Wie langen,“ fragte ich, „wird es dauern, ehe wir Ihr Haus am Rio del Norte erreichen können?“

Ich wußte kaum, wodurch ich zu dieser Frage getrieben wurde. War es Furcht vor dem uns noch verfolgenden Feinde?

„Uebermorgen Abend,“ antwortete er. „Der Himmel gebe, daß wir sie wohlbehalten finden!“

Ich erschrak über diese Worte. Sie hatten mir einen plötzlichen Stich ins Herz gegeben. Dies war der wahre Grund meiner unbestimmten Ahnungen.

„Sie haben Befürchtungen?“ fragte ich hastig.

„Ja.“

„Wovor? vor wem?“

„Vor den Navajos.“

„Den Navajos?“

„Ja. Ich bin nicht ruhig gewesen, seit ich sie von dem Pinnon östlich gehen sah. Ich kann nicht begreifen, weshalb sie es thaten, wenn sie nicht einen Angriff auf die Ansiedelungen beabsichtigt haben, welche an dem alten Banoswege liegen. Wenn das geschehen ist, so fürchte ich, daß sie einen Einfall auf das Thal von El Paso, vielleicht einen Angriff auf die Stadt selbst gemacht haben. Nur eins kann sie an dem Unternehmen auf die Stadt verhindert haben — die Entfernung der Schaar Dacoma's, welche sie dafür zu schwach gemacht hat. Dennoch aber sind die kleinen Ansiedelungen nördlich und südlich davon gefährdet.“

Die Unruhe, welche ich bisher gefühlt hatte, entsprang aus einem Ausdruck, welchen Seguin an der Pinnonquelle hatte fallen lassen. Mein Geist hatte von Zeit zu Zeit während unserer Wüstenreise dabei verweilt; da er aber späterhin nicht mehr davon sprach, glaubte ich, daß er nicht so viel Gewicht darauf gelegt habe. Ich hatte unrecht gefolgert.

„Es ist noch allenfalls möglich,“ fuhr der Häuptling fort, „daß die Pasonnios sich vertheidigen. Sie haben es früher mit größerem Muthe, als die übrigen Niederlassungen, gethan, und daher ist ihre lange Befreiung von Plünderungen gekommen. Die Ursache liegt theilweise auch darin, daß unsere Schaar längere Zeit in ihrer Nachbarschaft gewesen ist, was die Wilden recht gut wissen. Es ist zu hoffen, daß die Furcht vor einem Zusammentreffen mit uns sie verhindern wird, nördlich von der Stadt in die Yornada zu kommen. In diesem Falle sind die Unsern unversehrt geblieben.“

„Gott gebe, daß es so sei!“ stammelte ich.

„Wir wollen schlafen,“ fuhr Seguin fort. „Vielleicht sind unsere Besorgnisse unbegründet und sie können keinen Nutzen bringen. Morgen werden wir, ohne anzuhalten, weiter marschirten, wenn unsere Thiere es ertragen können. Gehen Sie zur Ruhe, mein Freund — Sie haben nicht viel Zeit.“

Hierauf legte er seinen Kopf in den Sattel und schickte sich zum Schlafen an. Nach Kurzem schienen er in tiefem Schlummer zu liegen.

Bei mir war es anders. Der Schlaf war von meinen Augen verbannt, und ich warf mich mit pochenden Pulsen und von furchtbaren Phantasien erfülltem Gehirne umher. Selbst die Reaction nach den heitern Träumen, denen ich mich soeben hingeeben hatte, gab meinen Besorgnissen eine peinliche Thätigkeit.

Ich begann mir Scenen vorzustellen, welche in diesem Augenblicke vorfallen konnten. Vielleicht wand sich eben meine Verlobte in den Armen eines wollüstigen Wilden, denn ich wußte, daß die südlichen Indianer nichts von der kalten Enthaltbarkeit und dem chevaleresken Zartgefühl besaßen, wodurch sich die „rothen Männer des Waldes“ charakterisiren.

Ich stellte mir vor, wie sie in eine harte Gefangenschaft geführt wurde, um die Squaw eines brutalen Kriegers, oder noch schlimmer — die Beute zu werden, um welche sich mehrere streiten, und dann — o Gott! — o Gott! —

In der Qual des Gedankens sprang ich auf und stürmte in die Prairie hinaus.

Ich wanderte halb rasend umher, ohne zu beobachten, wohin ich ging. Ich mußte mehrere Stunden lang gegangen sein; aber ich beachtete das Verstreichen der Zeit nicht.

Ich kam an den Rand der Barranca zurück; der Mond schien hell, aber der Abgrund, welcher zu

meinen Füßen aufklaffte, lag in Schweigen und Finsterniß begraben da, mein Auge konnte seine unergründliche Nacht nicht durchdringen.

Ich sah das Lager und die Cavallada weit von mir entfernt am Rande, aber meine Kräfte waren erkämpft, ich gab mich der Müdigkeit hin und sank am Rande des Abgrunds nieder.

Den Qualen, welche mich bisher aufrecht erhalten hatten, folgte ein Gefühl äußerster Mattigkeit. Der Schlaf überwand die Pein, und ich schlief.

Zwölftes Kapitel.

Der Feind.

Ich mußte eine Stunde, oder noch länger geschlafen haben. Wenn meine Träume Wirklichkeit gewesen wären, so müßten sie das Maaß eines Jahrhunderts erfüllt haben.

Endlich durchschauerte mich die rauhe Morgenluft und weckte mich. Der Mond war untergegangen, denn ich entsann mich, daß er am Rande des Horizontes gewesen war, als ich ihn das letzte Mal sah.

Dennoch war es keineswegs finster, so daß ich eine ziemliche Strecke weit durch die Nachtdünste sehen konnte.

„Vielleicht bricht der Tag an,“ dachte ich und wendete mein Gesicht nach Osten.

Es war, wie ich vermuthet hatte; der östliche Himmel war mit rothen Streifen überzogen — es war Morgen.

Ich wußte, daß es Seguins Absicht war, bei Zeiten aufzubrechen, und wollte eben den Muth sammeln, mich zu erheben, als Stimmen an mein Ohr drangen. Es waren kurze Ausrufe und Hufschläge auf dem Prairie-Rasen.

„Sie sind aufgestanden und schicken sich zur Weiterreise an,“ dachte ich, und mit diesem Gedanken sprang ich auf und begann dem Lager zuzueilen.

Ich hatte kaum zehn Schritte gemacht, als ich bemerkte, daß die Stimmen, welche ich hörte, hinter mir waren.

Ich blieb stehen und horchte.

Ja, es unterlag keinem Zweifel. Daß ich mich von ihnen entfernte.

„Ich habe mich im Wege nach dem Lager geirrt,“ dachte ich und trat an den Rand der Barranca. um mich davon zu überzeugen.

Wie groß war mein Erstaunen, als ich fand, daß ich nach der richtigen Seite gegangen war und die Töne aus der entgegengesetzten Richtung kamen.

Mein erster Gedanke war, daß der Zug an mir vorübergegangen sei und seinen Weg fortsetze.

„Aber nein — Seguin würde nicht — o, er hat eine Abtheilung ausgesendet, um mich zu suchen. Sie sind es!“ —

Ich rief „hollah!“ um sie wissen zu lassen, wo ich war. Es erfolgte keine Antwort und ich schrie von Neuem und lauter, wie vorher. Plötzlich hörten die Töne auf, und ich wußte, daß die Reiter horchten, und rief noch einmal, so laut ich konnte. Dann konnte ich ein Murmeln von vielen Stimmen und den Hufschlag von auf mich zugaloppirenden Pferden hören.

Ich wunderte mich, daß Keiner von ihnen mein Signal beantwortet hatte, aber meine Verwunderung verwandelte sich in Bestürzung, als ich bemerkte, daß die Herannahenden auf der andern Seite der Barranca waren!

Ehe ich mich von meiner Bestürzung erholen konnte, waren sie mir gegenüber und hielten am Rande des Lagers. Sie waren noch immer um dreihundert Schritte — die Weite der Schlucht — entfernt, aber ich konnte sie durch den dünnen Nebel deutlich sehen.

Es schienen im Ganzen hundert Reiter zu sein, und ihre langen Speere, ihre befiederten Köpfe und halb nackten Körper verkündeten mir auf den ersten Blick, daß sie Indianer waren!

Ich hielt mich nicht weiter mit Fragen auf, sondern lief in größter Eile dem Lager zu. Ich konnte sehen, daß die Reiter auf der entgegengesetzten Seite in einem langsamen Gallopp mit mir Schritt hielten.

Als ich die Quelle erreichte, sah ich die Jäger überrascht in ihre Sättel springen. Seguin war mit einem andern an den äußersten Rand hinausgegangen und blickte nach dem Feind. Sie hatten an keinen sofortigen Rückzug gedacht, da der Feind, welcher den Vortheil des Lichtes besaß, bereits unsere Stärke erkannt hatte.

Obgleich die feindlichen Schaaren nur durch eine dreihundert Schritt weite Schlucht getrennt waren, mußten doch zwanzig Meilen durchmessen werden, ehe sie einander im Kampfe begegnen konnten. Aus diesem Grunde fühlten sich Seguin und die Jäger jetzt sicher, und es wurde schnell beschlossen, zu bleiben, wo wir waren, bis wir erkannt hatten, wer und was unsere Gegner sein mochten.

Sie hatten am gegenüberliegenden Rande der Schlucht Halt gemacht und blickten, in ihren Sätteln sitzend, herüber.

Unsere Erscheinung schien sie in Verwirrung zu setzen. Es war noch zu dunkel, als daß sie unsere Gesichtsfarbe hätten unterscheiden können. Bald wurde es jedoch heller, unsere eigenthümliche Kleidung und Ausrüstung wurde erkannt, und ein wildes Geschrei — der Kriegsruf der Navajos — erschallte über den Abgrund.

„Es ist Dacoma's Abtheilung,“ rief eine Stimme. „Sie hat die unrechte Seite der Schlucht genommen.“

„Nein,“ rief ein Anderer, „sie sind ihrer zu Wenige, als daß es Dacoma's Leute sein könnten. Es sind nicht mehr als hundert.“

Vielleicht hat die Fluth die Uebrigen mitgenommen,“ meinte derjenige, welcher zuerst gesprochen hatte.

„Wagh! wie hätten sie unsere Fährte, die so breit ist, wie ein Wagengleis, verfehlen können? Sie können es nicht sein, nein!“

„Wer denn? es sind die Navajo's, ich könnte ihr Kläffen im Schlafe erkennen.“

„Die dort sind Häuptlinge,“ sagte Rube, der in diesem Augenblicke herbeiritt. „Schaut, dort ist das alte Stinkthier selbst auf dem Schecken.“

„Meint Ihr, daß sie es sind, Rube?“ fragte Seguin.

„Sicher, wie ein Schuß, Capitain.“

„Aber wo sind die Uebrigen von der Schaar? das sind nicht Alle. '

„Sie können nicht weit sein. Still, ich höre sie kommen.“

„Dort ist eine Menge schaut, Burschen schaut!“

Durch den sich jetzt verziehenden Nebel sah man eine dunkle Reitermasse auf der entgegengesetzten Seite herankommen. Sie näherten sich uns unter Geschrei und Ausrufungen, als ob sie Vieh trieben.

Es war so. Als sich der Nebel hob, konnten wir eine Heerde von Pferden, Hornvieh und Schafen sehen, welche die Ebene weit und breit bedeckte. Hinter diesen ritten Indianer, welche hin und her galopirten, die Pferde mit ihren Sporen stachelten und vorwärts drängten.

Gott, welche Beute!“ rief einer von den Jägern.

„Ja das sind die Burschen, welche etwas bei ihrem Zuge gewonnen haben. Wir kommen ebenso leer, wie wir ausgezogen sind, zurück. Wagh!“

Ich war mit dem Satteln meines Pferdes beschäftigt gewesen und kam in diesem Augenblicke vorwärts.

Mein Auge ruhte weder auf den Indianern, noch auf dem erbeuteten Vieh — ein anderer Gegenstand zog meine Blicke an und ließ mir das Blut in meinem Herzen erstarren.

Fern m Hintergrunde der herannahenden Heerde sah ich eine kleine, von den Uebrigen gesonderte Schaar. Ihre hellen, im Winde flatternden Kleider verkündeten mir, daß sie keine Indianer waren. Es waren Frauen! es waren Gefangene!

Im Ganzen schienen es etwa zwanzig zu sein; aber meine Gefühle waren von der Art, daß ich ihre Zahl nicht beachtete. Ich sah, daß sie auf Pferden saßen, und eine jede von ihnen durch einen neben ihr reitenden Indianer bewacht wurde. Mit klopfendem Herzen ließ ich mein Auge von einem Mitgliede der Gruppe zum andern gleiten. Die Entfernung war jedoch zu groß, um ihre Züge unterscheiden zu können.

Ich wendete mich zum Anführer. Er stand mit dem Fernglase am Auge da. Ich sah ihn erschrecken

— seine Wange erbleichte plötzlich, — seine Lippen erbebten krampfhaft, und das Telescop fiel zu Boden.

Er schwankte mit verstörten Mienen zurück und rief:

„O Gott! o Gott! — jetzt hast Du mich geschlagen!“

Ich erhob das Fernrohr, um mich selbst zu überzeugen. Dessen bedurfte es aber nicht. Als ich es an das Auge brachte, erblickte ich ein an der entgegengesetzten Seite laufendes Thier! Ich hielt das Glas auf die Gefangenen und im nächsten Augenblicke beobachtete ich durch dasselbe das Gesicht meiner Verlobten.

Sie schien so nahe zu sein, daß ich mich kaum enthalten konnte, ihr zuzurufen. Ich unterschied ihre bleichen, schönen Züge, ihre Augen waren vom Weinen geschwollen, und ihr reiches, goldenes Haar hing aufgelös't über ihre Schultern und reichte bis an die Beine ihres Pferdes. Sie war mit einer Serape bedeckt und ein junger Indianer ritt in der Kleidung eines mexicanischen

Husaren neben ihr.

Ich sah auf keine von den Uebrigen, obgleich ein Blick mir zeigte, daß ihre Mutter sich in der nachfolgenden Reihe von Gefangenen befand.

Die Heerde war bald an uns vorüber und die Frauen mit ihren Wächtern kamen uns gegenüber an. Die Gefangenen wurden auf die Prairie zurückgeführt während die Krieger vorwärts nach der Stelle ritten, wo ihre Kameraden am Rande der Barranca Halt gemacht hatten.

Es war jetzt heller Tag. Der Nebel hatte sich verzogen, und die feindlichen Schaaren blickten einander über den Abgrund hinweg an.

Dreizehntes Kapitel.

Neues Elend.

Es war ein höchst eigenthümliches Zusammentreffen. Hier waren zwei Schaaren von Menschen, die einander als Todfeinde betrachteten — von denen jede aus dem Lande der andern mit Beute beladen, und mit einem Gefolge von Gefangenen zurückkehrte! Sie hatten einander auf halbem Wege getroffen und standen in Musketenschußweite da. Sie blickten sich in der bittersten Feindschaft an, und doch war ein Kampf ebenso unmöglich, als ob zwanzig Meilen zwischen ihnen gelegen hätten.

Auf der einen Seite waren die Navajos mit bestürzter Miene — denn die Krieger hatten ihre Kinder erkannt — auf der andern Seite standen die Skalpjäger, von denen nicht wenige unter den Gefangenen ihrer Feinde eine Gattin, eine Tochter oder Schwester unterscheiden konnten.

Jede von den Schaaren schaute die andere mit feindlichem Herzen und rachsüchtigen Blicken an, und wenn sie einander so auf der Prairie getroffen hätten, würden sich bis zum Tode bekämpft haben. Es schien, als ob die Hand Gottes sich eingemischt habe, um das Blutvergießen zu verhindern, welches sicher erfolgt wäre, wenn nicht der Abgrund zwischen ihnen gelegen hätte.

Ich kann die Gefühle, welche mich in jenem Augenblicke beseelten, nicht beschreiben. Ich erinnere mich, daß ich plötzlich von neuen Körper- und Geisteskräften beseelt war. Bisher war ich kaum mehr als ein passiver Zuschauer der Ereignisse unseres Zuges gewesen; ich hatte gehandelt; ohne von einem Beweggrunde des Herzens angeregt worden zu sein. Jetzt hatte ich einen, welcher mich zu verzweiflungsvoller Energie aufstachelte.

Es kam mir ein Gedanke, und ich eilte zu Seguin, um ihm denselben mitzutheilen. Er begann sich jetzt von dem furchtbaren Schlage zu erholen. Die Leute sollten den Grund seines sonderbaren Benehmen erfahren und umstanden ihn theilweise, um ihn zu trösten.

Nur Wenige wußten etwas von den Familienangelegenheiten ihres Anführers; aber sie hatten von seinen frühern Unglücksfällen, dem Verluste seines Bergwerks, dem Verfall seines Vermögens, der Gefangenschaft seines Kindes gehört. Als es jetzt bekannt wurde, daß sich unter den Gefangenen des Feindes seine Frau und Tochter befanden, wurden selbst die rauhen Herzen der Jäger von Mitleiden für seine ungewöhnlichen Leiden erfüllt. Man hörte unter ihnen theilnehmende Ausrufe, unter welche sich Ausdrücke der Entschlossenheit, die Gefangenen wieder zu gewinnen oder bei dem Versuche zu sterben, mischten.

Ich war in der Absicht, ein solches Gefühl zu erregen, vorzutreten. Es war mein Plan, von meinem kleinen Antheile an den Reichthümern der Welt eine Prämie auf Tapferkeit und Hingebung zu setzen, aber ich sah, daß edlere Beweggründe mir zuvorgekommen waren und blieb stumm.

Seguin schien über die Anhänglichkeit seiner Kameraden erfreut und begann, seine gewohnte Energie zu zeigen. Die Hoffnung hatte sich seiner wieder bemächtigt; seine Leute drängten sich um ihn, um ihm Rathschläge anzubieten und auf seine Weisungen zu hören.

„Wir können sie ohne Nachtheil bekämpfen,“ sagte Garey; „es sind nicht über zweihundert.“

„Ohne die Weiber gerade einhundertsechundneunzig,“ fiel ein Jäger ein; „ich habe sie gezählt — das ist ihre Zahl.“

„Nun, ich rechne,“ fuhr Garey fort, „daß zwischen uns ein Unterschied in Bezug auf den Muth existirt, und was an der Zahl fehlt, wollen wir mit unsern Büchsen ausgleichen. Ich fürchte mich nie, gegen zwei Indianer auf ein Mal zu kämpfen und will sogar noch einen kleinen dazu auf mich nehmen.“

„Seht den Boden an, Bil, er ist vollkommen eben. Wo würden wir nach einer Salve sein? Sie würden mit ihren Bogen und Pfeilen den Vortheil über uns haben, wagh! sie würden uns mit ihren Lanzen und Spießen niederstechen.“

„Ich habe nicht gesagt, daß wir sie auf der Prairie nehmen würden. Wir könnten ihnen folgen, bis sie in den Bergen sind, und sie zwischen den Felsen einholen. Das ist mein Rath.“

„Ja, und mit jener Herde können sie uns nicht entfliehen, das ist gewiß.“

„Sie haben gar nicht die Absicht, davon zu laufen; sie werden höchst wahrscheinlich uns angreifen.“

„Das ist es eben, was wir wollen,“ sagte Garey. „Wir können dorthin gehen und mit ihnen fechten, bis sie den Bauch voll haben.“

Der Trapper deutete bei diesen Worten auf das Mimbresgebirge, welches etwa zehn Meilen in östlicher Richtung entfernt lag.

„Sie werden warten, bis mehr herankommen. In der Schaar eines Oberanführers sind immer mehr als diese. Es waren ihrer beinahe vierhundert, als sie an dem Pinnon vorbeikamen.“

„Wo mögen die Uebrigen sein, Rube?“ fragte Seguin. „Ich kann bis an das Bergwerk hinabsehen, und sie sind nicht auf der Ebene.“

„Sie werden auch nicht kommen, Capitain, das ist ein Glück. Der alte Narr hat eine Abtheilung auf einem andern Wege fortgeschickt. Sie sind auf der falschen Fährte.“

„Warum denkt Ihr, daß sie auf dem andern Wege gegangen seien?“

„Ei, Capitain, das ist ganz natürlich; wenn sie hintennach kämen, so würden einige von den Niggern schon längst zurückgegangen sein, um sie nachzuholen, seht Ihr das nicht? So viel ich bemerkt habe, ist kein einziger davongegangen.“

„Ihr habt Recht, Rube!“ sagte Seguin, von der Wahrscheinlichkeit der Behauptung des Andern ermuthigt. „Was rathet Ihr uns?“ fuhr er, gegen den alten Trapper gewendet, dessen Rath er in allen schwierigen Fällen zu suchen gewohnt war, fort.

„Nun, Capitain, wie die Sache steht, ist sie eine verwickelte, und ich habe sie mir noch nicht zu

meiner Zufriedenheit auseinandergelegt. Wenn Ihr mir ein paar Minuten gestatten wollt, so werde ich Euch so gut ich es vermag, antworten.“

„Nun wohl, wir wollen auf Euch warten. Seht nach Euern Waffen, Leute und sorgt dafür, daß sie alle in Bereitschaft sind“

Während dieser Berathung, die nur einige Minuten in Anspruch genommen, konnten wir sehen, daß der Feind auf der andern Seite auf gleiche Weise beschäftigt war.

Die Indianer hatten sich um ihren Häuptling versammelt, und wir sahen an ihren Gesticulationen deutlich, daß sie sich beriethen, wie sie sich benehmen sollten.

Unser Erscheinen mit den Kindern ihrer vornehmsten Leute als Gefangene hatte sie mit Bestürzung über das, was sie sahen, und Besorgnissen einer furchtbaren Art wegen dessen, was sie nicht sahen, erfüllt. Bei der Rückkehr von einem glücklichen Beutezuge — mit Raub beladen — und von der Aussicht auf Feste und Triumphe erfüllt — bemerkten sie plötzlich, daß sie in ihrem eigenen Spiele überlistet worden waren. Sie wußten, daß wir ihre Stadt besucht hatten, sie vermutheten, daß wir ihre Häuser ausgeplündert und verbrannt, und ihre Weiber und Kinder niedergemetzelt hätten. Sie glaubten daß nichts Geringeres geschehen sei, denn dies war dieselbe Arbeit, womit sie sich beschäftigt hatten, und ihr Urtheil war ihrem eigenen Benehmen entnommen.

Sie sahen überdies, daß wir eine starke Schaar waren, welche das, was sie gefangen hatte, vertheidigen konnte — wenigstens gegen sie — denn sie wußten recht gut, daß die Skalpjäger mit ihren Feuergewehren ihnen mehr als gewachsen waren, wenn die Zahl nicht übermäßig ungleich genannt werden konnte.

Bei diesen Ideen bedurfte es also auf ihrer Seite so gut, wie auf der unsern, der Ueberlegung, und wir wußten, daß es eine Zeitlang dauern müsse, ehe sie handeln würden. Auch sie befanden sich in einem Dilemma.

Die Jäger gehorchten dem Verlangen Seguins, blieben schweigend stehen und warteten, bis Rube seinen Rath gegeben haben würde.

Der alte Trapper stand abseits, halb auf seine Büchse gelehnt, die er mit beiden Händen in der Nähe der Mündung gefaßt hielt.

Er hatte den Pfropfen herausgezogen und blickte in den Lauf, als ob er einen Orakelgeist, den er darin eingeschlossen hielt, zu Rathe ziehen müsse. Es war eine von Rube's eigenthümlichen Gewohnheiten, und diejenigen, welche sie kannten, lächelten, als sie ihn beobachteten.

Nach einigen, auf diese Weise zugebrachten Minuten schien das Orakel seine Antwort gegeben zu haben. Rube steckte den Pfropfen wieder hinein und kam auf den Anführer zu.

„Bil hat Recht, Capitain; wenn die Indianer bekämpft werden müssen, so läßt es sich am besten da thun, wo es Felsen oder Bäume giebt. Auf der Prairie würden sie uns schlagen, das ist ausgemacht. Nun, es giebt zwei Dinge: sie werden entweder auf uns zukommen — in dem Falle ist dort unser Terrain,“ hier deutete er auf einen Ausläufer des Mimbresgebirges — „oder wir werden ihnen folgen müssen und dann können wir es eben so leicht thun, als von einem Baume fallen. Sie haben ihre Beine nicht ganz frei.“

„Woher sollten wir aber in diesem Falle Mundvorräthe nehmen? wir könnten ohne dieselben nicht durch die Wüste kommen.“

„Nun, Capitain, das hat keine Schwierigkeit. Wenn die Prairie eben so trocken ist, wie jetzt, so

könnte ich die ganze Cavallada eben so leicht, wie eine Büffelherde, stampeden, und ich denke mir, daß wir dann auch einen Theil davon erhalten würden. Dieses Kind spürt jedoch noch etwas Schlimmeres.“

„Was?“

„Ich fürchte, daß wir auf dem Rückwege mit Dacoma's Niggern zusammenstoßen werden. Das ist es, was ich fürchte.“

„Allerdings, — es ist höchst wahrscheinlich.“

„Das ist es — wenn sie nicht etwa in dem Cannon eingeholt worden sind, und das denke ich nicht. Sie verstehen jenen Creek zu gut dazu.“

Die Wahrscheinlichkeit, daß Dacoma's Schaar bald zu der des Oberanführers stoßen würde, war für Alle unverkennbar und warf einen Schatten der Entmuthigung auf jedes Gesicht. Sie verfolgte uns ohne Zweifel immer noch und mußte bald in unserer Nähe ankommen.

„Nun, Capitain,“ fuhr der Trapper fort, „ich habe Euch meine Ansicht mitgetheilt, wenn wir zum Kampfe gezwungen werden sollten. Aber ich habe Hoffnung, daß wir die Weiber zurückbekommen können, ohne unser Flintenfutter zu verschwenden.“

„Wie? wie?“ fragten der Anführer und Andere eifrig.

„Nun, auf diese Weise,“ antwortete der Trapper, welcher mich durch die Weitschweifigkeit seiner Redeweise beinahe erzürnte. „Ihr seht jene Indianer auf der andern Seite der Schlucht?“

„Ja — ja, —“ antwortete Seguin hastig.

„Nun, und Ihr seht auch diese hier?“ und der Redner deutete auf unsere Gefangenen.

„Ja — ja!“

„Nun, seht Ihr, jene dort drüben haben, wenn ihre Häute auch kupferfarbig sind, doch ebensogut Gefühl für ihre Kinder, wie weiße Christenmenschen. Sie essen sie mitunter, das ist wahr; aber dafür ist ein religiöser Grund vorhanden, den nicht Viele von uns verstehen.“

„Und was meint Ihr, das wir thun sollen?“

„Nun, steckt einen weißen Lappen auf eine Stange und bietet ihnen an, die Gefangenen auszutauschen. Sie werden es verstehen, und die Bedingungen annehmen, dafür bürgе ich. Das hübsche, kleine Mädchen, mit dem langen Haar, ist die Tochter des obersten Häuptlings und die übrigen sind die Kinder der vornehmsten Leute des Stammes — ich habe sie deshalb ausgelesen. Ueberdies haben wir Dacoma und die junge Königin hier. Sie werden sich um diese ihre Nägel abbeißen. Ihr könnt den Häuptling aufgeben und ihnen die Königin abhandeln, so gut Ihr vermögt.“

„Ich werde Euren Rath befolgen,“ rief Seguin, dessen Augen, in der Erwartung eines glücklichen Resultats, blitzten.

„Nun, so habt Ihr keine Zeit zu verlieren, Capitain. Wenn Dacoma's Leute erscheinen, so wird Alles, was ich gesagt habe, nicht so viel werth sein, wie die Haut einer Sandratte.“

„Es soll kein Augenblick versäumt werden“ sagte Seguin, und er gab Befehl, die Friedensflagge aufzustecken.

„Es wurde am besten sein, Capitain, wenn Ihr ihnen zuerst sehen ließe, was wir haben. Sie haben Dacoma und die Königin noch nicht gesehen; sie stecken im Gebüsch.“

„Ganz richtig,“ antwortete Seguin. „Kameraden, bringt die Gefangenen an den Rand der Barranca. Bringt den Navajohäuptling — bringt die — meine Tochter!“

Die Leute beeilten sich, dem Befehle zu gehorchen, und nach einigen Minuten wurden die gefangenen Kinder mit Dacoma und der Königin an den Rand des Abgrundes geführt. Die Serapen, welche sie verhüllt hatten, wurden abgenommen und sie standen in ihrem gewöhnlichen Costüm vor den Augen der Indianer. Dacoma trug noch seinen Helm und die Königin ward durch ihre leichte, federgestickte Tunica leicht erkennbar. Auch wurden sie sofort erkannt.

Die Navajos ließen einen eigenthümlichen Schrei hören, als sie diesen neuen Beweis ihrer Niederlage erblickten. Die Krieger nahmen ihre Lanzen von dem Rücken und stießen sie in ohnmächtiger Entrüstung in den Boden. Einige von ihnen zogen Skalpe aus ihren Gürteln, steckten sie auf die Spitzen ihrer Speere und schüttelten sie über den Abgrund gegen uns. Sie glaubten, daß Dacoma's Schaar besiegt, wie ihre Weiber und Töchter vernichtet worden seien, und bedrohten uns mit Geschrei und Geberden.

Unterdessen bemerkten wir eine Bewegung unter den gesetzteren Kriegern — sie beriethen sich.

Der Kriegsrath ging zu Ende, man sah eine Abtheilung zu den gefangenen Frauen, welche weit dahinten geblieben waren, galoppiren.

„Großer Gott!“ rief ich, von einer entsetzlichen Idee ergriffen, „sie werden sie niedermetzeln! Schnell die Flagge in die Höhe!“

Ehe die Fahne aber noch an die Stange befestigt werden konnte, waren die mexicanischen Frauen von den Pferden genommen, ihre Rebozos abgenommen und sie an den Rand des Abgrundes geführt worden.

Es sollte nur eine erwidernde Prahlerei, die Vergeltung eines Schmerzes sein; denn offenbar wußten die Wilden, daß sich unter ihren Gefangenen die Frau und Tochter unseres Anführers befanden. Sie wurden leicht erkennbar an den Rand der Barranca gestellt.

Vierzehntes Kapitel.

Die Waffenstillstands-Flagge.

Sie hätten sich die Mühe ersparen können. Wir hatten den Schmerz bereits gefühlt; aber es erfolgte jetzt eine Scene, welche — uns neue Leiden bereitete.

Bis zu diesem Augenblicke waren wir von den uns nahestehenden Theuren nicht erkannt worden. Die Entfernung war für das unbewaffnete Auge zu groß gewesen, und unsere gebräunten Gesichter und reisebefleckten Kleidungsstücke waren an sich schon Masken.

Aber die Instincte der Liebe sind schnell thätig und scharf, und die Augen meiner Verlobten ruhten auf mir. Ich sah sie vorwärts springen, ich hörte einen schmerzlichen Ruf, zwei schneeweiße Arme wurden ausgestreckt, und sie sank ohnmächtig auf die Klippe nieder.

In demselben Augenblicke hatte Madame Seguin den Anführer erkannt und rief ihn bei seinem Namen. Seguin schrie ihr eine Antwort zu und forderte sie in flehendem Tone auf, geduldig und still zu bleiben.

Mehrere von den anderen Frauenzimmern, die alle jung und hübsch waren, hatten ihre Geliebten und Brüder erkannt und es erfolgte eine peinliche Scene.

Aber mein Auge war auf sie geheftet. Ich sah, daß sie aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich kam. Ich sah den Wilden in der Husaren-Uniform absteigen, sie auf seine Arme erheben und auf die Prairie zurückbringen.

Ich folgte ihnen mit ohnmächtigen Blicken. Ich sah, daß er ihr freundliche Aufmerksamkeiten bewies und und dankte ihm beinahe dafür, obgleich ich wußte, daß es nur die selbstsüchtige Galanterie des Liebhabers war.

Nach Kurzem erhob sie sich wieder und stürzte nach der Barranca zurück. Ich hörte über den uns trennenden Zwischenraum meine Namen erschallen. Der ihre wurde zurückgerufen; aber in demselben Augenblicke umringten die Wächter sowohl Mutter, wie Tochter, und führten sie auf die Prairie zurück.

Unterdessen war die weiße Flagge befestigt worden, und Seguin hielt sie in die Höhe und stellte sie vor uns.

Wir blieben stumm und warteten begierig auf Antwort.

Unter den zusammengetretenen Indianern trat eine Bewegung ein; wir hörten sie eifrig sprechen und sahen, daß unter ihnen etwas vorging.

Nach Kurzem kam ein hoher, hübscher Mann aus ihrer Mitte hervor und hielt in seiner linken Hand einen weißen Gegenstand in die Höhe. Es war eine gebleichte Hirschhaut: In seiner rechten Hand trug er eine Lanze.

Wir sahen ihn die Hirschhaut auf die Lanzenspitze stecken und sie emporhalten. Unser Friedenssignal wurde dadurch beantwortet.

Seguin gebot seinen Jägern Schweigen, erhob darauf seine Stimme und rief laut in der Sprache der Indianer:

„Navajos! Ihr wißt, wer wir sind. Wir haben Euer Land durchzogen und Eure Hauptstadt besucht. Es war unser Zweck, unsere theuern Verwandten zu suchen, die sich, wie wir wußten, gefangen in Eurem Lager befanden. Einige haben wir wieder erlangt — aber viele Andere haben wir nicht finden können. Damit diese uns später wiedergegeben werden mögen, haben wir, wie Ihr seht, Geiseln genommen. Wir hätten noch viele Andere mitnehmen können, aber diese hielten wir für genug. Wir haben Eure Stadt nicht verbrannt — wir haben weder Euern Frauen, noch Euren Töchtern oder Kindern ein Leides zugefügt. Mit Ausnahme dieser unserer Gefangenen werdet Ihr Alle noch eben so finden, wie Ihr sie zurückgelassen habt.“

Durch die Reihen der Indianer lief ein Murmeln. Es war ein Ausdruck der Zufriedenheit. Sie hatten sämtlich geglaubt, daß ihre Stadt zerstört und ihre Weiber niedergemetzelt seien, und die Worte Seguins brachten daher eine eigenthümliche Wirkung hervor.

Wir konnten unter den Kriegern freudige Ausrufe und Reden hören. Das Schweigen wurde aber endlich wieder hergestellt, und Seguin fuhr fort:

„Wir sehen, daß Ihr in unserm Lande gewesen seid. Ihr seid rothe Männer. Rothe Männer können für ihre Verwandten ebensogut fühlen, wie weiße. Wir wissen dies, und aus diesem Grunde habe ich die Fahne des Friedens erhoben, damit Jeder dem Andern sein Eigenthum zurückgeben kann. Es wird dem großen Geiste gefallen und uns Beiden Zufriedenheit geben. Denn das, was Ihr habt, ist für uns von größtem Werth, und das, was wir haben, ist nur Euch theuer. Navajos, ich habe

gesprochen, ich erwarte Eure Antwort.“

Als Seguin zu Ende war, sammelten sich die Krieger unter dem obersten Häuptling, und wir konnten sehen, daß unter ihnen eine eifrige Debatte stattfand.

Offenbar gab es unter ihnen mißbilligende Stimmen; aber die Debatte war bald vorüber, und der oberste Häuptling trat vor und gab dem Manne, welcher die Flagge hielt, einige Instructionen.

Der letztere antwortete mit lauter Stimme auf Seguins Rede Folgendes:

„Weißer Häuptling! Du hast gut gesprochen, und Deine Worte sind von unsern Kriegern erwogen worden. Du verlangst nicht mehr, als was recht und billig ist.

Es würde dem großen Geiste gefallen und uns befriedigen, wenn unsere Gefangenen ausgetauscht werden könnten. Aber wie vermögen wir zu beurtheilen, ob Deine Worte wahr sind? Du sagst, daß Ihr unsere Stadt nicht verbrannt, unsern Weibern und Kindern nichts zu Leid gethan habt. Wie können wir wissen, ob das wahr ist? Unsere Stadt ist weit entfernt, und unsere Weiber ebenfalls, wenn sie noch leben — wir können sie nicht fragen, wir haben nur Dein Wort — es ist nicht genug.“

Seguin hatte die Schwierigkeit bereits vorausgesehen und einen von den Gefangenen, einen intelligenten Burschen, herbeizubringen befohlen.

Der Knabe erschien in diesem Augenblicke an seiner Seite.

„Frage ihn!“ schrie er, auf den gefangenen Knaben deutend.

„Und warum sollen wir nicht unsern Bruder — den Häuptling Dacoma fragen? Der Knabe ist jung — vielleicht versteht er uns nicht. Der Häuptling könnte uns bessere Sicherheit geben.“

„Dacoma war nicht mit uns in der Stadt — er weiß nicht, was mit uns geschehen ist.“

„Laß das von Dacoma beantworten!“

„Bruder,“ sagte Seguin, „Du hegst einen unrechten Verdacht; aber Du sollst seine Antwort haben.“ Und er richtete einige Worte an Dacoma, welcher neben ihm auf dem Boden saß.

Die Frage wurde hierauf direct von dem Sprecher an Dacoma gestellt. Der stolze Indianer, welcher von der demüthigenden Lage, in welche er sich versetzt sah, auf das tiefste erbittert zu sein schien, antwortete mit einer zornigen Handbewegung und einem kurzen Ausrufe verneinend.

„Nun, Bruder,“ fuhr Seguin fort, „Du siehst, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Frage den Knaben, was Du zuerst vorgeschlagen hattest.“

Der Knabe wurde hierauf befragt, ob wir die Stadt verbrannt, und die Frauen und Töchter gemordet hätten. Auf diese beiden Fragen gab er ebenfalls eine verneinende Antwort.

„Nun, Bruder,“ sagte Seguin, „bist Du zufriedengestellt?“

Es erfolgte lange Zeit keine Antwort. Die Krieger hatten sich abermals zur Berathung gezogen und gestikulirten eifrig und energisch. Wir konnten sehen, daß es unter ihnen eine Partei gab, welche friedlichen Maßregeln abgeneigt war, und offenbar den Andern rieth, sich auf das Glück einer Schlacht zu verlassen. Dies waren die jüngern Krieger, und ich bemerkte, daß derjenige, welcher die Husarenuniform trug, und wie uns Rube sagte, der Sohn des obersten Häuptlings war, der Anführer dieser Partei zu sein schien.

Wenn nicht der oberste Häuptling beim Ausgange so tief betheilig gewesen wäre, so würden die Rathschläge dieser Partei vielleicht die Oberhand behalten haben; denn die Krieger wußten nur

zu gut, welcher Spott ihrer unter den benachbarten Stämmen warten würde, wenn sie ohne Gefangene zurückkehren sollten. Ueberdies befanden sich Viele unter den Indianern, welche ein anderes Interesse an ihrer Festhaltung fühlten. Sie hatten die Töchter des Rio del Norte geschaut und gesehen, daß sie schön waren.

Aber die Rathschläge der ältern Partei behielten endlich die Oberhand, und der Wortführer antwortete: „Die Navajo-Krieger haben überlegt, was ihnen zu Ohren gekommen ist. Sie glauben, daß der weiße Häuptling die Wahrheit gesprochen hat, und willigen ein, ihre Gefangene auszutauschen. Damit dies auf passende und gehörige Weise geschieht, schlagen sie vor, daß auf jeder Seite zwanzig Krieger ausgewählt werden — daß diese in Gegenwart Aller ihre Waffen auf die Prairie legen, daß sie darauf ihre Gefangenen an den Uebergang der Barranca an dem Bergwerk führen und dort die Bedingungen ihres Austausch festsetzen — daß alle Uebrigen auf beiden Seiten jetzt bleiben, wo sie sind, bis die unbewaffneten Krieger mit den ausgetauschten Gefangenen zurückkehren werden, daß dann die weißen Fahnen niedergelegt und beide Seiten von dem Verträge frei sein sollen. Dies sind die Worte der Navajo-Krieger.“

Es dauerte einige Zeit, ehe Seguin diesen Vorschlag beantworten konnte. Er schien billig genug, und doch war eine Manier dabei, welche uns veranlaßte, eine geheime Absicht zu argwöhnen, und wir überlegten ihn einen Augenblick.

Die Schlußworte deuteten die Absicht der Feinde an, einen Versuch zur Wiedererlangung ihrer Gefangenen zu machen; aber wir kümmerten uns darum nur wenig, wenn wir sie nur erst auf unserer Seite der Barranca hatten.

Es war nicht mehr, wie billig, daß die Gefangenen von Unbewaffneten an die Stelle des Austausches geführt werden sollten, und zwanzig war eine passende Zahl. Aber Seguin wußte recht gut, wie die Navajo's das Wort „unbewaffnet“ auslegen würden, und mehrere von den Jägern erhielten leise den Auftrag, sich in das Gebüsch zu verlieren und ihre Messer und Pistolen unter ihren Jagdhemden zu verbergen.

Wir glaubten auf der entgegengesetzten Seite mit den Tomahawks unserer Gegner ein Aehnliches zu bemerken.

Wir konnten nur wenig gegen die vorgeschlagenen Bedingungen einwenden und da Seguin wußte, daß es von Wichtigkeit war, so eilte er, sie anzunehmen.

Sobald dies den Navajos angekündigt war, traten zwanzig, ohne Zweifel bereits auserwählte Männer auf die offene Prairie, stießen ihre Lanzen in den Boden und lehnten ihre Bogen, Köcher und Pfeile daran. Wir sahen keinen Tomahawk, obgleich wir wußten, daß jeder Navajo diese Waffe führte; sie hatten Alle die Mittel, sie an ihren Körpern zu verbergen, denn die Meisten trugen die Kleidung des civilisirten Lebens in den geraubten Gewändern der Ranchos und Haciendas. Wir kümmerten uns wenig darum, da auch wir hinlänglich bewaffnet waren.

Wir sahen; daß die ausgewählte Schaar aus kräftigen Männern bestand. In der That waren es die ausgesuchten Krieger des Stammes.

Die unsrigen waren auf gleiche Weise gewählt. Unter ihnen befand sich El Sol und Garey, Rube und der Stierkämpfer Sanchez. Auch Seguin und ich gehörten zu der Zahl, die meisten von den Trappern, und einige von den Delaware-Indianern vervollständigten die Abtheilung. Die Zwanzig waren bald gewählt und wir traten, wie es der Feind gethan, auf den offenen Boden und stellten unsere Büchsen in Gegenwart des Feindes zusammen.

Unsere Gefangenen wurden sodann auf Pferde und Maulthiere gesetzt und zum Aufbruche bereit

gemacht. Die Königin und die mexicanischen Mädchen befanden sich unter ihnen.

Dies letztere war eine Kriegslist Seguins. Er wußte daß wir Gefangene genug besaßen, um auch ohne diese einen gegen den anderen auszutauschen. Aber er sah, gleich uns Allen, ein, daß, wenn wir die Königin zurückließen, die Unterhandlungen unterbrochen und vielleicht gänzlich fruchtlos gemacht werden würden.

Er hatte daher beschlossen, sie mitzunehmen, indem er sich darauf verließ, an Ort und Stelle bessere Bedingungen für sie zu erhalten. Wenn dies mißlänge, so konnte es nur eine Berufung geben — die auf die Waffen und er wußte. Daß unsere Schaar sich auf diese Alternative gut gerüstet hatte.

Beide Theile waren endlich bereit, und begannen, auf ein gegebenes Signal, der Barranca entlang auf das Bergwerk zuzureiten. Die übrigen Mitglieder der beiden Schaaren blieben zurück und betrachteten einander quer über den Abgrund hinweg mit Blicken des Mißtrauens und des Hasses. Kein Theil konnte sich bewegen, weil es der andere sah, denn die Ebenen, auf welchen sie sich befanden, waren, wenn auch auf der entgegengesetzten Seite der Barranca, doch nur Abschnitte desselben horizontalen Plateau's. Ein Reiter, welcher von der einen oder anderen Abtheilung entsendet worden wäre, hätte von den anderen viele Meilen weit gesehen werden können.

Die Waffenstillstandsflaggen flatterten immer noch, und die Speere der Indianer waren in den Boden gesteckt; aber jede von den feindlichen Schaaren hielt ihre Pferde gesattelt und gezäumt, und war bereit, bei der ersten Bewegung der andern aufzusteigen.

Ende des dritten Theiles.

Vierter Theil.

Erstes Kapitel.

Ein bestrittener Vertrag.

Das Bergwerk befand sich innerhalb der Barranca.

Die roh ausgehöhlten Stollen drangen auf beiden Seiten höhlenartig in die Klippen. Der Grund unter ihnen war von einem Bache getheilt, welcher zwischen lockern Felsen dahinmurmelte.

An den Ufern dieses Baches standen die alten Schmelzhütten und zerstörten Häuser der Bergleute. Die meisten von ihnen waren dachlos und verfallen, der Boden um sie her ungleich und verwachsen. Dornenranken, Mezcal- und Kaktuspflanzen streckten üppig ihre Stacheln heraus.

Wenn man sich diesem Punkte nähert, senkt sich zu beiden Seiten der Barranca die Straße plötzlich; beide Wege nähern sich und stoßen unter den Ruinen zusammen.

Sobald beide Theile dieselben erblickten, machten sie Halt, und gaben einander über die Schlucht weg Signal. Nach kurzer Besprechung wurde von den Navajos vorgeschlagen, daß die Gefangenen und Pferde auf der Höhe zurückbleiben und jeder Zug von zwei Männern bewacht werden solle. Die übrigen — auf jeder Seite achtzehn — würden auf den Boden der Barranca hinabzusteigen, sich unter den Häusern zu treffen, und nachdem sie den Calumat geraucht, die Bedingungen der Auswechslung zu ordnen haben.

Dieser Vorschlag sagte weder mir, noch Seguin zu. Wir sahen, daß im Falle einer Unterbrechung der Negotiationen — die wir mehr als halb voraussahen — selbst wenn unsere Schaar die andere überwältigen würde, kein Vortheil für uns herauskommen könne. Ehe wir den steilen Weg hinauf die Navajogefangenen erreichen konnten, würden sie von den beiden Wächtern hinweggeschleppt oder — es schauderte uns beidem Gedanken — an Ort und Stelle niedergemetzelt werden! Es war ein furchtbarer Gedanke, aber es lag nichts Unwahrscheinliches darin.

Wir wußten überdies, daß das Rauchen der Friedenspfeife nur Zeitverlust sein würde, und standen wegen der Annäherung von Dacoma's Schaar, wie auf Dornen.

Aber der Vorschlag war von dem Feinde gekommen, und dieser blieb hartnäckig, und wir konnten keine Vorstellungen dagegen machen, ohne unsere Pläne zu verrathen, und mußten ihn, wengleich mit Widerstreben, annehmen.

Wir stiegen ab, ließen unsere Pferde unter Bewachung zurück, begaben uns in die Schlucht hinab und standen den Kriegern von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Es waren achtzehn ausgelesene Männer, hoch gewachsen, breitschultrig, muskulös. Der Ausdruck ihrer Gesichter war wild, schlau und düster. Kein Lächeln zwar zu erkennen, und die Lippen, welche in diesem Augenblicke eins gezeigt haben würden, hätten sicherlich gelogen. Ihre Herzen waren von Haß und ihre Mienen von Rachsucht erfüllt.

Einen Augenblick standen beide Parteien einander in schweigender Betrachtung gegenüber. Dies waren keine gewöhnlichen Feinde! — Es waren keine gewöhnlichen Feindseligkeiten, die sie Jahre lang gegen einander gefühlt, und keine gewöhnliche Sache, die sie jetzt zum ersten Male, ohne Waffen in den Händen, von Angesicht zu Angesicht gegenübergebracht hatte!

Sie waren von einem beiderseitigen Bedürfniß zu ihrer jetzigen friedlichen Haltung gezwungen worden obgleich es eher einem Waffenstillstande zwischen einem Löwen und einem Tiger glich, die einander in einer Oeffnung eines verwachsenen Waldes getroffen haben und, einer den andern mit dem Auge messend, dastehen.

Obleich sie Beide, dem Uebereinkommen gemäß, waffenlos sein sollten, waren doch Beide hinlänglich bewaffnet, und sie wußten es von einander. Die Griffe von Tomahawks, die Hefte von Messern und die glänzenden Kolben von Pistolen schauten nachlässig, sowohl unter der Kleidung der Jäger, wie der der Indianer hervor. Man bemühte sich nur wenig, dies gefährliche Spielzeug zu verbergen, und es ließ sich auf allen Seiten leicht erkennen.

Endlich kam unsere gegenseitige Besichtigung zu Ende und wir gingen an's Geschäft.

Es gab keine von Unkraut und Dornenbüschen freie Stelle, auf welche wir uns setzen konnten, um zu rauchen. Seguin deutete auf eins von den Häusern — ein leidlich erhaltenes Adobe-Gebäude, und Einige traten hinein, um es zu besichtigen.

Das Gebäude war als Schmelzhütte benutzt worden, und auf dem Boden lagen zerbrochene Karren und andere Werkzeuge umher. Es besaß nur ein Zimmer, welches noch nicht einmal groß war, und in seiner Mitte stand ein mit Schlacken und Asche bedeckter Brazero.

Zwei Männer wurden abgeordnet, um in dem Brazero Feuer anzuzünden, und die übrigen traten ein und setzten sich auf den umherliegenden Quarz- und Karrenstücken nieder.

Als ich mich eben niedersetzen wollte, sprang von hinten ein Geschöpf an mir auf und stieß ein leises, mit einem Bellen endendes Winseln aus. Ich wendete mich um und erblickte meinen Hund Alp. Das vor Entzücken halb rasende Thier stürmte zu wiederholten Malen auf mich ein, und es dauerte einige Zeit, ehe ich es beruhigen und meinen Platz einnehmen konnte. Endlich saßen wir Alle auf der entgegengesetzten Seite um das Feuer, eine jede Abtheilung in einem Kreislager, mit der Hohlung gegen die andere.

Eine schwere Thür hing noch in ihren Angeln, und da in dem Hause kein Fenster war, wurde diese offen gelassen. Sie öffnete sich nach innen.

Das Feuer war bald angezündet und die Thonsteinpfeife mit Kinnik-Kinnik gefüllt. Hierauf wurde sie angezündet, in tiefem Schweigen von einem Munde zum andern gegeben.

Wir bemerkten, daß ein jeder von den Indianern, im Widerspruche mit der sonstigen Gewohnheit, nur ein paar Züge zu thun, lange und langsam rauchte.

Wir wußten, daß dies eine List war, um die Ceremonie zu verlängern und Zeit zu gewinnen, während wir — ich rede von Seguin und mir — über den Verzug schäumten.

Als die Pfeife zu den Jägern kam, wurde sie schneller herumgegeben.

Das unselige Rauchen kam endlich zu Ende und die Negotiationen begannen.

Ich sah sogleich beim Beginn der „Rede“, daß es Schwierigkeiten geben würde. Die Navajos — und besonders die jüngern Krieger — nahmen eine renommierte und herausfordernde Haltung an, welche die Jäger schwerlich lange ertragen konnten, und sich auch keinen Augenblick derselben unterworfen haben würden, wenn sich ihr Anführer nicht in einer so eigenrhmlichen

Lage befunden hätte. Um seinetwegen hielten sie sich, so gut sie konnten, zurück; aber der Brennstoff war sichtbar und bedurfte nur weniger Funken zum Auflodern.

Die erste Frage bezog sich auf die Zahl der Gefangenen.

Der Feind hatte neunzehn, während wir — ohne die Königin oder die mexicanischen Mädchen einzurechnen, einundzwanzig zählten.

Dies war zu unsern Gunsten, aber zu unserm Erstaunen behaupteten die Indianer, daß ihre Gefangenen erwachsene Frauenzimmer wären, die meisten von den unsern dagegen Kinder, und daß zwei von den letztern gegen eine von den erstern ausgewechselt werden sollen.

Auf diese abgeschmackte Forderung antwortete Seguin, daß wir drein nicht willigen könnten; da er aber keine von ihren Gefangenen zu behalten wünsche, die einundzwanzig gegen die neunzehn austauschen wolle.

„Einundzwanzig!“ rief ein Krieger. „Ihr habt siebenundzwanzig, wir haben sie auf der Höhe gezählt.“

„Sechs von denjenigen, welche Ihr gezählt habt, sind von unsern eigenen Leuten, es sind Weiße und Mexicanerinnen.“

„Sechs Weiße?“ erwiderte der Wilde, „es sind nur fünf! Wo ist die sechste?“

„Vielleicht ist es unsere Königin — sie ist von heller Farbe. Vielleicht hat sie der blasse Häuptling für eine Weiße gehalten.“

„Ha ha ha!“ lachten die Wilden spöttisch, „unsere Königin eine Weiße! Ha ha ha!“

„Eure Königin,“ sagte Seguin mit feierlicher Stimme, „Eure Königin, wie Ihr sie nennt, ist meine Tochter.“

„Ha ha ha!“ heulten sie von Neuem im höhnischen Chor, „Deine Tochter! Ha ha ha!“

Das Zimmer hallte von ihrem dämonischen Gelächter wieder.

„Ja,“ wiederholte er mit lauter, aber bebender Stimme, denn er sah jetzt, welche Wendung die Dinge nahmen, „ja, sie ist meine Tochter.“

„Wie ist das möglich?“ fragte einer von den Kriegern — ein Redner des Stammes; „Du hast unter unsern Gefangenen eine Tochter. — wir wissen das — sie ist weiß, wie der Schnee auf dem Berge, ihr Haar ist gelb, wie das Gold auf ihren Armspangen. Die Königin ist von dunkler Farbe. Unter unserm Stamm giebt es Viele, die eben so hell sind, wie sie; und ihr Haar gleicht den Schwingen des schwarzen Geier. Wie ist das? Unsere Kinder sind einander ähnlich, ist es bei den Euern nicht eben so? Wenn die Königin Deine Tochter ist, so ist das goldhaarige Mädchen keine Schwester von ihr. Du kannst nicht der Vater von Beiden sein. Aber nein,“ fuhr der schlaue Wilde mit erhobener Stimme fort, „die Königin ist nicht Deine Tochter, sie ist von unserm Geschlecht, ein Kind Moctezumas — eine Königin der Navajos!“ —

„Die Königin muß uns wiedergegeben werden,“ riefen Mehrere. „Sie ist unser, — wir wollen sie haben.“

Umsonst wiederholte Seguin seine natürlichen Ansprüche, umsonst erzählte er die Zeit und Umstände ihrer Gefangennahme durch die Navajos selbst. Die Tapfern riefen von Neuem:

„Sie ist unsere Königin — wir müssen sie haben.“

Seguin berief sich in beredten Worten auf die Gefühle des alten Häuptlings, dessen Tochtersohn

sich in ähnlichen Umständen befand. Aber offenbar fehlte dem letztern die Macht, wenn er auch den Willen hatte, dem aufsteigenden Sturme Einhalt zu thun. Die jüngern Krieger antworteten mit spöttischem Geschrei und einer von ihnen rief sogar, daß der weiße Häuptling rase.

Sie fuhren eine Zeitlang fort, zu gesticuliren, und erklärten laut, daß sie unter keiner Bedingung in eine Auswechslung willigen würden, wenn die Königin nicht herausgegeben werde.

Offenbar wurden sie durch ein geheimnißvolles Band zu dieser außerordentlichen Unterthanentreue veranlaßt; selbst die Auswechslung Dacoma's wünschten sie weniger.

Ihre Forderungen wurden auf so beleidigende Weise betrieben, daß wir uns von ihrer Absicht überzeugt fühlten, uns endlich zum Kämpfe zu bringen. Die von ihnen so sehr gefürchteten Büchsen waren nicht da, und sie fühlten sich überzeugt, über uns den Sieg davonzutragen.

Die Jäger waren eben so bereit dazu, und des Sieges eben so sicher.

Sie warteten nur auf das Signal ihres Anführers.

Es wurde ein Signal gegeben, aber zu ihrer Ueberraschung und ihrem Aerger war es das des Friedens.

Seguin wendete sich zu ihnen, blickte herab — denn er stand — und warnte sie mit leiser Stimme, Geduld zu haben und still zu bleiben. Hierauf bedeckte er seine Augen mit der Hand und stand einige Augenblicke in nachsinnender Haltung da.

Die Jäger setzten das vollste Vertrauen in die Talente und die Tapferkeit ihres Anführers. Sie wußten, daß er auf einen Plan für sein weiteres Handeln sinne, und warteten geduldig auf den Ausgang.

Andererseits zeigten die Indianer keine Spur von Ungeduld. Sie kümmerten sich nicht darum, wieviel Zeit aufgewendet wurde, denn hierdurch hofften sie, daß Dacoma's Schaar herbeikommen würde. Sie saßen still und tauschten ihre Gedanken mit grunzenden, kurzen Worten aus, während andere von ihnen die Zwischenräume mit Gelächter ausfüllten.

Sie waren vollkommen ruhig und schienen nicht im mindesten die Alternative eines Kampfes mit uns zu scheuen.

Wenn man beide Theile anblickte, so würde man allerdings gesagt haben, daß wir Mann gegen Mann ihnen nicht gewachsen seien. Sie waren alle, mit ein paar Ausnahmen, Männer von sechs Fuß Höhe, die meisten sogar größer als das, während viele von den Jägern eine kleine Figur besaßen. Unter diesen war aber kein einziger Feigling.

Die Navajos wußten, daß sie selbst für ein Handgemenge gut bewaffnet waren. Auch um unsere Bewaffnung wußten sie; aber sie ließen sich nicht träumen, wie wir bewaffnet seien. Sie sahen, daß die Jäger Messer und Pistolen trugen, aber sie dachten, daß nach der ersten unsichern und schlecht gezielten Salve die Messer es mit ihren furchtbaren Tomahawks nicht würden aufnehmen können, sie wußten nicht, daß an dem Gürtel mehrerer von uns — El Sols, Seguins, Garey's und meinem — eine furchtbare Waffe — bei einem Handgemenge die furchtbarste von allen — der Colt'sche Revolver hing. Die Waffe war damals noch neu und kein Navajo hatte je sein fortwährend Tod austheilendes Knallen gehört.

„Brüder!“ rief Seguin, indem er sich von Neuem in eine Rednerattitude warf, „Ihr läugnet, daß ich der Vater des Mädchens bin. Zwei von Euren Gefangenen — die Ihr als meine Frau und Tochter kennt — sind ihre Mutter und Schwester. Dies läugnet Ihr ebenfalls. Wenn Ihr aufrichtig seid, könnt Ihr also nichts gegen den Vorschlag haben, welchen ich machen will: laßt jene vor

uns bringen und sie ebenfalls. Wenn sie ihre Verwandten nicht erkennt, so werde ich meine Ansprüche aufgeben, und es dem Mädchen freistellen, mit den Navajokriegern zurückzukehren.“

Die Jäger hörten diesen Vorschlag mit Ueberraschung. Sie wußten, daß Seguins Versuche, Erinnerungen an sich im Geiste des Mädchens zu erwecken, erfolglos geblieben waren. Welche Wahrscheinlichkeit hatte er also, daß sie sich ihrer Mutter erinnerte?

Aber Seguin selbst hoffte dies kaum, und ein kurzes Nachdenken zeigte uns, daß sein Vorschlag auf eine weiter reichende Absicht basirt war.

Er sah, daß die Indianer unbedingt auf der Auswechselung der Königin beharrten, und daß, wenn diese nicht zugestanden, die Unterhandlungen abgebrochen werden und seine Frau und jüngere Tochter immer noch in den Händen der Indianer bleiben würden. Er dachte über das harte Schicksal nach, welches sie in ihrer Gefangenschaft erwartete, während sie nur zurückkehrte, um von Huldigungen und Güte empfangen zu werden. Jene mußten um jeden Preis gerettet — sie aber aufgegeben werden, um sie auszulösen.

Seguin hatte aber noch eine Absicht dabei. Es war ein strategisches Manöver — ein verzweifeltes und letztes Auskunftsmittel. Es bestand darin: — er sah, daß wenn wir einmal die Gefangenen — seine Frau und Tochter — unten bei den Häusern hatten — es im Falle eines Kampfes möglich sein würde, sie hinwegzuführen. Auch die Königin konnte auf diese Weise befreit werden. Es war die von der Verzweiflung eingegebene Alternative.

Er theilte dies in einem hastigen Flüstern den ihm nächsten von seinen Kameraden mit, um sich unserer Vorsicht und Geduld zu versichern.

Sobald dieser Vorschlag gemacht wurde, erhoben sich die Navajos und drängten sich in eine Ecke des Zimmers zusammen, um sich zu berathen. Sie sprachen in leisen Tönen. Wir konnten natürlich nicht verstehen, was gesagt wurde, erriethen aber aus dem Ausdruck ihrer Gesichter und ihrer Gesticulationen, daß sie zur Annahme geneigt schienen.

Sie wußten, daß die Königin Seguin nicht als ihren Vater anerkannt hatte. Sie hatten sie aufmerksam beobachtet, als sie auf der entgegengesetzten Seite der Barranca heranritt, — sich sogar mit ihr durch Signale unterhalten, ehe wir es verhindern konnten. Ohne Zweifel hatte sie ihnen das, was im Cannon mit Dacoma's Schaar geschehen war, und die Wahrscheinlichkeit ihrer Annäherung mitgetheilt. Sie fürchteten daher nicht, daß sie sich ihrer Mutter erinnern werde. Ihre lange Abwesenheit, — ihre Jugend, als sie zur Gefangenen gemacht worden war — ihr späteres Leben und die mehr als gütige Behandlung, welche sie von ihnen erhalten — hatte längst jede Erinnerung an die Kindheit und die Umrisse derselben verwischt. Die schlauen Wilden wußten dies recht gut, und endlich nahmen sie nach einer Discussion, welche beinahe eine Stunde dauerte, ihre Plätze wieder ein, und gaben ihre Einwilligung zu dem Vorschlage zu erkennen.

Zwei Männer — von jeder Abtheilung — einer wurden jetzt nach den Gefangenen gesendet und wir saßen jetzt in der Erwartung ihrer Ankunft da.

Nach Kurzem wurden sie hereingeführt.

Es wird mir schwer, die jetzt folgende Scene zu beschreiben — das Zusammentreffen Seguins mit seiner Frau und Tochter — meine eigne Umarmung und der hastig gegebene Kuß, — das Schluchzen und die Ohnmacht meiner Verlobten — das Erkennen des längst verlorenen Kindes von Seiten der Mutter — die Pein, welche erfolgte, als ihr sehndes Herz die Berufung vergebens machte — die halb entrüsteten, halb mitleidigen Mienen der Jäger, — die triumphirenden Geberden der Indianer. — Alles dieses bildete ein Gemälde, welches mit

peinlicher Deutlichkeit in meinem Gedächtnisse lebt, obgleich ich die Kunst des Schriftstellers nicht hinlänglich verstehe, um es darzustellen.

Nach wenigen Minuten wurden die Gefangenen, von zwei Männern bewacht, aus dem Hause geführt, während die übrigen zurückblieben, um die Negociationen zu beenden.

Zweites Kapitel.

Ein Kampf bei verschlossenen Thüren.

Der Zwischenfall verbesserte die Stimmung der beiden Theile keineswegs — die der Jäger am wenigsten. Die Indianer waren triumphirend, aber deshalb um kein Haar weniger zur Hartnäckigkeit und zur Erhebung neuer Ansprüche geneigt. Sie kehrten jetzt zu ihrem frühern Anerbieten zurück: für diejenigen von unsern Gefangenen, welche erwachsen waren, wollten sie gerade tauschen, und für ihren Häuptling Dacoma erboten sie sich, zwei zu geben. Was die übrigen betraf so bestanden sie darauf, zwei gegen einen zu empfangen.

Bei dieser Forderung konnten wir nur etwa zwölf von den mexicanischen Frauen ranzioniren. Da Seguin sie aber entschlossen fand, willigte er endlich in diese Bedingungen, vorausgesetzt, daß sie uns das Recht gestatteten, die Auszutauschenden zu wählen.

Zu unserer Ueberraschung und Entrüstung wurde dies verweigert!

Wir bezweifelten nicht länger, was das Ende der Unterhandlungen sein würde Die Atmosphäre war mit der Electricität des Zornes angefüllt. Haß entzündete Haß, und in jedem Auge brannte Rache.

Die Indianer blickten uns boshaft aus ihren schiefen Augen an; in ihren Blicken lag Triumph, denn sie hielten sich für stärker, als wir.

Andererseits saßen die Jäger, unter der doppelten Entrüstung bebend da. Ich sage: doppelter, ich kann kaum erklären, was ich damit meine. Sie waren noch nie so von Indianern herausgefordert worden. Sie waren ihr ganzes Leben lang gewöhnt gewesen — theilweise aus Renommage, theilweise auch in Folge wirklicher Erfahrung — die rothen Männer als ihnen in Schlauheit und Muth nachstehend zu betrachten, und diese Herausforderung durch sie erfüllte die Jäger, wie gesagt, mit einer doppelten Entrüstung. Es glich dem bittern Zorne; welchen der Vorgesetzte gegen den Widerstand leistenden Untergebenen fühlt — der Edelmann gegen seinen rebellischen Knecht — der Herr gegen seinen Slaven, der sich gegen ihn umgekehrt und ihn geschlagen hat! Dies war es, was die Jäger fühlten.

Ich blickte über ihre Reihe hinab. Ich hatte nie Gesichter von solchem Ausdrücke gesehen, wie damals. Ihre Lippen waren weiß und fest über die Zähne gezogen, ihre Wangen waren farblos und ihre hervordringenden Augen schienen in ihre Höhlen festgeschraubt zu sein.

Auf den Zügen Aller war keine Bewegung zu entdecken, als das Zucken zorniger Muskeln. Ihre rechte Hand war in die Brust ihres halboffenen Jagdhemdes vergraben, — eine jede hatte, wie ich wußte, eine Waffe erfaßt, und sie schienen nicht da zu sitzen, sondern sich vorwärts zu beugen, wie Panther, welche dem Sprunge nahe sind.

Es trat auf beiden Seiten eine lange Stille ein.

Sie wurde durch einen Schrei von Außen unterbrochen — das Kreischen des Kriegsadlers.

Wir würden dies nicht beachtet haben, da wir wußten, daß diese Vögel im Mimbresgebirge gewöhnlich vorkommen, und einer über die Schlucht geflogen sein konnte. — Aber wir glaubten, oder bildeten uns ein, daß es einen Eindruck auf unsere Gegner hervorgebracht habe. Es waren Leute, welche nicht gewöhnt waren, plötzliche Bewegungen sichtbar werden zu lassen; aber es schien uns Allen, als ob ihre Blicke düsterer und triumphirender würden. Konnte es ein Signal gewesen sein?

Wir lauschten einen Augenblick — das Kreischen wurde wiederholt, und obgleich es ganz dem eines uns bekannten Vogels — des weißköpfigen Adlers — glich, saßen wir doch unruhig und unter furchtbaren Besorgnissen da.

Der junge Häuptling in der Husarenuniform war aufgestanden. Er war der stürmischste und anspruchsvollste unserer Widersacher gewesen. Er war, wie uns Rube gesagt hatte, ein Mann von dem schändlichsten und wollüstigsten Charakter, der dessenungeachtet aber große Gewalt über die Krieger ausübte. Er hatte Seguins Vorschlag zurückgewiesen und wollte jetzt seine Gründe angeben. Wir kannten sie ohnedies.

„Warum,“ sagte er zu Seguin, „warum wünscht der weiße Häuptling so sehr, unter unsern Gefangenen zu wählen? möchte er das gelbhaarige Mädchen zurück haben?“

Er hielt einen Augenblick inne, wie um eine Erwiderung zu erwarten. Aber Seguin gab keine.

„Wenn der weiße Häuptling glaubt, daß unsere Königin seine Tochter sei, würde er da nicht wünschen, daß seine Schwester ihre Gefährtin würde und mit uns in unser Land zurückkehrte?“

Er hielt von Neuem inne, aber Seguin blieb, wie vorher, stumm.

Der Redner fuhr fort.

„Warum will er das goldhaarige Mädchen nicht mit uns zurückkehren und mein Weib werden lassen? Wer bin ich, der dies verlangt? — ein Häuptling der Navajos — der Abkömmling des großen Moctezuma — der Sohn ihres Königs.“

— Der Wilde blickte mit herausfordernden Mienen um sich, als er diese Worte sprach.

„Wer ist sie,“ fuhr er fort, „die ich so zur Braut erbettelte? die Tochter eines Mannes, der nicht einmal von seinem eigenen Volke geachtet wird! — die Tochter eines Culatta!“

Ich blickte auf Seguin. Ich sah, wie sich seine Gestalt erhob, ich sah die dicken Adern an seiner Kehle schwellen, ich sah den wilden Ausdruck, welchen ich schon früher bemerkt hatte, in seinen Augen, — ich wußte, daß die Krisis nahe war.

Von Neuem kreischte der Adler.

„Aber nein,“ fuhr der Wilde fort, indem ihm das Signal neue Kühnheit zu geben schien, „ich will nicht mehr betteln! Ich liebe das weiße Mädchen, und sie muß mein sein, und noch diese Nacht schläft sie —“

Er beendigte diesen Satz nicht. Seguins Kugel hatte seine Stirn durchbohrt. Ich sah das rothe, runde Loch mit seinem bläulichen Pulverkreis, als das Opfer vorwärts aufs Gesicht stürzte.

Wir sprangen sämmtlich auf; Jäger und Indianer erhoben sich, wie Ein Mann. Der doppelte Ruf der Herausforderung erschallte wie aus einer Kehle, und wie mit einer Hand wurden Messer,

Pistolen und Tomahawks gezogen. Im nächsten Augenblicke waren wir im Handgemenge.

O, es war ein furchtbarer Kampf, als die Pistolen krachten und die Messer blitzten und die Tomahawks die Luft durchschnitten — ein furchtbarer, furchtbarer Kampf!

Man hätte denken sollen, daß der erste Anstoß beide Reihen niedergestoßen haben würde. So war es nicht, Die ersten Streiche eines Kampfes wie dieser, sind ungewiß und werden gut parirt, und das menschliche Leben ist schwer zu nehmen. Was war das Leben von Männern, wie diese!

Einige fielen, andere traten verwundet und blutend zurück, aber nur, um von Neuem zu kämpfen; einige waren im Handgemenge, während mehrere Paar sich erfaßt hatten, um einander, im verzweifelten Ringen des Todes, niederzuwerfen.

Einige stürmten gegen die Thür,» um draußen zu kämpfen, einige kamen heraus — aber die Menge drückte dagegen — die Thür schloß sich, — Leichen fielen dahinter — wir kämpften im Dunkeln!

Wir hatten Licht genug für unsere Absicht. Die Pistolen blitzten in schnellen Zwischenräumen und ließen das grausige Gemälde sichtbar werden.

Das Licht schimmerte auf dämonische Gesichter — auf rothe, zuckende Waffen — auf zu Boden gestreckte Menschengestalten — auf andere, die in jeder Stellung des tödtlichen Kampfes rangen.

Das Geschrei der Indianer und die nicht weniger wilden Rufe ihrer weißen Feinde dauerten fort, aber die Stimmen wurden dumpfer und die Rufe verwandelten sich in ein Stöhnen und Flüche und kurze, scharfe Ausrufungen.

Von Zeit zu Zeit hörte man schnelle Schläge und den dumpfen Ton stürzender Körper.

Das Zimmer füllte sich mit Rauch und Staub und erstickendem Schwefeldampfe an, und die Fechtenden kämpften halb erstickt.

Ich hatte bei dem ersten Ausbruch meinen Revolver gezogen und ihn dem nahenden Feind in das Gesicht abgefeuert. Ich hatte einen Schuß nach dem andern gethan, einige auf das Ungewisse hin — andere auf ein Opfer gerichtet. Ich hatte die Knalle nicht gezählt, bis der Hahn auf dem Stahlpflocke stehen blieb und mir verkündete, daß die sechs Läufe entleert waren.

Dies hatte nur eben so viele Secunden gedauert; ich steckte mechanisch die leere Waffe in den Gürtel und eilte instinktmäßig der Thüre zu. Ehe ich sie erreichen konnte, war sie geschlossen, und ich sah, daß es unmöglich war, hinauszukommen.

Ich wendete mich um und suchte einen Gegner. Es dauerte nicht lange, bis ich einen gefunden hatte.

Bei dem Blitze eines Pistols sah ich einen Indianer mit erhobenem Beile auf mich zukommen.

Bis jetzt hatte mich etwas verhindert, mein Messer zu ziehen: nun war es zu spät geworden. Ich streckte meinen Arm aus, um den Hieb aufzufangen und blickte den Kopf gegen den Wilden.

Ich fühlte, wie das scharfe Beil das Fleisch zerschnitt, als es an meiner Schulter abglitt. Ich war nur leicht verwundet. Er hatte durch mein plötzliches Bücken sein Ziel verfehlt; aber der Anlauf brachte unsere Körper zusammen und im nächsten Augenblicke rangen wir.

Wir strauchelten über eine Felsmasse und rangen einige Augenblicke zusammen auf dem Boden, ohne daß Einer von uns im Stande gewesen wäre, seine Waffe zu gebrauchen. Von Neuem erhoben wir uns in der grimmigen Umarmung, abermals fielen wir mit furchtbarem Gewicht. Unser Sturz wurde von etwas aufgefangen — es erbehte — es gab krachend nach und wir

stürzten köpflings in das helle Licht.

Ich war geblendet. Ich hörte ein seltsames, dröhnendes Getöse hinter mir, wie das Geräusch von stürzenden Balken; ich beachtete es aber nicht. Ich hatte zu viel zu thun, um über Ursachen nachzudenken.

Der plötzliche Sturz halte uns getrennt, und wir Beide erhoben uns zu gleicher Zeit, um wieder gegen einander anzudringen und uns wieder zur Erde zu stürzen. Wir wälzten uns auf den Boden über die dornigen Cactuspflanzen. Ich wurde mit jedem Augenblicke schwächer, während der muskulöse Wilde, an solche Kämpfe gewöhnt, fortwährend frische Kräfte und Athem zu sammeln schien.

Drei Mal hatte er mich unter sich gehabt; aber jedes Mal hatte ich seinen rechten Arm erfaßt und den Stoß verhindert. Es war mir gelungen, das Messer zu ziehen, als wir durch die Wand stürzten, aber mein Arm wurde ebenfalls festgehalten und ich vermochte ihn nicht zu gebrauchen.

Als wir zum vierten Male zu Boden kamen, fiel mein Gegner unter mich. Ein Schrei des Schmerzes ertönte von seinen Lippen, sein Kopf fiel auf das Gras zurück, und er lag, ohne sich weiter zu bewegen, in meinen Armen.

Ich fühlte, wie sein Griff allmählig nachließ. Ich blickte in sein Gesicht — seine Augen waren verglas't und weit offen. Durch seine Zähne strömte schäumendes Blut hervor — ich sah, daß er todt war.

Ich nahm dies mit Erstaunen wahr, denn ich wußte, daß ich ihn bis jetzt noch nicht mit meiner Waffe berührt hatte. Ich wollte eben meinen Arm unter ihm hinwegziehen, als ich* bemerkte, daß er aufhörte, Widerstand zu leisten.

Das Messer fiel aber jetzt in meine Augen. Die Klinge und das Heft waren roth, und die Hand, welche es erfaßte, ebenfalls.

Als wir fielen, hatte ich es zufällig mit der Spitze nach Oben gehalten — mein Gegner war auf die Klinge gestürzt!

Ich dachte jetzt an meine Verlobte, machte mich von den kraftlosen Gliedern des Wilden los und erhob mich. Der Rancho stand in Flammen.

Das Dach war auf den Brazero gefallen, und die trockenen Schindeln hatten Feuer gefangen.

Die Kämpfenden krochen aus der brennenden Ruine hervor; aber nicht, um hinwegzueilen — nein, unter den zuckenden Flammen, unter dem heißen Rauch kämpften sie immer noch wild und schäumend und rasend.

Ich hielt mich nicht auf, um zu sehen, wer diese unermüdlichen Kämpfer seien. Ich eilte vorwärts und sah mich auf allen Seiten nach den Gegenständen meiner Besorgniß um.

Die wollenen, weiblichen Kleider wurden mir hoch oben, auf den zu den Navajogefangenen führenden Wegen sichtbar.

O Gott! sie waren es. Die Drei kletterten den steilen Pfad hinauf — eine Jede wurde von einem Wilden getrieben.

Es war mein erster Impuls, hinauf zu stürmen, aber in diesem Augenblicke erschienen funfzig Reiter auf dem Hügel und galoppirten herab.

Ich sah ein, daß es Wahnsinn sein würde, ihnen folgen zu wollen, und wendete mich nach der andern Seite, wo wir unsere Gefangenen und Pferde gelassen hatten, um mich zurückzuziehen.

Als ich über die Barranca lief, vernahm ich von der andern Seite kommende Schüsse.

Ich blickte auf und sah die berittenen Jäger in Galopp von einer Masse wilder Reiter verfolgt, herabkommen. Es war Dacoma's Schaar!

Ich stand unschlüssig einen Augenblick da und beobachtete die Verfolgung. Die Jäger hielten, als sie die Häuser erreichten, nicht an, sondern galoppirten unter fortwährendem Feuern das Thal hinab.

Eine Abtheilung Indianer verfolgte sie, während eine andere anhielt, sich um die lodernde Ruine sammelte und unter den Mauern zu suchen begann.

Ich war noch in dem Cactusdickicht versteckt, sah aber, daß mein Zufluchtsort bald von den Augen der schlaun Wilden durchdrungen sein würde, ließ mich auf meine Hände und Kniee sinken, und kroch dem Flusse zu.

Als ich ihn erreichte, fand ich mich dicht am Eingange einer Höhle eines kleinen Stollens des Bergwerks — und begab mich in dieselbe.

Drittes Kapitel.

Ein sonderbares Zusammentreffen in einer Höhle.

Der Stollen, in den ich mich begeben hatte, zeigte unregelmäßige Umrisse. An den Seiten ragten Felsen hervor, und zwischen diesen waren kleine Seitenstollen gegraben worden, wo die Bergleute die Verzweigungen der Goldmutter verfolgt hatten.

Die Höhle war nicht tief. Die Ader hatte sich nicht als vortheilhaft erwiesen, und war aufgegeben worden, um eine andere zu suchen.

Ich blieb in derselben, bis ich im Finstern war, tastete mich dann an der Seitenwand fort, und fand eine Nische, in welche ich mich steckte.

Indem ich in den Fluß blickte, konnte ich aus der Höhle eine Strecke weit über den Grund der Barranca sehen, wo die Büsche dünn und einzeln wuchsen.

Ich hatte mich kaum gesetzt, als meine Aufmerksamkeit auf eine außerhalb vorgehende Scene gelenkt wurde.

Zwei Männer krochen auf Händen und Knien durch die vor der Höhlenmündung wachsenden Cactuspflanzen heran.

Jenseits derselben durchstöberte ein halbes Dutzend berittene Wilde das Dickicht; aber sie hatten die Männer noch nicht gesehen. Ich erkannte sie leicht: es waren Godé und der Doctor. Der letztere war mir näher, und als er über die Steine kroch, sprang im Bereiche seiner Hand etwas aus dem Felsen. Ich bemerkte, daß es ein kleines Thier von der Armadillart war. Ich sah ihn die Hände ausstrecken, — es erfassen, und in einen an seiner Seite hängenden Sack stecken. Die Indianer schrien und kreischten unterdessen keine fünfzig Schritt hinter ihm.

Ohne Zweifel gehörte das Thier einer neuen Species an; aber der eifrige Naturforscher konnte es der Welt nicht bekannt machen. Er hatte kaum die Hand wieder zurückgezogen, als ein Geschrei

von Seiten der Wilden verkündete, daß er und Godé entdeckt waren, und im nächsten Augenblicke lagen Beide, von Lanzen durchbohrt und allem Anscheine nach todt, auf dem Boden.

Ihre Verfolger stiegen jetzt ab, um sie zu skalpiren.

Der arme Richter! Seine Mütze wurde abgezogen — die blutige Trophäe folgte — und er lag mit dem rothen Schädel, nach der Höhle gerichtet — ein häßliches Schauspiel — da.

Ein zweiter Indianer war abgestiegen und stand, mit seinem langen Messer in der Hand, bei dem Canadier.

Ogleich ich meinen armen Diener bemitleidete, und ganz und gar nicht in der Stimmung war, um Heiterkeit zu fühlen, könnte ich mich doch, bei meiner Bekanntschaft mit den Umständen, nicht enthalten, das Verfahren mit einiger Neugier zu beobachten.

Der Wilde bewunderte einen Augenblick die schönen Locken, welche den Kopf seines Opfers zierten. Er dachte ohne Zweifel daran, welchen schönen Saum sie für seine Beinkleider geben würden. Er schien in ekstatischem Entzücken zu sein, und nach den Schwingungen, die er mit seinem Messer machte, konnte ich sehen, daß es seine Absicht war, die Haut des ganzen Kopfes zu nehmen!

Nachdem er mehrere Sprünge um denselben gemacht hatte, bückte er sich und erfaßte eine Handvoll Locken; ehe er aber noch den Skalp mit seinem Messer berührt hatte, erhob sich das Haar, und ließ den weißen, Marmor gleichenden Schädel erkennen.

Der Wilde ließ mit einem Entsetzensschrei die Perrücke fallen, lief zurück, und fiel über den Körper des Doctors.

Der Ruf zog seine Kameraden herbei; mehrere von ihnen stiegen ab, und näherten sich dem merkwürdigen Gegenstande mit erstaunten Mienen.

Einer, der muthiger warf, als die Uebrigen, hob die Perrücke auf, und dieselbe wurde von Allen mit neugieriger Aufmerksamkeit besichtigt.

Hierauf lief einer nach dem andern zu dem glänzenden Schädel, ließ die Finger über die glatte Oberfläche gleiten, und stieß dabei Rufe der Ueberraschung aus.

Sie versuchten die Perrücke, nahmen sie ab, setzten sie wieder auf, und wendeten sie nach allen verschiedenen Richtungen. Endlich zog derjenige, welcher sie als sein Eigenthum beanspruchte, seinen gefiederten Kopfputz ab, setzte sie mit der vordersten Seite nach hinten auf seinen eigenen Kopf, und stolzierte mit über sein Gesicht hängenden, langen Locken umher.

Es war eine wahrhaft merkwürdige Scene, die mich unter andern Umständen belustigt haben würde. Es lag etwas unwiderstehlich Komisches in den verblüfften Mienen der Schauspieler. Aber das Trauerspiel hatte mich zu tief berührt, als daß ich über die Farce hätte lachen können. Ich war von zu großem Schrecken umgeben. Seguin war vielleicht todt — sie auf ewig verloren, und die Sclavin brutaler Wilden. Auch meine eigene Gefahr kam in's Spiel, denn ich wußte nicht, wie bald ich entdeckt und hervorgeschneppt werden konnte.

Dies berührte mich jedoch am wenigsten; mein Leben war jetzt nur von geringem Werthe für mich, und so betrachtete ich es.

Aber es giebt einen sogenannten Instinct der Selbsterhaltung, selbst wenn der Wille aufgehört hat, thätig zu sein. In meinem Geiste begannen sich bald Hoffnungen zu bilden, und mit ihnen kam der Wunsch, zu leben. Es stellten sich Gedanken ein: ich konnte eine starke Schaar

organisiren — ich konnte sie noch befreien! — ja selbst, wenn bis dahin Jahre vergehen sollten, wollte ich dies bewerkstelligen! — Sie mußte mir treu bleiben — sie konnte mich nie vergessen!

Der arme Seguin! — welches Leben der Hoffnung war in einer Stunde zu Ende gegangen! — er selbst hatte das Opfer mit seinem Blute besiegelt!

Aber ich wollte nicht verzweifeln, selbst wenn ich sein Schicksal zum Vorbilde hatte. Ich wollte das Drama da, wo er geendet, wieder beginnen, der Vorhang sollte sich vor neuen Szenen erheben, und ich wollte die Bühne nicht eher verlassen, als bis ich ein glückliches Ende herbeigeführt, oder wenn mir dies nicht gelingen sollte, die Entwicklung des Todes oder der Rache herbeigeführt hatte.

Der arme Seguin! kein Wunder, daß er ein Skalpjäger geworden war. Ich begriff jetzt, wie heilig sein Haß gegen die unbarmherzigen, rothen Männer war. Auch ich hatte die Leidenschaft eingesogen.

Während solche Reflexionen hastig an meinem Geiste vorübergingen — denn die Scene, welche ich beschrieben habe, sowie das Darauffolgende, nahmen nicht viel Zeit in Anspruch, — wendete ich meine Augen nach innen, um zu sehen, ob ich in meiner Nische hinlänglich verborgen wäre. Die Wilden konnten es sich in den Kopf setzen, den Stollen zu durchsuchen!

Als ich mich bemühte, das sich nach innen erstreckende Dunkel zu durchdringen, wendeten sich meine Augen auf einen Gegenstand, welcher mich mit einem kalten Schauer zurückbeben ließ. Trotz der Scene, welche ich soeben durchlebt hatte, war dies der Anlaß zu neuer Pein.

Mitten in der Finsterniß konnte ich zwei glänzende, kleine Punkte unterscheiden. Sie funkelten nicht, sondern schimmerten vielmehr in einem ruhigen, grünlichen Glanze; ich wußte, daß es Augen waren!

Ich befand mich mit einem Panther oder einem noch furchtbareren Gefährten — dem grauen Bär, in der Höhle.

Es war mein erster Antrieb, mich in die Nische, wo ich mich verborgen hatte, zurückzuziehen. Dies that ich, bis mein Rücken an dem Felsen lehnte. Ich dachte nicht an den Versuch, zu entrinnen, ich wurde dabei aus dem Regen in die Traufe gekommen sein — denn die Indianer befanden sich immer noch vor der Höhle. Jeder Versuch, mich zurückzuziehen, würde übrigens nur das Thier nachgelockt haben, da es in diesem Augenblicke sich vielleicht so schon zum Sprunge anschickte.

Ich kauerte mich zusammen, und griff in meinen Gürtel nach dem Heft meines Messers. Ich erfaßte dies endlich, zog es heraus, und wartete auf sein Näherkommen.

Während der ganzen Zeit waren meine Augen auf die schimmernden Punkte vor mir geheftet gewesen.

Ich sah, daß seine ebenfalls auf mich geheftet waren, und mich unverwandt fixirten.

Die meinen schienen einen besondern Willen zu besitzen. Ich konnte sie nicht abwenden. Sie wurden von einem entsetzlichen Zauber gefesselt, und ich fühlte, oder bildete mir ein, daß in dem Augenblicke, wo dieser aufhörte, das Thier auf mich einspringen würde.

Ich hatte davon gehört, daß wilde Thiere durch den Blick des menschlichen Auges besiegt würden, und bemühte mich, mein Gegenüber mit Zeichen zu fixiren.

Wir saßen eine Zeitlang da, ohne daß sich einer von uns um einen Zoll breit gerührt hätte.

Ich konnte nichts von dem Körper meines Gegners erblicken, — nichts als die grünen, schimmernden Kreise, welche in Ebenholzringe gefaßt zu sein schienen.

Da sie solange unbeweglich geblieben waren, vermuthete ich, daß ihr Besitzer noch in seinem Lager sei, und seinen Angriff nicht eher machen werde, als bis ihn etwas störe — vielleicht bis die Indianer fort sein würden.

Der Gedanke, daß ich am besten thun würde, mich zu bewaffnen, stieß mir jetzt auf. Ich wußte, daß ein Messer gegen einen grauen Bär nur wenig nützen werde, — mein Pistol stak noch in meinem Gürtel, aber es war leer. Ob mir das Thier erlauben würde, es zu laden? Ich beschloß, einen Versuch zu machen.

Ich ließ meine Augen fortwährend ihr Amt verrichten, fühlte aber dabei nach meinem Pulverhorne, und begann, nachdem ich beide gefunden, zu laden. Ich that dies schweigend und vorsichtig, denn ich wußte, daß diese Thiere im Finstern sehen konnten, und daß in dieser Beziehung mein Gegenüber den Vortheil über mich hatte.

Ich schob das Pulver mit meinem Finger herum, stieß die Kugel darauf, rollte den Cylinder nach der richtigen Kerbe herum, und spannte den Hahn.

Als die Feder knackte, sah ich die Augen sich plötzlich bewegen. Jetzt wird es kommen!

Ich legte mit Gedankenschnelle meinen Finger an den Drücker; ehe ich die Pistole aber noch erheben konnte, hielt mich eine bekannte Stimme zurück.

„Halt ein! zum Teufel mit Euch!“ rief die Stimme. „Was zum Geier! warum habt Ihr mir nicht gesagt, daß Ihr eine weiße Haut hättet? Ich dachte, daß es ein schleichender Indianer wäre. Wer zum Teufel seid Ihr? Es ist doch nicht Bil Garey?“

„Nein, Billie,“ sagte ich, mich von meiner Ueberraschung erholend, „es ist nicht Bil.“

„Das hätte ich rathen können. Bil würde die Augen dieses Nigger eben so bald erkannt haben, wie ich die seinen. Ach, der arme Bil! ich fürchte, daß der Trapper aufgerieben ist, und von seiner Sorte giebt es nicht viel in den Bergen, nein, nein, die giebt es nicht!“

„Verdammiß!“ fuhr die Stimme mit wildem Nachdruck fort, „das kommt davon, wenn man die Büchse zurückläßt; wenn ich den Bauchreißer hätte, würde ich mich nicht hier versteckt halten, wie ein aufgescheuchtes Opossum. Aber sie ist fort, die kleine Büchse — fort — und die Stute dazu! — und hier bin ich ohne Thier und Waffen! Verdammiß!“

Die letzten Worte wurden mit einem zornigen Zischen ausgestoßen, welches durch alle Theile der Höhle widerhallte.

„Ihr seid der junge Bursche — der Freund des Capitains?“ fragte er mit plötzlich verändertem Tone.

„Ja,“ antwortete ich.

„Ich habe Euch nicht hereinkommen sehen, sonst würde ich Euch vielleicht früher angesprochen haben.

Ich habe einen tüchtigen Hieb über meinen Arm bekommen, und verband ihn gerade, als Ihr dort hereinstürztet. Wofür habt Ihr dieses Kind gehalten?“

„Ich habe Euch nicht für einen Menschen gehalten, ich dachte, Ihr wäret ein grauer Bär.“

„Ha ha ha! hi hi hi! das dachte ich mir, als ich Eure Pistole knacken hörte! hi hi hi! Wenn ich

aber Garey je wieder sehe, so werde ich den Nigger zum Lachen bringen, bis ihm der Bauch weh thut. Den alten Rube für einen grauen Bär! Wenn das nicht —! hi hi hi! ho ho ho!“

Und der alte Trapper kicherte über diese Idee, als ob er soeben die unterhaltendste Scene angesehen habe, und auf hundert Meilen Entfernung kein Feind vorhanden wäre.

„Habt Ihr etwas von Seguin gesehen?“ fragte ich, mit dem Wunsche, zu hören, ob vielleicht mein Freund noch lebe.

„Ob ich ihn gesehen habe? Ja, wahrhaftig — und es war ein Anblick! — Habt Ihr je einen Panther heranspringend gesehen?“

„Ich glaube, ja!“

„Nun, das war er! er war im Hause, als es fiel, ich auch, aber nachher nicht lange mehr. Ich kroch zu der Thür hinaus, und gerade in dem Augenblicke sah ich den Capitain im Handgemenge mit dem Indianer. Aber es dauerte nicht lange; der Capitain gab ihm einen Stoß zwischen die Rippen, und der Nigger ging unter — das that er!“

„Aber was wißt Ihr weiter von Seguin? habt Ihr ihn später gesehen?“

„Ob ich ihn später gesehen habe? nein, das habe ich nicht.“

„Ich fürchte, daß er getödtet ist.“

„Das ist nicht wahrscheinlich, junger Bursche. Er kennt diese Gegend besser, als wir Alle, und muß wissen, wo er sich verstecken kann. Ich bin überzeugt, daß er das gethan hat.“

„Ja, wenn er es wollte,“ sagte ich, in dem Gedanken, daß Seguin den Gefangenen gefolgt sein, und sein Leben rücksichtslos auf's Spiel gesetzt haben könne.

„Habt darum keine Furcht, junger Bursche, der Capitain wird seine Faust in kein Bienennest stecken, wenn kein Honig darin ist — er thut das nicht!“

„Aber wohin kann er gegangen sein, wenn Ihr ihn nicht später gesehen habt?“

„Wohin er gegangen sein kann? er hätte funfzig Wege durch's Gebirge einschlagen können. Ich habe nicht daran gedacht, ihm nachzuschauen. Er ließ den Indianer liegen, ohne den Skalp abzuziehen. Ich bückte mich also, um ihn zu nehmen, und als ich wieder aufstand, war er nicht mehr da. Der Indianer war aber noch dabei, Gott! der Indianer ist einen Kürbis werth! — das ist er!“

„Welchen Indianer meint Ihr?“ *

„Den, der am Rio del Norte zu uns stieß, den Coco.“

„El Sol! — wie steht's mit ihm, ist er getödtet?“

„Nun, ich glaube, daß er nicht todt ist, und es auch nicht sein kann — das ist—die Meinung dieses Kindes davon. Er kam unter dem Rancho hervor, nachdem er zusammengestürzt war, und seine schöne Kleidung sah noch eben so neu aus, als wäre sie gerade erst aus der Putzschachtel gezogen worden. Es waren Zwei gegen ihn, und meiner Seel'! wie er sie bekämpfte! Ich machte mich an den einen von hinten heran, und gab ihm eins in die Feistrippen; aber die Art, wie er dem Andern ein Ende machte, war eine Warnung für alle armen Sünder! Es war der hübscheste Hieb, den ich je in diesen Bergen erblickt, und ich rechne, daß ich eine hübsche Menge davon gesehen habe.“

„Wie war es?“ —

„Ihr wißt, daß der Indianer — d. h. Der Coco — mit einem Beile kämpft?“

„Ja!“

„Nun wohl, das ist eine verzweifelte Waffe für diejenigen, welche sie zu gebrauchen verstehen, und er thut es, der Indianer thut es. Der Andere hatte auch ein Beil, aber er behielt es nicht lange. Es wurde ihm in der Minute aus den Händen geschlagen, und dann führte der Coco von oben einen Hieb, und wagh! es war ein Schlag, wenn es auch nichts Anderes war. Er spaltete dem Nigger damit den Kopf bis an die Schultern. Er war in zwei Hälften getheilt, als wäre er mit einem Zimmermannsbeile zerhauen worden. Wenn Ihr das Ungeziefer gesehen hättet, als es zu Boden stürzte, so würdet Ihr gedacht haben, daß es einen Doppelkopf habe. In diesem Augenblick sah ich aber die Indianer auf beiden Seiten der Klippe herabkommen, und da ich weder ein Thier, noch eine andere Waffe hatte, als dieses Messer, so setzte sich dieses Kind in den Kopf, daß es nicht sicher sei, sich länger dort aufzuhalten, und versteckte sich. Das that es. —“

Viertes Kapitel.

Herausgedämpft.

Unser Gespräch war mit leisem Tone geführt worden, denn die Indianer befanden sich immer noch vor der Höhle. Es waren mehrere andere herbeigekommen, und sie untersuchten den Schädel des Canadiers mit derselben Miene der Neugier und Verwunderung, welche ihre Kameraden gezeigt hatten.

Rube und ich beobachteten sie eine Zeitlang schweigend.

Der Trapper war mir näher gekommen, um heraussehen und sich mit mir unterhalten zu können.

Ich besorgte immer noch, daß die Wilden die Höhle durchsuchen würden.

„Es ist nicht wahrscheinlich,“ sagte mein Gefährte. „Sie würden es vielleicht thun, wenn nicht so viel solcher Höhlen hier wären; seht Ihr nicht? Es sind auf der anderen Seite mehr, als hundert, und die meisten von den Leuten, die davon gekommen sind, haben sich weiter hinab gemacht. Ich denke, daß die Indianer das gesehen haben und uns nicht stören — Je—sus! — wenn das nicht der verdammte Hund ist!“

Ich verstand die Bedeutung des furchtbaren Nachdruckes, womit die letzten Worte ausgesprochen wurden, nur zu gut. Meine Augen waren gleichzeitig mit denen des Sprechers auf Alp gefallen. Er lief vor der Höhle hin und her — ich sah auf den ersten Blick, daß er mich suchte.

Im nächsten Augenblick war er auf die Fährte gekommen, wo ich mich durch die Cactuspflanzen gewunden hatte — und eilte auf die Höhle zu!

Als er den Körper des Canadiers, welcher direct auf seinem Wege lag, erreichte, blieb er einen Augenblick stehen und schien ihn zu untersuchen. Hierauf ging er mit einem kurzen Klaffen zu dem des Doctors, wo er eine ähnliche Demonstration machte. Er lief mehrmals von dem Einen zum Andern, verließ sie aber endlich und verschwand, mit der Nase auf dem Boden, aus unsern

Augen.

Seine sonderbaren Bewegungen hatten die Aufmerksamkeit der Wilden erregt und sie beobachteten ihn sämmtlich.

Mein Gefährte und ich begannen zu hoffen, daß er mich verloren habe, aber er schien zu unserm Schrecken zum zweiten Male auf demselben Wege heranzukommen.

Dies Mal sprang er über die Körper und sprang im nächsten Augenblick über die Mündung der Höhle.

Ein Geschrei von außen verkündete uns, daß wir verloren waren. — '

Wir bemühten uns, den Hund wieder herauszutreiben, und es gelang uns, nachdem ihn Rube mit seinem Messer verwundet hatte. Aber das Benehmen des Hundes vor der Höhle und die Wunde selbst, überzeugte unsere Feinde, daß sich Jemand in dem Stollen befand.

Nach wenigen Secunden wurde der Eingang von einer Menge schreiender und jubelnder Wilden verdunkelt.

„Nun zeigt Eure Schießkunst, junger Bursche,“ sagte mein Gefährte, „es ist die neue Pistolenart, die Ihr habt. Ladet jeden Lauf.“

„Werde ich Zeit genug haben, um sie zu laden?“

„O, hinlängliche Zeit! Sie werden nicht ohne Licht herankommen. Sie werden nach dem Hause gehen, um eine Fackel zu holen. Schnell! schlagt das Futter hinein!“

Ich erfaßte, ohne ihm zu antworten, mein Pulverhorn und lud die übrigen fünf Läufe des Revolvers. Ich hatte es kaum gethan, als einer von den Indianern mit einem flammenden Holzscheite vor der Höhle erschien, und gebückt in ihre Mündung treten wollte.

„Jetzt ist es Zeit,“ rief Rube; „langt den verdammten Nigger aus seinen Stiefeln! werft ihn nieder!“

Ich feuerte; der Wilde ließ die Fackel sinken und stürzte todt darüber.

Ein zorniges Geschrei von außen folgte dem Knalle und die Indianer verschwanden vor der Höhle. Kurz darauf sah man einen Arm herein reichen und die Leiche wurde aus dem Eingange gezogen.

„Was meint Ihr, daß sie nun thun werden?“ fragte ich meinen Gefährten.

„Ich kann es bis jetzt noch nicht recht sagen, aber ich denke, daß sie dieses Spieles müde sind. Ladet den Lauf von Neuem. Ich glaube, daß wir Einige von ihnen tödten werden, ehe wir nachgeben müssen; Verdammniß! Wenn ich nur meinen kleinen Bauchreißer hier hätte! Ihr habt— sechs Schuss, nicht wahr? Gut, Ihr müßt die Höhle mit ihren Aehren vollstopfen, ehe sie uns erreichen. Es ist eine großartige Waffe, das läßt sich nicht läugnen. Ich habe sie von dem Capitain gebrauchen sehen. Gott, wie er auf die Nigger in dem Hause gefeuert hat! es sind nicht mehr viel von ihnen auf den Beinen geblieben.— Ladet sicher, junger Bursche, Ihr habt Zeit genug; sie wissen, was Ihr da habt.“

Während dieses Gesprächs zeigte sich keiner von den Indianern, aber wir konnten sie draußen auf beiden Seiten des Schachtes sprechen hören. Wir wußten, daß sie sich über den besten Plan beriethen, um zu uns zu gelangen.

Wie Rube gesagt hatte, schienen sie zu wissen, daß der Schuß von einem Revolver gekommen

war. Ohne Zweifel hatten ihnen Einige von den im letzten Kampfe Uebriggebliebenen gesagt, welch furchtbare Verwüstung unsere Pistolen unter ihnen angerichtet hatten, und sie fürchteten, ihnen entgegenzutreten.

„Welches andere Verfahren werden sie befolgen? uns aushungern?“

„Vielleicht,“ sagte Rube auf meine Frage, „und sie können es, wenn sie es versuchen. Wir haben hier nicht viel Lebensmittel, wenn wir nicht etwa Steine kauen, Aber es giebt noch eine andere Weise, wenn sie den Verstand haben, sie zu befolgen, die uns eher herausbekommen wird, als das Verhungern. — Hölle!“ rief er nachdrücklich, „sie werden uns herausdämpfen! — schaut dorthin!“

Ich blickte hinaus. In einiger Entfernung sah ich mehrere Indianer mit großen Reißigbündeln auf die Höhle zukommen.

Ihre Absicht war unverkennbar.

„Aber können sie es thun?“ fragte ich, im Zweifel an die Möglichkeit, daß unsere Feinde im Stande sein würden, ihre Absicht auf diese Weise auszuführen. — „Können wir den Rauch nicht ertragen?“

„Ihn ertragen? Ihr Grünschnabel! Mein Bursche, wißt Ihr, was für eine Art von verdammtem Gebüsch sie dort haben?“

„Nun, was ist es?“

„Nun, es ist die Stinkpflanze, das stinkigste Kraut, das ich je gerochen habe. Der Rauch davon würde ein Stinkthier aus einem Persimonstamme bringen. Ich will Euch etwas sagen, junger Bursche: wir werden entweder hinausgedämpft, oder erstickt, wo wir sind, und dieses Kind hat nicht länger, wie dreißig Jahr, die Indianer bekämpft, um auf diese Weise unterzugehen. Wenn es am schlimmsten kommt, so werde ich herausstürmen, — das werde ich thun.“

„Aber wie,“ fragte ich hastig, „wie sollen wir uns dann benehmen?“

„Wie? — Ihr habt doch Muth, nicht wahr?“

„Ich bin bereit, bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen!“

„Nun, ich will Euch sagen, was das Einzige ist. Wenn der Rauch aufsteigt, so daß sie uns nicht kommen sehen können: wollen wir unter sie hinausstürmen. Ihr habt das Pistol und könnt zuerst gehen. Schießt jeden verdammten Nigger, der Euch anfaßt, nieder, und lauft, wie die Hölle. Ich werde Euch dicht auf dem Fuße folgen. Wenn wir einmal durch sie gelangt sind, werden wir vielleicht im Stande sein, durch das Gebüsch zu entrinnen um unter ihm nach den großen Höhlen auf der andern Seite zu kriechen; die stehen mit einander in Verbindung und dort können wir ihnen ausweichen. Ha, ha! sie werden den Skalp des alten Rube noch nicht erhalten — sie werden es nicht, hi hi hi!“

Ich wendete mich nach ihm um, er lachte wirklich über diesen unzeitigen Scherz; es war entsetzlich, ihn zu hören.

Mehrere Arme voll Buschwerk wurden jetzt in die Mündung der Höhle geworfen; ich sah, daß es die stinkende Creosotpflanze — der Ideodondo war.

Sie wurde angezündet und sendete einen dickem schwarzen Rauch in die Höhe, und der von außen hereingetriebene, stinkende Dampf begann unsere Nasenlöcher und Lungen zu erreichen und verursachte fast augenblicklich ein Gefühl der Uebelkeit und des Erstickens. Ich hätte ihn

nicht lange ertragen können. Ich erwartete nicht, um zu sehen, wie lange, denn in diesem Augenblicke hörte ich Rube rufen. —

„Jetzt ist die rechte Zeit, junger Bursche; heraus, und gebt ihnen die Hölle!“

Ich erfaßte mit einem Gefühl verzweifelter Entschlossenheit mein Pistol und stürzte über das rauchende Buschwerk vorwärts. Ich hörte ein wildes betäubendes Geschrei — ich sah eine Menge von Männern — von Dämonen. Ich erblickte schwere Tomahawks und rothe Messer — sie wurden erhoben, und — ...

Fünftes Kapitel.

Eine neue Art des Reitens.

Als mein Bewußtsein zurückkehrt, fand ich, daß ich auf dem Boden lag, und mein Hund, die unschuldige Ursache meiner Gefangenschaft, — mein Gesicht beleckte. Ich konnte nicht lange besinnungslos gewesen sein, denn die Wilden gesticulirten immer noch heftig um mich. Einer von ihnen drängte sie zurück — ich erkannte ihn; es war Dacoma!

Der Häuptling hielt eine Rede, welche die Krieger zu beruhigen schien. Ich konnte nicht unterscheiden, was er sagte, hörte ihn aber deutlich das Wort Quetzalcoatel aussprechen. Ich wußte, daß das der Name ihres Gottes sei, begriff aber zu jener Zeit nicht, was die Schonung meines Lebens mit ihm zu thun haben könne.

Ich dachte, daß mich Dacoma aus einem Gefühle des Mitleids oder der Dankbarkeit beschütze. Ich bemühte mich, mich zu erinnern, ob ich ihm während seiner Gefangenschaft besondere Güte erwiesen habe. Ich hatte mich in den Begriffen dieses Wilden aber traurig getäuscht.

Mein Kopf war wund. Hatten sie mich skalpirt? Ich bewegte, von diesem Gedanken bewegt, die Hand und strich über meinen Wirbel. Nein, meine braunen Locken waren noch da, aber über meinen Hinterkopf ging ein tiefer Hieb, — der Einschnitt eines Tomahawks. Ich war, als ich herauskam, von hinten zu Boden geschlagen worden, ehe ich noch eine einzige Kugel abfeuern konnte.

Wo war Rube? ich erhob mich ein wenig und blickte mich um; er war nirgends zu sehen. War er, seiner Absicht gemäß, entkommen? nein, es würde unmöglich gewesen sein, sich, nur mit einem Messer bewaffnet, durch so Viele den Weg zu kämpfen. Ueberdies bemerkte ich keine Bewegung unter den Wilden, als ob ihnen ein Feind entkommen wäre. Wo konnte er sein? Ha, jetzt begriff ich Rube's Scherz in Bezug auf seinen Skalp in seiner gehörigen Bedeutung. Es war kein Doppelsinn, sondern ein Ausdruck von dreifacher Bedeutung.

Der Trapper war, statt mir zu folgen, ruhig in seiner Höhle geblieben, von wo er ohne Zweifel mich — seinen Sündenbock — beobachtete und über sein eigenes Entrinnen kicherte.

Die Indianer, welche sich nicht träumen ließen, daß wir unserer Zwei in der Höhle gewesen sein könnten, und überzeugt waren, daß sie jetzt leer sei, machten keine weiteren Versuche, sie auszudämpfen.

Ich behielt nicht viel Zeit, mich zu besinnen. Zwei von den Wilden erfaßten mich bei den Armen

und schleppten mich nach der noch lodernden Ruine. O Gott, hatte, mich Dacoma deshalb von ihren Tomahawks gerettet? zu dieser grausamsten aller Todesarten?

Sie banden mir Hände und Füße, mehrere Andere um mich her wurden der gleichen Behandlung unterworfen. Ich erkannte Sanchez, den Stierkämpfer und den rothhaarigen Irländer. Die Uebrigen waren drei andere Mitglieder von der Schaar, deren Namen ich nie gehört hatte.

Wir befanden uns auf einem offenen Raume vor dem brennenden Rancho. Wir konnten Alles, was um uns vorging, sehen. Die Indianer räumten die verkohlten und herabgestürzten Balken hinweg, um zu den Körpern ihrer Freunde zu gelangen. Ich beobachtete ihr Verfahren mit geringerem Interesse, da ich jetzt wußte, daß sich Seguin nicht da befand.

Es war ein entsetzliches Schauspiel; als der Schutt hinweggeräumt und der Boden der Ruine sichtbar wurde. Mehr als ein Dutzend Leichen lagen halb geröstet da. Ihre Kleider waren hinweggebrannt, aber an den Theilen, welche noch vom Feuer unversehrt geblieben waren, konnten wir leicht erkennen, zu welcher Partei sie gehört hatten. Die meisten von ihnen waren Navajos. Auch, die Körper von Jägern lagen in ihren glimmenden Hemden da. Ich dachte an Garey, aber so weit ich es beurtheilen konnte, befand er sich nicht darunter. Die Indianer fanden keinen Skalp zum Abziehen, das Feuer war ihnen zuvorgekommen und hatte kein Haar auf dem Kopfe ihrer todten Feinde gelassen.

Dem Anscheine nach darüber ärgerlich, hoben sie die Leichen der todten Jäger auf und schleuderten sie wieder in die noch von den zusammengehäuften Balken auflodernde Flamme. Sie sammelten die in der Asche liegenden Messer, Pistolen, Tomahawks und trugen die Ueberbleibsel ihrer Stammgenossen aus der Ruine und legten sie vor derselben nieder. Hierauf stellten sie sich im Kreise um sie und sangen mit lauter Stimme einen Rachechor.

Wir lagen unterdessen an der Stelle, wohin wir geworfen worden waren, von einem Dutzend Wilden bewacht, da.

Endlich wurden sechs Maulthiere herbeigebracht und wir auf eine neue Weise daraufgesetzt. Zuerst hob man uns rittlings und mit dem Schweife zugekehrten Gesichtern auf den nackten Rücken; unsere Füße wurden darauf unter die Hälse der Thiere gezogen, wo man unsere Knöchel fest zusammenband. Dann wurden wir gezwungen, die Körper niederzubeugen, bis wir auf dem Rücken der Maulthiere lagen und unser Kinn auf dem Hintertheile ruhte. In dieser Stellung wurden unsere Arme herabgezogen, bis unsere Hände unten zusammenkamen, wo sie fest an den Handgelenken verknüpft wurden.

Die Attitüde war eine peinliche, und um ihre Schmerzlichkeit noch zu erhöhen, stießen die nicht an eine solche Bepackung gewöhnten Maulthiere, zur großen Ergötzlichkeit unserer Feinde, bald mit den Hinterfüßen aus, bald bäumten sie sich.

Dieses grausame Spiel wurde selbst, nachdem die Maulthiere dessen müde geworden waren, fortgesetzt, indem die Wilden die Thiere mit ihren Pfeilen stachelten und ihnen Cactuszweige unter die Schweife legten. Als es zu Ende ging, waren wir ohnmächtig.

Unsere Feinde theilten sich jetzt in zwei Schaaren und gingen auf den entgegengesetzten Seiten der Barranca hinauf. Die eine ging mit den mexicanischen Gefangenen, den Mädchen und Kindern des Stammes, Die größere Abtheilung, unter Dacoma, der jetzt der oberste Häuptling war, — der andere war im Kriege getödtet worden — bewachte uns.

Wir wurden an der Seite, wo sich die Quelle befand, hinaufgeschafft, und man machte am Wasser Halt. Wir wurden von den Maulthieren genommen und fest an einander gebunden, wobei

uns unsere Hüter unablässig bis zum Morgen bewachten. Dann wurden wir wieder, wie vorher, aufgepackt und westlich; über die Prairie geschafft.

Sechstes Kapitel.

Eine feste Farbe.

Nach einer viertägigen Reise, die mit selbst in der Erinnerung peinlich ist, gelangten wir wieder in das Navajothal. Die anderen Gefangenen waren mit der Cavallada vor uns angekommen, und wir sahen das geraubte Vieh, Über die Ebenen verstreut, weiden.

Als wir uns der Stadt näherten, kamen uns eine Menge von Weibern und Kindern — weit mehr, als wir bei unserm frühern Besuche gesehen hatten, entgegen. Dies waren Gäste, welche von den weiter nördlich liegenden Navajodörfern gekommen waren, um Zeuge der triumphirenden Rückkehr der Krieger zu werden und an dem großen Schmauße Theil zu nehmen, welcher stets einem glücklichen Beutezuge folgt.

Ich bemerkte unter ihnen viele weiße Gesichter mit Zügen, wie sie der spanischen Race angehören. Sie waren Gefangene gewesen, jetzt aber die Weiber von Kriegern. Sie trugen dieselbe Kleidung, wie die Uebrigen, und schienen an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Sie waren, gleich der Tochter Seguins, indianistirt worden.

Wir wurden durch die Straßen nach dem westlichen Ende der Stadt geführt. Die Menge folgte uns unter den Rufen des Triumphes, Hasses und der Neugier.

Etwa hundert Schritt von den Häusern entfernt, und dicht am Ufer des Flusses, machten unsere Wächter Halt. —

Ich hatte, als wir durch die Stadt kamen, so gut, als es meine unbehilfliche Lage gestattete, das Auge nach allen Seiten gewendet.

Ich konnte von ihr und den andern weiblichen Gefangenen nichts sehen. Wo mochten sie sein? vielleicht im Tempel?

Wir wurden losgeknüpft und herabgenommen. Wir freuten uns über die Erlösung aus unserer peinlichen Lage, in der wir den ganzen Weg gemacht hatten, wir wünschten uns Glück dazu, jetzt wieder aufrecht sitzen zu können.

Unsere Selbstbeglückwünschungen dauerten aber nur kurze Zeit. Wir fanden bald, daß wir aus dem Regen in die Traufe gekommen waren.

Wir wurden blos gewendet — bisher hatten wir auf dem Leibe gelegen, — jetzt sollten wir auf den Rücken gelegt werden.

Nach einigen Augenblicken war die Veränderung bewerkstelligt, wobei uns unsere Peiniger so ohne alle Umstände behandelten, als ob wir leblose Dinge gewesen wären.

Wir wurden auf dem Rücken auf dem grünen Rasen ausgestreckt. Um einen Jeden trieb man vier Pfahle in Form eines Parallelograms in die Erde, und unsere Arme und Beine wurden, so weit als

möglich, ausgestreckt und Rieme von rohem Leder um Hände und Füße geschlungen. Diese wurden um die Pfahle geschlungen und so fest angezogen, daß unsere Gelenke von der grausamen Streckung knackten. So lagen wir mit emporgestreckten Gesichtern da, wie zum Trocknen an der Sonne ausgespannte Häute.

Unsere Lage und Befestigungsweise gestattete uns, kein Glied zu bewegen. Das Einzige, worüber wir einige Herrschaft besaßen, war der Kopf und diesen konnten wir — Dank der Biagsamkeit unseres Halses — so umherwenden, daß wir sahen, was vor uns oder neben uns geschah.

Die indianischen Wächter verließen uns, nachdem sie den größten Theil unserer Kleidungsstücke von unserm Körper gerissen hatten, und die Mädchen und Squaws begannen sich jetzt um mich zu drehen. Ich bemerkte, daß die um mich Versammelten einen dichten Kreis um den Irländer bildeten. Mir fielen ihre komischen Geberden, ihre seltsamen Rufe und der verblüffte Ausdruck ihrer Gesichter auf.

„*Te — jah! te — jah!*“ riefen sie und die ganze Gruppe brach in ein kreischendes Gelächter aus.

Was konnte es bedeuten? Barney war offenbar der Gegenstand ihrer Hartnäckigkeit; aber was konnte dieselbe bei ihm stärker erregen, als bei einem von uns Andern? Ich erhob den Kopf, um es zu ermitteln. Das Räthsel war sofort gelöst. Der eine von den Indianern hatte beim Fortgehen die Mütze des Irländers mitgenommen und der rothe Kopf war den Blicken Aller sichtbar. Er lag zu meinen Füßen, wie eine Lichtkugel, und ich sah, daß er der Gegenstand der Unterhaltung war.

Allmählig kamen die Squaws näher, bis sie sich in einer dichten Reihe um den Körper unsres Kameraden versammelt hatten. Endlich blickte sich eine von ihnen, berührte den Kopf und zog die Finger wieder mit einer erschreckten Bewegung zurück, als ob sie dieselben verbrannt habe.

Dies verursachte ein neues Gelächter und bald drängten und fließen sich alle Frauen der Stadt um den Irländer, um sein ihn genauer zu betrachten.

Wir Uebrigen wurden nur insofern beachtet, als man mit den Füßen auf uns herumtrat, und ein halbes Dutzend großer, schwerer Squaws stand auf meinen Beinen, um besser über die Schultern der Andern sehen zu können.

Da die Aussicht durch keinen großen Vorrath von Röcken gehemmt wurde, konnte ich immer noch den Kopf des Irländers, wie ein glänzendes Meteor, durch den Knöchelwald schimmern sehen!

Nach einiger Zeit wurden die Squaws in ihren Berührungen weniger zart, erfaßten die kurzen, steifen Borsten und versuchten, sie unter kreischendem Gelächter auszuziehen.

Unser Kamerad ertrug eine Zeit lang den Schmerz in schweigender Geduld, endlich aber wurde die Sache selbst für ihn zu peinlich und er begann zu sprechen.

„*Arrah!* Ihr Mädchen,“ sagte er, mit gutmüthiger Bitte, „wollt Ihr nicht Ruhe halten? habt Ihr noch nie rothe Haare gesehen?“

Als die Squaws diese Worte hörten, die sie natürlich nicht verstanden, zeigten sie nur im lauten Gelächter ihre Zähne.

„Wahrhaftig, wenn ich Euch bei der alten Bucht von Cork auf dem Rasen hätte, so könnte ich Euch so viel zeigen, als Euch auf lebenslang zufriedenstellen würde. *Arrah!*“ fuhr er fort, „bei meiner Seele, Ihr trampelt mir die Zehen von den Füßen! ach! rupft mich nicht! heilige Mutter! wollt Ihr mich nicht loslassen? der Teufel hole Euch, Ihr Hundebande —“

Der Ton, worin O'Cork diese lebten Worte sprach, bewiesen, daß er endlich seinen Gleichmuth

verloren hatte; aber dies vermehrte nur den Eifer seiner Quälerinnen noch mehr und ihre Lustigkeit überstieg jetzt alle Grenzen. Sie rupften ihn stärker, als je, indem sie dabei so schrien, daß ich trotzdem, daß er fortfuhr zu schelten, nur von Zeit zu Zeit noch Ausrufe hören konnte, wie: „Heiliger Moses! — Pest und Fieber! — Mord und Tod! — Jesus, mein Retter!“

diese Scene dauerte mehrere Minuten lang und dann trat plötzlich eine Pause und eine Berathung unter den Squaws ein, welche uns verkündete, daß sie auf irgend einen Plan sannen.

Mehrere Mädchen wurden nach den Häusern gesendet, und diese kehrten bald mit einem Topfe und einem zweiten Gefäße von kleinem Dimensionen zurück. Was mochten sie damit beabsichtigen? Wir erfuhren es bald.

Der Topf wurde mit Wasser aus dem nahen Flusse gefüllt und herbeigebracht und das kleinere Gefäß neben Barney's Kopf niedergesetzt.

Wir sahen, daß es die Yucaseife der Nordmexicaner enthielt — sie wollten die rothe Farbe auswaschen!

Die Handfesseln des Irländers wurden jetzt locker gemacht, so daß er aufrecht sitzen konnte, und sie legten ihm eine reichliche Schicht der weichen Seife auf den Kopf, so daß sein Haar völlig bedeckt war. Ein Paar musculöse Squaws nahmen ihn darauf an den Schultern, brachten mit Bündeln von Rindenfasern das Wasser darauf und scheuerten es kräftig ein.

Dies schien Barney keineswegs angenehm zu sein und er bückte den Kopf von allen Seiten, um der Scheuerung auszuweichen. Dies nutzte ihm aber nichts, Eine von den Squaws ergriff den Kopf mit ihren Händen und hielt ihn fest, während die andere von Neuem daran ging und stärker als je rieb.

Die Indianer schrien und tanzten umher; mitten darunter konnte man aber Barney niesen und mit erstickter Stimme schreien hören:

„Heilige Mutter — hatzi! — tzi — Ihr könnt reiben! — Hi — tzi — bis die Haut abgeht — tzschi — tzschi — und es wird nicht — tzschi — herauskommen. Ich sage Euch — tzi — es liegt in der Masse — tzi — tzi — es kommt nicht heraus — hatzi! meiner Seele! es thut es nicht — hatzi — tzi — tzi!“ .

Aber die Vorstellungen des armen Burschen waren vergebens. Das Scheuern dauerte unter neuen Auflagen von Yuca zehn Minuten, oder noch länger, fort, und dann wurde die große Olla erhoben und ihr Inhalt ihm über Kopf und Schultern gegossen.

Man denke sich das Erstaunen der Weiber, als die rothe Farbe, anstatt verändert worden zu sein, nur wo möglich noch lebhaften als früher, zum Vorschein gekommen war.

Ein zweiter Topf voll Wasser wurde herbeigeht und über die Ohren des Irländers gegossen, aber mit nicht besserer Wirkung.

Barney hatte seit langer Zeit — wenigstens so lange, seit er aus den Händen des Regimentsbarbiere gekommen war, keine solche Wäsche gehabt.

Als die Squaws sahen, daß trotz aller ihrer Anstrengungen die Farbe immer noch festhielt, standen sie von ihren Bemühungen ab. Unser Kamerad wurde abermals niedergepflöckt.

Sein Bett war nicht mehr so trocken, wie vorher; denn das Wasser hatte den Boden um uns her durchdrungen und wir lagen im Schlamm.

Aber dies war mit vielen andern, welche wir erdulden mußten, nur ein geringes Aergerniß.

Die indianischen Frauen und Kinder blieben lange Zeit um uns gedrängt und untersuchten der Reihe nach aufmerksam den Kopf unsers Kameraden; auch uns wurde ein Theil ihrer Aufmerksamkeit zugewendet; aber O'Cork war der „Elephant“.

Sie hatten dem unsern ähnliches Haar oftmals bei ihren mexicanischen Gefangenen gesehen; aber ohne Zweifel war der Barney's der erste rothe Schädel, welcher je in dem Thale der Navajos gekratzt worden war.

Endlich brach die Dunkelheit ein und die Squaws kehrten nach der Stadt zurück, während wir unter der Obhut der Wachen zurückblieben, welche die ganze Nacht über, ohne ein Auge zu schließen, neben uns saßen.

Siebentes Kapitel.

Die Indianer werden in Erstaunen gesetzt.

Bis jetzt hatten wir noch nichts von dem Schicksale, wozu wir bestimmt waren, gehört; aber nach Allem, was wir von diesen Wilden je vernommen, sowie nach dem, was wir aus der eigenen Erfahrung über sie wußten, erwarteten wir, daß es ohne Zweifel ein grausames sein werde.

Sanchez, welcher ihre Sprache einigermaßen verstand, ließ uns aber nicht an dem Resultate zweifeln. Er hatte aus dem Gespräche der Weiber entnommen, was uns bevorstand. Nachdem dieselben fortgegangen waren, theilte er uns das Programm, sowie er es gehört hatte, mit.

„Morgen,“ sagte er, „werden sie die Mamanchia, den großen Tanz Moctezumas tanzen. Dies ist ein Fest unter den Mädchen und Weibern. Den folgenden Tag wird ein großes Turnier stattfinden, in welchem die Krieger ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen, Ringen und in Reiterkünsten zeigen werden. Wenn sie mich daran Theil nehmen ließen, so würde ich ihnen etwas ihnen Neues zeigen können.“

Sanchez, war nicht blos ein tüchtiger Torero, sondern hatte auch seine früheren Jahre im Circus verlebt und war, wie wir Alle wußten, ein ausgezeichnete Reiter.

„Den dritten Tag,“ fuhr er fort, „sollen wir den „Keulenlauf“ machen, wenn Ihr wißt, was das ist!“

Wir hatten Alle schon davon gehört.

„Und am vierten —“

„Nun, am vierten?“

„Werden sie uns braten!“

Wir würden von dieser plötzlichen Mittheilung mehr erschreckt worden sein, wenn die Idee für uns eine neue gewesen wäre. Dies war sie aber nicht. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Endes hatte seit unserer Gefangennahme stets in unsern Gedanken obgewaltet. Wir wußten, daß sie uns an dem Bergwerke nicht deshalb verschont hatten, um uns einem leichteren Tode preiszugeben, und es war uns überdies bekannt, daß diese Wilden niemals Männer zu Gefangenen machen, um sie am Leben zu lassen.

Rube bildete eine Ausnahme; aber seine Geschichte war eine eigenthümliche, und er entging ihnen nur durch seine unvergleichliche Schlaueit.

„Ihr Gott,“ fuhr Sanchez fort, „ist derselbe, wie der der mexicanischen Azteken, denn diese Leute sind, wie man annimmt, von demselben Geschlechte. Ich weiß nichts davon, obgleich ich die Leute darüber habe sprechen hören. Er wird mit einem vertheufelt schweren Namen bezeichnet. — *Carrai!*“

„Guetzalcoatl.“

„Cabal! Das ist das Wort; — *pues, Sennores*, er ist ein Feuergott und liebt das Menschenfleisch. Es heißt, daß es ihm gebraten am liebsten sei. Dies ist die Verwendung, welche man von uns machen wird. Sie werden uns braten, um ihm von uns zugleich sich selbst einen Gefallen zu thun; *dos pajeros al un golpe* (zwei Fliegen mit einer Klatsche).“

Daß dies unser Schicksal sein sollte, war nicht mehr wahrscheinlich, sondern gewiß, und wir schliefen in der Kenntniß davon, so gut wir konnten, ein.

Am Morgen ging es unter den Indianern an ein Putzen und Bemalen. Hierauf begann das Tanzen des Mamanchia-Tanzes.

Diese Ceremonie fand auf der Prairie in einiger Entfernung vom Tempel und vor demselben statt.

Als sie beginnen sollte wurden wir aufgehoben und an den Ort geschleppt, damit wir von der Herrlichkeit der Nation Zeuge werden möchten.

Wir waren jedoch immer noch gebunden, aber man gestattete uns jetzt, aufrecht zu sitzen. Dies war eine Erleichterung; und wir fanden an der Veränderung unserer ?Positur einen weit größern Genuß, als an dem Schauspiele selbst.

Ich könnte den Tanz nicht beschreiben, selbst wenn ich ihn beobachtet hätte, was nicht der Fall war. Wie Sanchez gesagt hatte, wurde er nur von den Weibern des Stammes ausgeführt. Prozessionen von ihnen, bunt und phantastisch gekleidet, Mädchen mit Blumen-Guirlanden kreisten und sprangen in einer Menge verschiedenartiger Figuren. Auf einem hohen Gerüste stellte ein Krieger und eine Jungfrau Moctezuma und seine Königin dar und um diese tanzten und sangen die Mädchen. Die Ceremonie endete damit, daß die Tänzerinnen vor ihnen in einem großen Halbkreise niederknieten. Ich sah, daß die auf dem Throne Befindlichen Dacoma und Adele waren. Es schien mir, als ob das Mädchen traurig aussähe.

„Armer Seguin,“ dachte ich, „jetzt ist Keiner mehr, der sie beschützen könnte! Selbst der falsche Vater der Medizinhäuptling — würde vielleicht ihr Freund gewesen sein; auch er ist nicht mehr vorhanden und —“

Aber ich ließ mir von dem Gedanken an sie nicht viel Zeit wegnehmen. Ich war von einer weit peinlicheren Besorgniß erfüllt; mein Geist hatte sowohl, wie mein Auge, während der Ceremonie auf dem Tempel verweilt. Wir konnten ihn von der Stelle, wo wir niedergeworfen worden waren, sehen, aber er war zu entfernt, als daß ich die Gesichter der weißen Frauen, welche auf seinen Terrassen zusammengedrängt standen, hätte unterscheiden können. Sie befand sich ohne Zweifel unter ihnen, aber ich konnte sie nicht erkennen. Vielleicht war es am besten, daß ich mich nicht nahe genug befand, — wenigstens dachte ich es damals.

Ich sah unter den Gefangenen indianische Männer und hatte bemerkt, daß Dacoma vor dem Beginn des Tanzes stolz in seinen königlichen Gewändern unter ihnen umherschritt.

Rube hatte mich mit dem Charakter dieses Häuptlings bekannt gemacht. Er war tapfer, aber

brutal und wollüstig. Mein Herz war von einer peinlichen Schwere bedrückt, als wir nach unseren frühern Plätzen zurückgeschafft wurden.

Der größte Theil der folgenden Nacht wurde von den Indianern verschmaußt. Bei uns war es nicht so. Wir wurden nur selten und spärlich mit Speise versehen und hatten überdies am Durst zu leiden, da unsere wilden Wächter sich nicht herabließen, uns mit Wasser zu versorgen, trotzdem, daß zu unsern Füßen ein Fluß dahinströmte.

Am nächsten Morgen begann die Schmaußerei von Neuem. Es wurden noch mehr Schafe und Rinder geschlachtet und über den Feuern dampften die rothen Fleischstücke von Neuem.

Zu einer frühen Stunde schmückten sich die Krieger — jedoch nicht mit ihren Kriegerzierrathen — und das Turnier begann.

Wir wurden von Neuem herbeigeschafft, um ihre wilden Künste zu sehen, aber erhielten einen Platz noch weiter draußen auf der Prairie.

Ich konnte auf der Terrasse des Tempels die weißlichen Kleidungen der Gefangenen unterscheiden. Der Tempel war ihre Wohnung.

Sanchez hatte mir dies gesagt; er hatte es von den Indianern bei ihren Unterhaltungen gehört. Die Mädchen sollten bis zum fünften Tage — dem nach unserer Opferung — dortbleiben. Hierauf würde der Häuptling eine von ihnen für seinen eigenen Haushalt wählen und die Krieger um die übrigen spielen!

O, das waren furchtbare Stunden!

„Zuweilen wünschte ich, sie noch einmal wiederzusehen, ehe ich stürbe, dann flüsterte mir aber die Reflexion zu, daß es am besten sein würde, wenn ich es nicht thue. Die Bekanntschaft mit meinem Schicksal würde dem ihren nur neue Bitterkeit geben. O, dies waren furchtbare Stunden.

Ich blickte auf das Turnier der Wilden. Es wurden Waffen- und Reiterkünste gemacht. Einige ritten im Galopp dahin, während nur ein Fuß über dem Pferde zu sehen war, und schleuderten in dieser Haltung einen Wurfspieß, oder schossen den nie fehlenden Pfeil ab. Andere sprangen von einem Pferde auf das andere, indeß sie im vollen Carriere über die Ebene dahinjagten. Einige sprangen in den Sattel, während ihre Pferde im Galopp waren, und Andere zeigten Kunststücke mit dem Lasso. Dann gab es ein schönes Gefecht, in welchem die Krieger einander von den Pferden warfen, wie Ritter der alten Zeit.

Es war in der That ein prachtvolles Schauspiel — ein großartiges Hypodrom der Wüste, aber ich hatte kein Auge dafür.

Für Sanchez besaß es größere Anziehungskraft. Ich sah, daß er jedes neue Kunststück mit theilnehmender Aufmerksamkeit beobachtete. Plötzlich wurde er unruhig, auf seinem Gesicht zeigte sich ein sonderbarer Ausdruck. Ein Gedanke — ein plötzlicher Entschluß hatte von ihm Besitz genommen.

„Sage Deinem Krieger,“ sprach er im Navajo-Dialekt zu einem von unsern Wächtern, „sage, daß ich die Besten von ihnen in diesen Kunststücken übertreffen kann. Ich könnte ihnen ein Pferd reiten lehren.“

Der Wilde stattete über das, was der Gefangene gesagt hatte, Rapport ab und kurz darauf ritten mehrere Männer heran und antworteten auf die Herausforderung.

„Du, ein armer weißer Slave, mit den Navajokriegern reiten! — hahaha!“

„Könnt Ihr auf Euerm Kopfe reiten?“ fragte der Torero.

„Auf dem Kopfe Mamanchia wie ?

„Auf Eurem Kopfe stehen, während Euer Pferd galoppirt?“

„Nein, — weder Du noch irgend einer. Wie sind die besten Reiter auf der Ebene, wir können das aber nicht thun.“

„Ich kann es,“ behauptete der Stierkämpfer.

„Er prahlt, — er ist ein Narr!“ schrien Mehrere.

„Laßt sehen,“ rief Einer; „gebt ihm ein Pferd Mamanchia es wird keine Gefahr haben.“

„Gebt mir mein eignes Pferd und ich werde es Euch sogleich zeigen.“

„Welches ist Dein Pferd?“

„Wahrscheinlich jetzt keines von allen; aber bringt mir jenen gescheckten Mustang und macht mir eine Strecke von ein paar hundert Fuß lang, auf der Prairie frei, dann werde ich Euch etwas lehren.“

Als ich hinblickte, um zu sehen, welches Pferd Sanchez meine, sah ich den Mustang; welchen er vom Del Norte her geritten hatte. Auch meinen Liebling sah ich bei den übrigen weiden.

Nach einer kurzen Berathung unter den Indianern, wurde das Verlangen des Torero erfüllt. Das Pferd, welches er angedeutet, ward mit dem Lasso aus der Cavallade eingefangen und herbeigebracht, und man nahm unserm Kameraden die Riemen ab.

Die Indianer hatten keine Furcht, daß er entringen werde. Sie wußten daß sie ein Pferd, wie den gescheckten Mustang, bald einholen könnten, und überdies war beständig ein Posten an jedem Eingange des Thales aufgestellt. Selbst wenn er sie auf der Ebene zurückließ, mußte es ihm unmöglich sein, in das offene Land zu kommen. Denn das Thal selbst war ein Gefängniß.

Sanchez hatte seine Vorbereitungen bald gemacht. Er schnallte eine Büffelhaut fest auf den Rücken seines Pferdes und führte es dann eine Zeitlang im Kreise umher, wobei er es beständig in den gleichen Hufspuren hielt.

Nachdem er dies eine Zeitlang gethan, ließ er den Zügel fallen, stieß einen eigenthümlichen Schrei aus, worauf das Thier einen langsamen Galopp um den Kreis begann. Als das Pferd zwei- bis dreimal herumgelaufen war, sprang der Torero auf dessen Rücken und machte das bekannte Kunststück des Reitens auf dem Kopfe.

Obgleich es unter den Kunstreitern ein gewöhnliches ist, war es für die Navajos doch neu und sie betrachteten es unter Rufen der Bewunderung und des Erstaunens.

Sie ließen es dem Torero wiederholen, bis der gescheckte Mustang mit Schaum bedeckt war.

Sanchez hörte jedoch nicht eher auf, als bis er seinen Zuschauern das vollständige Programm der Reiterkünste gegeben und die Indianer in das größte Erstaunen versetzt hatte.

Als das Turnier zu Ende war und wir an den Fluß zurückgeschleppt wurden, war der Torero nicht mehr bei uns.

Der glückliche Sanchez! er hatte sein Leben gewonnen. Von nun an war er der Reitlehrer der Navajo-Nation.

Achtes Kapitel.

Der Keulenlauf.

Wieder brach ein Tag herauf — der Tag, an welchem wir thätig sein sollten. Wir sahen, wie unsere Feinde ihre Zurüstungen trafen. Wir bemerkten, wie sie in den Wald gingen und mit frisch von den Bäumen geschnittenen Keulen zurückkehrten. Wir sahen sie sich ankleiden, wie zum Ballspiel oder Wettlauf.

Schon früh wurden wir nach der Vorderseite des Tempels gebracht. Als ich dorthin kam, warf ich einen Blick nach der Terrasse hinauf. Meine Verlobte war über mir — ich wurde sogleich erkannt.

Meine spärlichen Kleidungsstücke waren mit Koth und Blutstropfen bedeckt, — mein Haar war staubig und wild, — meine Arme waren voller Narben — mein Gesicht und Hals von Pulverdampf und von schwarzen Pulverbrandflecken gefärbt — trotz alledem wurde ich aber erkannt — die Augen der Liebe durchschauten Alles.

Ich finde im ganzen Bereich meiner Erfahrungen keine Scene, welche so schwer zu beschreiben wäre, wie diese. Warum? — Es gab keine Entsetzlichere — keine, bei welcher sich so viele wilde Empfindungen in einem Augenblick zusammendrängten — eine Liebe, wie die unsere — eine peinigende Nähe — wir Beide fast im Bereich unserer Umarmungen — und doch durch das unbarmherzige Schicksal getrennt — und zwar auf ewig. Die gegenseitige Bekanntschaft mit unserer Lage — die Gewißheit meines Todes und ihrer Entehrung — diese und hundert andere Gedanken drängten sich zusammen in unsere Herzen.

Sie könnten nicht beschrieben werden, — Worte würden sie nicht ausdrücken — Ihr mögt die Phantasie zu Eurer Hilfe herbeirufen.

Ich hörte ihr Geschrei und verstärkte Worte und ihr lautes Weinen. Ich sah ihre schneeweiße Wange und ihr flatterndes Haar, als sie zu der Brüstung sprang, wie um hinabzuspringen. Ich war Zeuge ihres wilden Ringens, als sie von ihren Mitgefangenen zurückgezogen wurde und dann plötzlich in ihren Armen ruhig wurde — sie war ohnmächtig geworden und ward davongetragen.

Ich war an den Hand- und Fußgelenken gebunden. Während der Scene hatte ich mich zweimal erhoben, aber nur, um sogleich wieder auf den Boden zu fallen.

Ich machte keinen weiteren Versuch, sondern lag in ohnmächtiger Pein auf dem Boden.

Es war nur ein kurzer Augenblick, aber ach, welche Gefühle zogen während desselben durch meine Seele. Es war das zusammengedrückte Elend eines Lebens.

*

Etwa eine halbe Stunde lang ließ ich das, was um mich her vorging, völlig unbeachtet. Ich war nicht zerstreut, aber mein Geist war betäubt und geradezu erstorben. Ich hatte keinen Gedanken über irgend einen Gegenstand.

Endlich erwachte ich aus dieser Betäubung. Ich sah, daß die Wilden ihre Vorbereitungen zu dem grausamen Spiele beendet hatten.

Zwei Reihen von Männern zogen sich mehrere hundert Schritte lang über die Ebene dahin. Sie waren mit Keulen bewaffnet und standen einander gegenüber, in Zwischenräumen von drei bis vier Schritten da. Durch diese Reihen sollten wir laufen, und von Jedem, der es vermochte, im Vorüberkommen Streiche erhalten. Wenn es Einem von uns gelang, durch die ganze Linie zu kommen und den Fuß des Berges zu erreichen, ohne eingeholt zu werden, so wurde uns versprochen, daß unser Leben verschont werden solle.

„Ist dies wahr, Sanchez?“ flüsterte ich dem Torero zu, welcher neben mir stand.

„Nein,“ erwiderte er ebenfalls flüsternd, „es ist nur ein Kunstgriff, um Euch zum besseren Laufe zu bringen und ihnen größere Unterhaltung zu geben. Ihr müßt dessenungeachtet sterben. Ich habe es von ihnen gehört.“

Es würde in der That eine schlechte Gnade gewesen sein, wenn sie uns unter solchen Bedingungen das Leben gelassen hätten, denn es war selbst für den kräftigsten und schnellsten Mann unmöglich, zwischen ihrer Linie hindurchzukommen.

„Sanchez,“ sagte ich von Neuem zu dem Stierkämpfer, „Seguin war Euer Freund, — ihr werdet für sie Alles thun, was Ihr könnt.“

Sanchez wußte nur zu gut, wen ich meinte.

„Ich werde es! ich werde es!“ antwortete er dem Anscheine nach tief gerührt.

„Wackerer Sanchez, sagt ihr, was ich für sie gefühlt habe — nein, nein, Ihr braucht das nicht zu sagen.“

Ich wußte kaum, was ich sprach.

„Sanchez,“ flüsterte ich von Neuem, da mir ein Gedanke, welchen ich schon einmal gehegt, wieder vor den Geist trat, „könnt Ihr nicht — ein Messer — eine Waffe — irgend etwas Derartiges fallen lassen, wenn meine Bande nachher gelös't werden?“

„Es würde nichts nützen, Ihr könnt nicht entkommen, und wenn Ihr funfzig hättet.“

„Vielleicht nicht — ich möchte es versuchen. Im schlimmsten Falle kann ich doch nur sterben und am besten ist es, mit einer Waffe in der Hand unterzugehen.“

„Es würde besser sein!“ *murmelte der Torero; „ich will versuchen, Euch zu einer Waffe zu verhelfen, aber mein Leben könnte —“

Er hielt inne.

„Wenn Ihr hinter Euch blickt,“ fuhr er bedeutsam fort, während er die Gipfel der fernen Berge zu betrachten schien, so werdet Ihr vielleicht einen Tomahawk sehen — ich glaube, daß er nachlässig gehalten wird — man könnte ihn hinwegreißen.“

Ich verstand, was er meinte und blickte verstohlen um mich.

Dacoma war nur wenige Schritte entfernt, mit der Leitung der Spiele beschäftigt. Ich sah die Waffe in seinem Gürtel. Sie stak allerdings locker darin — es war möglich, sie ihm zu entreißen.

Ich besitze eine ungemein große Zähigkeit des Lebens und eine Energie, dasselbe zu bewahren. Ich hatte diese Energie in den Abenteuern, welche wir durchlebten, nicht zur Anwendung bringen können, aber in der letzten Zeit war ich nur ein passiver Zuschauer der um mich her vorgehenden Szenen gewesen und meistens von ihnen angeekelt worden.“ Zu andern Zeiten habe ich aber die Elasticität dieser Züge in meinem Charakter bewiesen. Auf dem Schlachtfelde habe ich meines

Wissens mein Leben dreimal durch die schnelle Wahrnehmung der Gefahr und der Schnelligkeit, womit ich sie abwehrte, gerettet.

Wenn ich etwas mehr oder weniger muthig gewesen wäre, so würde ich es verloren haben.

Dies dürfte vielleicht räthselhaft erscheinen, aber es ist eine Erfahrung.

In meinen frühern Jahren war ich den männlichen Vergnügungen, wie man sie nennt, ergeben. Im Laufen und Springen war ich nie besiegt worden und meine Thaten in diesen Leibesübungen werden meinen Universitätsfreunden noch jetzt erinnerlich sein.

Thut mir nicht das Unrecht, zu glauben, daß ich mit diesen Eigenthümlichkeiten prahle. Die erste ist nur eine zufällige Eigenschaft meines Charakters, — die anderen sind nichts, als Fähigkeiten, auf die ich jetzt, in meinen reiferen Jahren, stolz zu sein nur geringen Grund habe. Ich erwähne sie bloß, um das, was jetzt geschah, zu erklären.

Seit der Stunde meiner Gefangennahme hatte ich meinen Geist beständig mit Fluchtplänen beschäftigt. Bis jetzt hatte sich mir noch nicht die geringste Gelegenheit dazu dargeboten. Wir waren auf der ganzen Reise mit der eifersüchtigsten Wachsamkeit beaufsichtigt worden.

Im Laufe der letzten Nacht hatte sich meinem Geiste ein neuer Plan gezeigt. Er verdankte seinen Ursprung dem Anblicke des Stierkämpfers auf seinem Pferde.

Ich hatte ihn bis auf das Besitzergreifen von einer Waffe zur Reife gebracht — und ich hatte Hoffnung zum Entkommen, obgleich ich weder Zeit noch Gelegenheit besaß, um sie dem Torero ausführlich mitzutheilen. Es würde nichts genützt haben, wenn ich sie ihm auseinandergesetzt hätte.

Ich wußte, daß ich selbst ohne die Waffe entkommen könnte, aber ich bedurfte ihrer für den Fall, daß sich bei dem Stamme ein schnellerer Läufer als ich, befand. Ich konnte bei dem Versuche getödtet werden — das war möglich genug — aber ich wußte, daß der Tod in keiner schlimmeren Gestalt kommen konnte, als in der, zu welcher ich für den morgenden Tag bestimmt war. Ich mochte eine Waffe erlangen können, oder nicht: für alle Fälle war ich entschlossen, zu entrinnen, oder bei dem Versuche zu sterben.

*

Ich sah O'Corks Bande lösen; er sollte zuerst laufen.

Den Abgangspunkt umstanden ein Kreis von wilden — alten Männern und Müssiggängern aus der Stadt — welche nur von dem Spaße Zeuge sein wollten. Man fürchtete nicht, daß wir entrinnen würden; dies ließ sich Keiner einfallen. Das Thal war ringsum eingeschlossen und an jedem von seinen Zugängen standen Wachen; ganz in der Nähe befanden sich eine Menge von Pferden, welche in wenigen Minuten bestiegen werden konnten. Es war demnach unmöglich, daß irgend einer von uns entflohe. Wenigstens dachten sie es.

O'Cork begann den Lauf — der arme Barney! er lief nicht lange! er hatte kaum zehn Schritte durch die lebende Allee gemacht, als er niedergeworfen und blutend und besinnungslos, unter dem Geschrei der jubelnden Menge, zurückgetragen wurde.

Einem zweiten von den Jägern widerfuhr dasselbe Schicksal, und dem dritten ebenfalls, und darauf wurde ich losgebunden.

Ich erhob mich, streckte, während der kurzen, mir gestatteten Zwischenzeit, meine Glieder und erfüllte Seele und Körper mit aller Energie, welche meine verzweifelte Lage in ihnen zu

concentriren gestatteten.

Den Indianern wurde abermals das Signal, sich bereit zu halten, gegeben und sie befanden sich bald an den ihnen angewiesenen Stellen, schwangen ihre langen Keulen und erwarteten ungeduldig, daß ich den Lauf beginnen möge.

Dacoma war hinter mir. Ich hatte einen Seitenblick auf ihn geworfen und mir gut gemerkt, wo er stand. Ich ging, unter dem Anscheine, einen besserer Anlauf zu kehren, mehrere Schritte rückwärts auf ihn zu, bis ich dicht an dem Häuptling war, dann drehte ich mich blitzschnell um, erfaßte mit dem Sprunge einer Katze und mit der Geschicklichkeit eines Diebes den Tomahawk und riß ihn aus seinem Gürtel; ich führte einen Streich verfehlte ihn aber in meiner Eile. Ich hatte keine Zeit zu einem zweiten; ich wendete mich um und lief.

Dacoma war so überrascht, daß ich weit von ihm entfernt war, ehe er eine Bewegung machen konnte, um mir nachzueilen.

Ich lief nicht auf dem offenen Gang, sondern nach der einen Seite des Zuschauerkreises, wo die Greise und Müssiggänger standen.

Die hatten ihre Handwaffen gezogen und näherten sich mir in einer dichten Reihe. Statt einen Versuch zu machen, sie zu durchbrechen, welches thun zu können, ich bezweifelte, warf ich meine Energie in den Sprung und setzte rein über ihre Schultern.

Zwei bis drei Einzelstehende schlugen nach mit, als ich an ihnen vorüberkam, verfehlten aber ihr Ziel, und im nächsten Augenblick war ich auf der offenen Ebene und die ganze Stadt schreiend hinter mir. Ich wußte, nach welchem Ziel ich lief; wenn dies nicht gewesen wäre, so würde ich keine Hoffnung gehabt haben, — ich eilte nach der Cavallada. Es galt mein Leben, und ich bedurfte keiner Aufmunterung, um alle meine Kräfte aufzubieten.

Ich war bald denjenigen, welche sich mir beim Aufbruch zunächst befunden hatten, weit voraus; aber die schnellsten unter den Indianern waren die jungen Männer, welche die Linie gebildet hatten, und ich sah, daß diese jetzt den Anderen vorkamen.

Dessenungeachtet gewannen sie mir nichts ab. Meine frühzeitige Uebung leistete mir jetzt die besten Dienste.

Nach einer Jagd von etwa einer Meile sah ich, daß ich mich in weniger als der Hälfte dieser Entfernung von der Cavallada und dem dritten Theil derselben vor meinen Verfolgern befand.

Zu meinem Entsetzen bemerkte ich aber, mit einem rückwärtsgeworfenen Blicke, Berittene.

Sie waren noch in weiter Ferne, aber ich wußte, daß sie bald herankommen würden. Es war möglich, daß er mich hörte!

.Ich wußte, daß in diesen hochliegenden Gegenden der Schall doppelt so weit gehört wird, als gewöhnlich, und schrie, so laut ich konnte:

„Moro! Moro!“

Ich hielt nicht an, sondern lief unter fortwährendem Rufen weiter.

Ich sah eine plötzliche Bewegung unter den Pferden; sie erhoben die Köpfe und dann sprengte eines aus der Herde hervor und kam auf mich zu galoppirt. Ich kannte die breite, schwarze Brust und die rothen Nüstern, ich erkannte sie auf den ersten Blick: es war mein wackeres Roß, mein Moro.

Die Uebrigen folgten ihm in Masse; ehe sie aber bei mir waren und mich zerstampfen konnten,

hatte ich mein Pferd erreicht und warf mich keuchend auf seinen Rücken.

Ich hatte keinen Zügel, aber mein Liebling war an die Leitung durch meine Stimme, Hände und Knie gewöhnt. Ich lenkte ihn durch die Heerde und eilte dem westlichen Ende des Thales zu. Ich hörte das Geschrei der berittenen Wilden, als ich aus der Cavallade hervorkam, und sah, als ich zurückschaute, eine Reihe von zwanzig oder noch mehr, so schnell ihre Pferde galoppiren konnten, hinter mir.

jetzt hatte ich aber vor ihnen keine Furcht mehr. Ich kannte meinen Moro zu gut, und als ich das zehn Meilen lange Thal durchmessen hatte und den steilen Abhang der Sierra hinaufkletterte; sah ich meine Verfolger immer noch meilenweit hinter mir auf der Ebene.

Neuntes Kapitel.

Ein Kampf auf einer Klippe.

Mein mehrere Tage müssig gewesenes Pferd hatte seine volle Gelenkigkeit wieder erlangt und trug mich mit stolzem, elastischem Schritt den felsigen Pfad hinauf. Meine Nerven gewannen durch seine Kraft neue Stärke und die Fähigkeiten meines Körpers kehrten schnell zurück. Es war ein Glück, denn ich sollte bald genöthigt sein, sie zu gebrauchen — der Posten war noch zu passiren.

Während ich aus der Stadt floh, und in der Aufregung der nähern Gefahr, hatte ich nicht an diese spätere gedacht. jetzt erinnerte ich mich ihrer — sie blitzte plötzlich vor mir auf und ich begann meine Entschlossenheit zu sammeln, um ihr entgegenzutreten.

Ich wußte, daß ein Posten auf dem Berge stand. Sanchez hatte es gesagt — er hatte es von den Indianern gehört. Aus wie vielen Leuten mochte er bestehen? Sanchez hatte gesagt, daß es zwei Mann seien, war seiner Sache aber nicht sehr gewiß.

Zwei waren genug — mehr als genug für mich, der ich immer noch schwach und mit einer Waffe versehen war, in deren Gebrauch ich nur geringe Geschicklichkeit besaß.

Wie würden sie bewaffnet sein? ohne Zweifel mit Bogen, Lanzen, Tomahawk und Messer. Die Wilden waren mir in jedem Falle weit überlegen.

An welchem Punkte sollte ich sie finden? — Sie waren Vorposten. Ihre Hauptpflicht war die, die Ebene nach außen zu beobachten; sie mußten also an einem Standpunkte sein, von wo man dieselbe überschauen konnte.

Ich erinnerte mich des Weges — desselben, auf welchem wir das erste Mal in das Thal gekommen waren — nur zu gut — über dem westlichen Abhange der Sierra befand sich eine breite, ebene Stelle. Ich erinnerte mich ihrer, denn wir hatten auf ihr Halt gemacht, während unser Führer vorausging, um zu recognosciren. Ueber dieser Stelle hing eine Klippe. Ich erinnerte mich auch dieser, denn während der Abwesenheit des Führers waren Seguin und ich abgestiegen und hinaufgeklettert. Sie ließ das ganze Land außerhalb des Thales nach Süden und Westen überschauen. Ohne Zweifel waren die Vorposten auf dieser Klippe stationirt.

Waren sie auf ihrer Spitze? — In diesem Falke war es am besten, auf sie zuzugaloppiren und an

ihnen vorüberzueilen, ehe sie auf den Weg herabsteigen konnten, und mich der Gefahr ihrer Wurfgeschosse, ihrer Pfeile und Lanzen auszusetzen.

War es dies? — Nein, es wäre unmöglich gewesen.

Ich entsann mich, daß der Pfad an beiden Enden der breiten Stelle sich zu einer Breite von nur wenigen Fuß zusammenzog und daß sich die Klippe über denselben erhob, während das Cannon darunter aufgähnte. Es war in der That nur eine hervorragende Stelle der Felswand, die sich selbst im Schritt nur mit Gefahr überreiten ließ. Uebrigens hatte ich mein Pferd seit in der Mission nicht wieder beschlagen, die Hufe waren abgenutzt und ich wußte, daß der Felsen glasglatt war.

Alle diese Gedanken drängten sich in meinem Geiste, als ich mich dem Gipfel der Sierra näherte.

Die Aussicht, war eine Schrecken erregende; die vor mir liegende Gefahr war ungeheuer und unter andern Umständen würde ich gezaudert haben, ihr entgegenzutreten, aber ich wußte daß die mir von hintenher drohende Gefahr nicht weniger verzweifelt war. Ich hatte keine Alternative und drang mit erst halbgebildeten Entschlüssen, in Bezug auf meine Handlungsweise, vorwärts.

Ich ritt vorsichtig dahin, indem ich mein Pferd so gut ich konnte, auf die weicheren Stellen des Pfades führte, um seinen Hufschlag nicht hören zu lassen. Bei jeder Biegung des Weges hielt ich an und durchspähte das Profil des neuen Terrains. Ich hielt aber nicht länger an, als ich mußte. Es war mir bekannt, daß ich keine Zeit zu verschwenden hatte.

Der Weg stieg durch einen dünnen Cedern- und Zwergpinienwald in die Höhe. Er wand sich zickzackartig an der Felswand hinauf. An dem Gipfel der Sierra bog er scharf zur Rechten ab und näherte sich dem Rande des Cannons. Hier wurde der bereits erwähnte Felsvorsprung zum Wege und der Pfad führte, eine Strecke weit, dicht am Abgrunde hin.

Als ich diesen Punkt erreicht hatte, erblickte ich die Klippe, wo ich die Vorposten zu sehen erwartete. Ich hatte recht gerathen. Der Posten war da und zu meiner angenehmen Ueberraschung bestand er aus einem einzigen Wilden.

Er saß auf dem obersten Felsen der Sierra und sein großer brauner Körper war deutlich gegen den hellblauen Himmel zu erkennen. Er war nicht mehr als dreihundert Schritt von mir und etwa ein Drittel dieser Entfernung über dem Niveau des Felsenvorsprungs, auf dem ich vorüberreiten mußte, entfernt. Ich hielt, sobald ich ihn wahrnahm, und stellte eine hastige Recognoscirung an. Bis jetzt hatte er mich weder gesehen, noch gehört. Sein Rücken war mir zugewendet und er schien aufmerksam nach Westen zu blicken. Neben dem Felsen, auf dem er saß, stak sein Speer im Boden und sein Schild, Bogen und Köcher waren dagegen gelehnt. Ich konnte an seinem Gürtel das Glitzern eines Messers und Tomahawks erkennen.

Ich habe gesagt, daß meine Recognoscirung eine heftige gewesen sei; ich kannte den Werth eines jeden Augenblickes und faßte fast blitzesschnell meinen Entschluß. Dieser bestand darin, den Versuch zu machen, vorüberzureiten, ehe der Indianer herabsteigen konnte, um mich aufzufangen. Diesem Impuls folgend, gab ich meinem Thiere das Signal, sich vorwärts zu bewegen.

Ich ritt langsam und vorsichtig aus zwei Gründen — weil mein Pferd nicht anders zu gehen wagte und ich glaubte, daß ich durch ruhiges Reiten an dem Posten vorbeigekommen konnte, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen. Unter ihm braus'te der Strom vorüber. Sein Getöse drang bis zu der Klippe herauf, es konnte den Hufschlag übertäuben.

In dieser Hoffnung stahl ich mich vorwärts; mein Auge schweifte schnell von dem Wilden auf der Klippe nach dem gefährlichen Pfade, auf welchem mein Pferd, vor Furcht zitternd,

dahinkroch.

Als ich etwa zwanzig Schritt weit auf dem Felsenvorsprunge gekommen war, wurde die ebene Stelle sichtbar und mit ihr eine Gruppe von Gegenständen, welche mich veranlaßten, plötzlich vorwärts zu greifen und die Stirn meines More zu erfassen — ein Zeichen, wodurch ich ihn, in Ermangelung eines Gebisses, stets zum Halten bringen konnte. Er blieb sofort stehen und ich betrachtete die Gegenstände vor mir mit einem Gefühle der Verzweiflung.

Es waren zwei Pferde — Mustangs — und ein Mann — ein Indianer. Die gesattelten und gezäumten Mustangs standen ruhig auf der Plattform und ein an den Gebißring des einen von ihnen geknüpfter Lasso war um das Handgelenk des Indianers geschlungen. Der letztere saß auf dem Boden, dicht an der Klippe, so daß sein Rücken den Felsen berührte. Seine Arme lagen horizontal über seinen Knien und auf diesen ruhte sein Kopf.

Ich sah, daß er schlief. Neben ihm war sein Bogen und Köcher, seine Lanze und sein Schild an die Klippe gelehnt.

Meine Lage war eine entsetzliche. Ich wußte, daß ich an ihm nicht vorüber konnte, ohne gehört zu werden; aber doch mußte ich an ihm vorüberkommen. Ich hätte nicht einmal zurückgehen können, wenn ich es auch gewünscht hätte, denn ich war bereits auf dem Felsvorsprunge und ritt auf einem so schmalen Pfade, daß sich mein Pferd nicht umzudrehen vermochte.

Plötzlich kam mir der Gedanke, daß ich zu Boden gleiten, mich vorwärtsschleichen und mit meinem Tomahawk — '

Es war ein grausamer Gedanke; aber es war der Impuls des Instinktes — des Instinktes der Selbsterhaltung.

Das Schicksal wollte nicht, daß ich eine so furchtbare Alternative annehmen sollte. Moro schnaubte und schlug mit seinen Hufen auf den Felsen, denn er war unmuthig über das Zögern auf der gefährvollen Stelle. Der Klang des Eisens war für die scharfen Ohren der spanischen Pferde genug. Sie wieherten augenblicklich.

Der Wilde sprang auf und ihr gleichzeitiges Geschrei verkündete mir, daß mich Beide entdeckt hatten.

Ich sah den Posten auf der Klippe seinen Speer ergreifen und herabeilen, aber meine Aufmerksamkeit wurde bald ausschließlich von seinem Kameraden in Anspruch genommen.

Der letztere war, als er meiner ansichtig wurde, aufgesprungen, hatte den Bogen ergriffen und sich, wie mechanisch, auf den Rücken seines Mustangs geschwungen. Hierauf stieß er einen wilden Ruf aus, trabte über die Plattform und kam mir auf dem Klippenvorsprunge entgegen.

Ein Pfeil saus'te an meinem Kopfe vorüber, als er herankam, aber er hatte in seiner Eile schlecht gezielt.

Die Köpfe unserer Pferde stießen aneinander; sie standen mit weit offenen Augen und gegen einander dampfenden Nüstern, Kopf an Kopf, da. Beide schnaubten wild, als ob sie von dem Grimme ihrer Reiter erfüllt wären; sie schienen zu wissen, daß es zwischen uns einen Kampf auf Leben und Tod gälte.

Auch ihrer eigenen Gefahr schienen sie sich bewußt zu sein. Sie waren auf dem schmalsten Theile des Felsenvorsprunges zusammengetroffen; weder das eine noch das andere hätte sich umwenden oder rückwärtsgehen können. Eines oder das andere mußte über die Klippe stürzen, mußte tausend Fuß tief in das steinige Bett des Stromes fallen.

Ich saß mit einem Gefühle völliger Hilflosigkeit da. Ich hatte keine Waffe, womit ich meinen Gegner erreichen konnte, kein Schießgewehr — er hatte seinen Bogen und ich sah ihn einen zweiten Pfeil auf die Senne legen.

In dieser Krisis zuckten drei Gedanken durch meinen Geist — nicht wie ich sie hier auseinandersetze, sondern schnell wie Blitze.

Mein erster Impuls war der, mein Pferd vorwärtszutreiben und im Vertrauen auf seine größere Schwere und Kraft das leichtere Thier von dem Felsenvorsprunge zu stürzen. Wenn ich einen Zügel und Sporen besessen hätte, so würde ich das gethan haben, aber ich hatte weder das eine noch das andere und ohne sie war die Chance eine zu verzweifelte.

Ich gab diesen Gedanken gegen einen andern auf. Ich wollte meinen Tomahawk nach dem Kopfe meines Gegners schleudern.

Nein! Der dritte Gedanke war der, abzusteigen und meine Waffe an dem Mustang zu gebrauchen. Dieses letztere war offenbar das Beste und ich schlüpfte demgemäß zwischen Moro und der Klippe hinab.

Als ich es that hörte ich einen zweiten Pfeil dicht an meiner Wange vorübersausen. Er hatte mich in Folge der Plötzlichkeit meiner Bewegung verfehlt.

Im nächsten Augenblick hatte ich mich an den Flanken meines Pferdes vorüber gedrängt und glitt auf dem Felsenvorsprunge vorwärts neben das meines Gegners. Das Thier, welches meine Absicht zu errathen schien, schnob entsetzt und bäumte sich, mußte aber wieder auf dieselbe Stelle zurückfallen.

Der Indianer legte einen dritten Pfeil auf. Seine Kerbe erreichte die Senne nicht; als die Hufe des Mustangs auf den Felsen niederkamen, führte ich einen Streich. Er traf das Thier über das Auge. Ich fühlte, wie der Schädel unter meinem Beile nachgab.

Im nächsten Augenblicke waren Pferd und Reiter — der letztere schreiend, verzweiflungsvoll bemüht, sich aus dem Sattel zu werfen — über die Klippe verschwunden.

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein.

Der Augenblick war ein langer. — Ich wußte, daß sie während desselben fielen — in jene furchtbare Tiefe hinabfielen — dann kam ein lautes Plätschern — der Anschlag ihrer vereinten Körper auf dem Wasser unter mir.

Ich hatte keine Neugier, hinabzublicken, aber auch nur wenig Zeit dazu.

Als ich meine aufrechte Stellung wieder einnahm — denn ich war niedergekniet, als ich den Schlag führte — sah ich den andern Grenzwächter soeben auf die Plattform springen. Er machte keinen Augenblick Halt, sondern nahte sich mir laufend und mit eingelegtem Speere.

Ich sah, daß ich gepfählt werden würde, wenn ich den Stoß nicht pariren konnte, ich schlug wild um mich, aber mit Erfolg. Die Lanzenspitze prallte an der Klinge meiner Waffe ab — der Schaft strich an mir vorüber und unsere Körper begegneten sich mit einem Stoße, von dem wir Beide auf dem Saume der Klippe schwankten. Sobald ich mein Gleichgewicht wieder erlangt hatte, folgte ich meinem Schlage, indem ich mich dicht an meinen Gegner hielt, damit er seine Lanze nicht wieder anwenden könne.

Als er dies sah, ließ er die Waffe fallen und zog den Tomahawk. Wir kämpften jetzt Hand gegen Hand, Beil gegen Beil.

Wir trieben einander auf dem Felsvorsprunge rück- und vorwärts, je nachdem der Vortheil der Schläge für oder gegen uns ausfiel.

Wir faßten einander mehrere Male und würden einander hinübergestoßen haben, wenn nicht die Furcht, die Jeder davor fühlte, daß ihn der Andere nachziehen könne, uns gegenseitig zurückgehalten hätte, und wir ließen einander wieder los und griffen von Neuem zu unsern Tomahawks

Es wurde kein Wort gewechselt; wir hatten nichts zu sagen — selbst wenn wir einander hätten verstehen können — aber wir hatten keine Prahlerei auszusprechen, keine Herausforderung hören zu lassen — nichts vor unsern Augen, als die feste, düstere Aussicht, einander zu ermorden.

Nach dem ersten Anfalle hatte der Indianer zu schreien aufgehört und wir kämpften Beide mit dem gespannten Ernste des Schweigens.

Es wurden jedoch Töne hörbar — von Zeit zu Zeit ein kurzer, scharfer Ausruf — unser schnelles, lautes Athmen — das Klirren unserer Tomahawks das Wiehern unserer Pferde — und das anhaltende Tosen des Stromes.

Dies waren die Symphonien unseres Kampfes.

Mehrere Minuten lang schlugen wir auf dem Felsvorsprunge gegen einander ein. Wir waren Beide an mehreren Stellen verwundet und gequetscht, aber keiner von uns hatte bis jetzt eine tödtliche Wunde empfangen, oder gegeben.

Endlich gelang es mir, nach einem anhaltenden Regen von Streichen, meinen Gegner zurückzudrängen, bis wir uns auf der Plattform befanden.

Hier hatten wir Raum genug, um unsere Waffen zu schwingen und wir schlugen mit größerer Energie, als vorher, auf einander los. Nach einigen wenigen Streichen trafen sich unsere Tomahawks mit einem heftigen Stöße, welcher sie aus unsern Händen schleuderte.

Weder der Eine noch der Andere wagte sich zu bücken, um seine Waffe wieder zu erlangen und wir stürmten mit nackten Armen aufeinander ein, erfaßten uns, rangen einen Augenblick und fielen dann zusammen auf die Erde.

Ich fürchtete, daß mein Gegner ein Messer habe. Ich mußte mich geirrt haben, sonst würde er es angewendet haben. Aber auch ohne dasselbe fand ich bald, daß er in dieser Art von Kampf mein Meister war. Seine muskulösen Arme umschlangen mich, daß meine Rippen unter dem Drucke krachten. Wir rollten auf dem Boden hin, übereinander hinweg.

O Gott, wir näherten uns dem Rande des Abgrundes.

Ich konnte mich nicht von seinem Griffe befreien; seine sehnigen Finger waren an meinem Halse. Sie hatten mich fest um die Luftröhre gefaßt und versetzten mir den Athem. Er erwürgte mich!

Ich wurde schwach und kraftlos, ich konnte keinen weitem Widerstand leisten. Ich fühlte, wie mein Griff nachließ — ich wurde schwächer und immer schwächer; ich war dem Tode nahe — ich war — o Gott — ich — o Himmel — ver — zeih — o!

*

Ich konnte nicht lange bewußtlos dagelegen haben, denn als meine Besinnung wieder zurückkehrte, war ich noch warm im Schweiß, von den Wirkungen des Kampfes, und meine Wunden blutend, frisch und stark. Ich fühlte, daß ich noch am Leben war, ich sah, daß ich mich

noch auf der Plattform befand; aber wo war mein Gegner — warum hatte er mich nicht getötet — warum hatte er mich nicht über die Klippe geschleudert?

Ich erhob mich auf meine Ellenbogen und blickte um mich. Ich konnte kein lebendes Wesen sehen, als mein Pferd und das des Indianers, welche auf der breiten Felsenplatte umher galoppirten und gegen einander ausschlugen.

Aber ich hörte Töne — Töne von furchtbarer Bedeutung — wie das dumpfe, zornige Knurren von Hunden, im Gemisch mit einer menschlichen Stimme im Todeskampfe.

Was konnte es bedeuten? Ich sah, daß eine Spalte in der Felsplatte, ein tiefer Einschnitt im Gestein war — und aus diesem schienen die Töne zu kommen.

Ich stand auf, schwankte nach der Stelle und blickte hinein.

Es war ein furchtbares Schauspiel.

Die Felsspalte war etwa zehn Fuß tief, und auf ihrem Boden, unter den Kaktuspflanzen, war ein großer Hund damit beschäftigt, etwas Schreiendes und Ringendes zu zerreißen. — Es war ein Mann — ein Indianer.

Alles erklärte sich auf den ersten Augenblick, Der Hund war Alp — der Mensch der Indianer, welcher mich vor Kurzem noch unter sich gehabt hatte.

Als ich an den Rand der Vertiefung kam, war der Hund über seinem Gegner und hielt sich durch verzweifelte Sprünge von einer Seite zur andern zu oberst und schleuderte den Indianer jedesmal, wenn er aufzustehen suchte, zurück. Der Wilde schrie in Verzweiflung; ich glaubte zu sehen, wie die Zähne des Thieres in seine Kehle geschlagen wurden, aber ich beobachtete den Kampf nicht länger.

Von hinten herannahende Stimmen bewogen mich zurückzuschauen. Meine Verfolger hatten das Cannon erreicht und trieben ihre Thiere nach dem Felsvorsprunge zu.

Ich schwankte zu meinem Pferde, kletterte auf einen Rücken und leitete es abermals auf den Felsvorsprung zu, aber nach dem auswärts führenden Theile.

Nach wenigen Minuten hatte ich die Klippe hinter mir und eilte den Berg hinab. Als ich mich seinem Fuße näherte, hörte ich ein Rascheln in dem Gebüsch, welches zu beiden Seiten den Gipfel begrenzte; dann sprang ein Gegenstand in kurzer Entfernung hinter mir heraus, Es war der St. Bernhardshund.

Als er neben mich kam, stieß er ein leises Winseln aus und wedelte ein paar Mal mit dem Schweife. Ich wußte nicht, wie er entronnen sein konnte — denn er mußte gewartet haben, bis die Indianer die Felsplatte erreicht hatten, aber das frische Blut, welches seine Schnauze färbte und von dem das zottige Haar auf seiner Brust zusammenklebte, bewies, daß der, welchen er zurückgelassen hatte, nur noch wenige Kräfte ihn zurückzuhalten, besessen haben konnte.

Als ich die Ebene erreichte, blickte ich zurück. Ich sah meine Verfolger über den Rücken der Sierra herabkommen und ich war ihnen immer noch eine halbe Meile voraus, nahm den Schneeberg zum Führer und galoppirte in die offene Prairie.

Zehntes Kapitel.

Eine unerwartete Begegnung.

Als ich von dem Fuße des Gebirges abritt, schimmerten die weißen Gipfel in einer Entfernung von drei Meilen. Zwischen mir und ihnen lag kein Hügel, kein Baum, kein Busch, mit Ausnahme der niedrigen Beifußsträucher.

Es war noch nicht Mittag. Konnte ich die Schneeberge vor Sonnenuntergang erreichen? — wenn dem so war, so hoffte ich unserm alten Pfade nach dem Bergwerke folgen zu können. Von dort war ich vielleicht im Stande, nach dem del Norte zu gelangen, indem ich einen Arm des Paloma oder einen andern Nebenfluß aufsuchte.

Dies waren meine beim Ausreiten noch unbestimmten Pläne.

Ich wußte, daß ich beinahe bis an die Thore von El Paso verfolgt werden würde, und als ich etwa eine Meile weit gekommen war, zeigte mit ein rückwärtsgeworfener Blick, daß die Indianer die Ebene erreicht hatten und mir nachjagten.

Es war nicht mehr eine Frage der Schnelligkeit; ich wußte, daß ich ihrer ganzen Cavalcade darin ein Schnippchen schlagen könnte: befaß aber mein Pferd auch die Ausdauer?

Ich kannte die _unermüdliche, drahtzähe Natur des spanischen Mustang, und ihre Thiere waren von dieser Race. Ich wußte, daß sie einen Tag lang galoppiren konnten, ohne zusammenzubrechen, und dies flößte mir Furcht vor dem Ausgange ein.

Um Schnelligkeit handelte es sich jetzt nicht, und ich machte keinen Versuch sie zu bewahren; ich war entschlossen, mit der Kraft meines Pferdes haushälterisch umzugehen; ich konnte nicht eingeholt werden, so lange es ausdauerte, und galoppierte langsam vorwärts, indem ich die Bewegungen meiner Verfolger beobachtete und mich in einer regelmäßigen Entfernung von ihnen hielt.

Von Zeit zu Zeit stieg ich ab, um mein Pferd zu erleichtern und lief neben ihm hin. Mein Hund folgte — er schaute häufig in mein Gesicht herauf und schien zu wissen, weshalb ich eine so hastige Reise machte. Den ganzen Tag über waren mir die Indianer nie aus den Augen. Ich hätte zu jeder Zeit ihre Waffen unterscheiden und sie zählen können. Im Ganzen waren es etwa zwanzig Reiter, die Nachzügler waren zurückgegangen und nur die Gutberittenen setzten jetzt die Verfolgung fort.

Als ich mich dem Fuße des Schneegipfels näherte, entsann ich mich, daß an unserm alten Lagerplatze im Passe Wasser war und ich trieb mein Pferd schneller an, um Zeit zur Erquickung für dasselbe sowohl, wie für mich zu erlangen. Ich beabsichtigte, einen kurzen Halt zu machen und das edle Thier ausschnaufen und eine kleine Quantität des an der Quelle wachsenden Grama-Grases abweiden zu lassen.

Ich hatte nichts zu fürchten, so lange seine Kräfte aushielten und ich wußte, daß dies das beste Verfahren war, um sie zu schonen.

Ich gelangte gegen Sonnenuntergang in das Felsthal. Ehe ich unter die Felsen hineinritt, blickte ich zurück, Während der letzten Stunde war ich meinen Verfolgern ein großes Stück vorausgekommen; sie waren noch wenigstens drei Meilen von mir auf der Ebene — und ich sah, daß sie sich müde dahin schleppten.

Ich versank in eine Reihe von Gedanken, als ich die Schlucht hinabritt. Ich war jetzt auf einem bekannten Wege. Mein Muth stieg, meine so lange bewölkt gewesenen Hoffnungen begannen

eine durch den Einfluß der Reaction noch verstärkte Heiterkeit und Elasticität anzunehmen. Ich war vielleicht immer noch im Stande, meine Verlobte zu retten.

Alle meine Kräfte, — all mein Vermögen — mein Leben sollten dem Zwecke geweiht sein. Ich wollte eine stärkere Schaar ausrüsten, als Seguin je eine commandirt hatte; ich wollte unter den zurückkehrenden Dienern der Caravane — den Gespannführern, deren Dienstzeit abgelaufen war, Leute werben; ich wollte die Posten und Gebirgs-Rendezvous nach Trappern und Jägern durchsuchen; ich wollte mich an die mexicanische Regierung wenden, um Hilfe an Geld oder an Truppen zu erlangen; ich wollte die Bürger von El Paso — von Chihuahua — von Durango zur Mitwirkung auffordern.

„Jehosaphat, da kommt ein Kerl ohne Zügel und Zaum geritten —!“

Fünf bis sechs mit Büchsen bewaffnete Männer springen hinter dem Felsen hervor und umringen mich.

„Ich will mich von den Indianern fressen lassen, wenn das nicht der junge Bursche ist, der mich für einen grauen Bären gehalten hat. Bill, schau her, hier ist er, derselbe Bursche! hihhi! Hohoho!“

„Rube! — Garey! —“

„Wie!beim Zeus, es ist mein Freund Haller! Hurrah, alter Junge! kennen Sie mich nicht?“

St. Vrain!“

„So ist es! sehe ich ihm nicht ähnlich? Es würde eine schwierige Aufgabe gewesen sein, Sie zu erkennen, wenn uns nicht der alte Trapper von Ihnen erzählt hätte. Aber kommen Sie; wie sind Sie aus den Händen der Philister entronnen?“

„Erst sagen Sie mir, wer Ihr Alle seid, und was Ihr hier thut?“

„O, wir sind ein Vorposten. Die Armee ist weiter unten.“

„Die Armee?“

„Nun, wir nennen sie so. Es sind unserer sechshundert und das ist etwa die Stärke einer Armee, wie sie in diese Gegenden zu kommen pflegt.

„Aber wer — was sind sie?“

„Sie sind von jeder Sorte und Farbe. Wir haben Leute aus Chihuahua und El Paso und Nigger, Jäger, Trapper und Gespannführer. Ihr gehoramer Diener befehligt die zuletzt genannten Leuten und dann haben wie die Schaar Ihres Freundes Seguin —“

„Seguin! — ist er —“

„Was?“ — er ist an der Spitze Aller. Aber kommen Sie, das Lager ist unten an der Quelle. Wir wollen hinabgehen. Sie sehen nicht übermäßig gut genährt aus und ich habe in meinen Satteltaschen einen Tropfen von dem Pasowein, alter Junge. Kommen Sie!“

„Warten Sie einen Augenblick; ich werde verfolgt.“

„Verfolgt?“ wiederholten die Jäger, indem sie zu gleicher Zeit ihre Büchsen erhoben und die Schlucht hinauf blickten.

„Wie viele?“

„Etwa Zwanzig.“

„Sind sie dicht hinter Ihnen?“

„Nein.“

„Wie lange kann es dauern, ehe wir sie zu erwarten haben?“

„Sie sind drei Meilen hinter mir und haben müde Pferde, wie Sie sich wohl denken können.“

„Dreiviertel, wenigstens eine halbe Stunde. Kommen Sie, wir werden Zeit haben, hinabzugehen und Arrangements zu ihrem Empfange zu treffen. Rube, Ihr könnt mit den Uebrigen hier bleiben. Wir werden wieder zu Euch kommen, ehe sie herannahen. Kommen Sie Haller!“

Ich folgte meinem treuen und warmherzigen Freunde und ritt nach der Quelle.

Um sie fand ich die Armee versammelt — die Schaar sah wirklich beinahe wie eine solche aus, denn zwei- bis dreihundert von den Leuten waren in Uniform. Dies waren die Freiwilligen von Chihuahua und El Paso. Die letzten Raubzüge der Indianer hatten die Landbewohner auf das Aeufferste erbittert und diese ungewöhnlich starke Schaar sich in Folge davon versammelt.

Seguin war mit den Ueberbleibseln seiner Bande in El Paso zu ihnen gestoßen und war mit ihnen nach dem Navajolande geeilt. Von ihm hatte St. Vrain erfahren, daß ich gefangen sei, und sich in der Hoffnung, mich zu befreien, dem Zuge mit vierzig bis funfzig Dienern der Caravane angeschlossen.

Der größte Theil von Seguins Schaar war nach dem Kampfe in der Barranca. entkommen, und unter den Geretteten befanden sich auch, wie ich mit Vergnügen hörte, El Sol und La Luna.

Sie waren jetzt mit Seguin zurückgekehrt und ich fand sie in seinem Zelte.

Seguin bewillkommnete mich als den Ueberbringer freudiger Nachrichten. Sie waren immer noch wohlbehalten. Das war Alles, was ich ihm sagen konnte und Alles, was er während unserer hastigen, gegenseitigen Glückwünsche zu hören verlangte.

Wir hatten keine Zeit zu müßigem Geschwätz. Hundert Mann standen augenblicklich auf und ritten nach dem Eingange der Schlucht. Als sie das von dem Vorposten eingenommene Terrain erreicht hatten, führten sie ihre Pferde hinter die Felsen und bildeten einen Hinterhalt. Der Befehl war der: alle Indianer zu tödten, oder gefangen zu nehmen.

Der Plan, zu welchem wir uns in der Eile vereinigten, war der, die Indianer an den im Hinterhalte Liegenden vorüberreiten zu lassen, bis sie die Hauptmacht erblicken würden. Hierauf sollten beide Theile sich um sie schließen. Oberhalb der Quelle war die Schlucht trocken und die Pferde hatten auf ihrem felsigen Boden keine Spur zurückgelassen. Ueberdies war anzunehmen, daß die nur auf meine Verfolgung bedachten Indianer sich nach keiner Fährte umsehen würden, bis sie das Wasser erreichten. Wenn sie an dem Hinterhalte vorüber kamen, so entrann kein Mann von ihnen, da die Schlucht von beiden Seiten von senkrechten Klippen umschlossen war.

Nachdem die Uebrigen sich entfernt hatten, sprangen an der Quelle etwa hundert Mann in die Sättel und hielten sich mit auf den Eingang gehefteten Augen ruhig.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Wenige Minuten, nachdem der Hinterhalt aufgestellt worden war, kam ein Indianer, etwa zweihundert Schritt oberhalb der Quelle, um den Vorsprung des Felsens. Er war der Vorderste unter den Kriegern und mußte an dem Hinterhalte vorübergekommen sein. Bis jetzt war es in dieser Richtung aber noch still.

Als der Wilde die vielen Menschen sah, hielt er plötzlich an, stieß einen Schrei aus, schwenkte und ritt zu seinen Kameraden zurück, diese befolgten sein Beispiel und drehten ihre Pferde

ebenfalls; ehe sie sich aber in der Schlucht noch völlig hatten wenden können, sprangen die versteckten Reiter hinter den Felsen hervor und kamen auf sie zu galoppirt.

Die Indianer, welche jetzt sahen, daß sie vollständig in der Falle waren und auf beiden Seiten von einer Ueberzahl bedroht wurden, warfen ihre Sperre hinweg und baten um Gnade.

In wenigen Minuten waren alle gebunden. Die ganze Geschichte nahm keine halbe Stunde in Anspruch und wir kehrten mit unsern Gefangenen an die Quelle zurück.

Jetzt versammelten sich die Anführer bei Seguin, um einen Plan zum Angriff der Stadt zu berathen.

Sollten wir noch in dieser Nacht dahin aufbrechen?

Ich wurde um meinen Rath befragt und antwortete natürlich bejahend. Je eher es geschah, desto besser war es um der Sicherheit der Gefangenen willen. Meine Gefühle konnten ebensowenig, wie die Seguin, Verzug gesatten. Ueberdies sollten Mehrere von unsern frühern Kameraden morgen sterben. Vielleicht kamen wir noch zeitig genug zu ihrer Rettung.

Wie sollten wir uns dem Thale nähern?

Dies war der Punkt, welchen wir zunächst zu besprechen hatten.

Der Feind hatte jetzt sicher an beiden Enden seine Vorposten ausgestellt und wir konnten erwarten, daß der Mond bis zum Morgen hell scheinen werde.

Es war leicht, eine so starke Anzahl von der offenen Ebene herankommen zu sehen, dies bot daher einige Schwierigkeit.

„Wir wollen uns theilen,“ sagte ein Mitglied der alten Bande Seguins. „An jedem Ende mag eine Abtheilung hineingehen, sie werden dadurch in die Falle kommen.“

„Wagh!“ rief ein Anderer, „das läßt sich nicht thun. Wir haben dort einen zehn Meilen langen, dichten Wald. Wenn wir die Nigger durch einen solchen Anblick, wie der unsere, auf die Beine brachten, so würden sie mit den Mädchen und Allen hineingehen, und wir ihrer niemals wieder ansichtig werden.“

Dieser Redner hatte offenbar recht. Es war unmöglich, einen offenen Angriff zu unternehmen.

Die List mußte abermals zur Anwendung kommen.

Jetzt wurde ein Mann in die Berathung gerufen und sein Kopf überwand die Schwierigkeit bald, wie er so viele andere beseitigt hatte. Dies war der hautlose, ohrenlose Kopf des Trappers Rube.

„Capitain,“ sagte er nach kurzem Besinnen, „Ihr braucht Eure Leute nicht eher zu zeigen, als bis wir die Späher am Ausgange des Cannon festgenommen haben.“

„Wie können wir uns ihrer aber bemächtigen?“

„Zieht die zwanzig Nigger hier aus,“ antwortete Rube, auf unsere Gefangenen deutend, und laßt zwanzig von uns ihre Kleider anlegen. Dann können wir den jungen Burschen, der mich für einen grauen Bären gehalten hat — hihihi! — den alten Rabe für einen grauen Bären zu halten! — wir können ihn als Gefangenen zurückschaffen. Seht Ihr „jetzt, Capitain, wie es gehen wird?“

„Ihr meint also, daß diese Zwanzig weit vorausgehen, die Vorposten gefangen nehmen und warten sollen, bis die Hauptmacht herankommt?“

„Allerdings — das ist meine Idee — genau so!“

„Es ist das Beste — das Einzige. Wir wollen sie bekommen.“

Und Seguin befahl sogleich, die Indianer ihrer Kleidung zu entledigen.

Diese bestand meistens aus den, Bewohnern der mexicanischen Städte geraubten Gewändern und war von allen möglichen Schnitten und Farben.

„Ich empfehle Euch, Capitain,“ meinte Rube, welcher sah, daß Seguin um sich blickte, um die Leute für den Vortrab auszuwählen — „ich möchte Euch empfehlen, ein gutes Theil von den Delawaren mitzunehmen. Die Navajos sind ungemein schlaue und lassen sich nicht leicht hinter Licht führen. Sie könnten beim Mondschein die weiße Haut erkennen. Diejenigen von uns, welche mitgehen müssen, werden sich als Indianer anzumalen haben, sonst werden wir doch noch zum Narren gehalten.“

Seguin benutzte diesen Wink und wählte die Meisten unter den Delawaren und Shawanos-Indianern für den Vortrab aus, worauf dieselben die Kleider der Navajos anlegten. Er selbst, mit Rube, Garey und einigen andern Weißen, vervollständigten die nöthige Anzahl, Ich mußte natürlich mitgehen und die Rolle eines Gefangenen spielen.

Die Weißen unter der Schaar hatten ihre Kleidungsveränderung bald ausgeführt und sich als Indianer bemalt, ein Kunstgriff der Prairietoilette, welcher ihnen allen vollkommen bekannt war.

Rube brauchte nur eine geringe Veränderung zu machen. Seine Farbe war bereits braun genug für die Verkleidung und er hatte keine Lust, sich die Mühe zu geben, das alte Jagdhemde, oder die ledernen Beinkleider abzulegen. Dies ließ sich kaum ausführen, ohne beide aufzuschlitzen und Rube war nicht der Mann, von welchem sich erwarten ließ, daß er seine Lieblingsgewänder auf diese Art zum Opfer bringen werde. Er zog die andern Kleidungsstücke darüber und war in Kurzem mit einem Paar bunter Calzoneros, mit von der Hüfte bis zum Knöchel reichenden, glänzenden Knöpfen, bekleidet. Dies, in Verbindung mit einer eleganten, enganliegenden Jacke, welche auf seinen Antheil gefallen war, und eines schief auf seinen Kopf gesetzten Sombrero gab ihm das Aussehen eines äußerst komischen Stutzers. Die Leute schlugen ein gellendes Gelächter auf, als sie ihn so metamorphosirt sahen, und der alte Rube selbst grins'te herzlich über die sonderbaren Gefühle, welche die Kleidung in ihm erregten.

Ehe die Sonne noch untergegangen war, befanden sich Alle in Bereitschaft und der Vortrab brach auf. Die Hauptschaar, unter St. Vrain, sollte eine Stunde später folgen, einige Mexicaner aber mit den Navajosgefangenen an der Quelle bleiben.

Elftes Kapitel.

Die Befreiung.

Wir ritten gerade über die Ebene auf den östlichen Eingang des Thales zu. Wir erreichten die Schlucht etwa zwei Stunden vor Tagesanbruch.

Alles geschah ganz, wie wir erwartet hatten. Am Rande des Passes befand sich ein Vorposten von fünf Indianern, aber wir beschlichen sie, ehe sie etwas geahnt hatten und sie wurden, ohne einen Schuß, gefangen genommen.

.Die Hauptschaar kam bald nachher und zog abermals, unter dem Vorreiten unserer Abtheilung, durch das Cannon.

Als wir an den der Stadt am nächsten liegenden Waldrand gelangten, hielten wir an und versteckten uns unter den Bäumen.

Die Stadt schimmerte im hellen Mondenschein und über dem Thale lag ein tiefes Schweigen. Zu einer so frühen Stunde bewegte sich noch Niemand, aber wie konnten zwei bis drei dunkle Gegenstände unten am Flusse erkennen. Wir wußten, daß es die Wächter waren, welche bei unsern gefangenen Kameraden standen. Der Anblick war erfreulich, denn er verkündete uns, daß sie noch am Leben seien.

Die armen Burschen ahnten nicht, wie nahe die Stunde ihrer Erlösung war. Aus denselben Gründen, welche uns bei einem frühern Anlasse beeinflußt hatten, sollte der Angriff erst nach Tagesanbruch gemacht werden und wir warteten, wie vorher, aber mit ganz anderen Aussichten.

Es waren jetzt sechshundert Krieger in der Stadt, etwa eben so viel, wie wir, und wir wußten, daß uns ein verzweifelter Kampf bevorstand.

Wir hatten keine Furcht vor dem Ausgange, besorgten aber, daß die rachsüchtigen Wilden es sich in die Köpfe setzen könnten, ihre Gefangenen während der Schlacht abzufertigen. Sie wußten, daß unser Hauptzweck der war, diese wieder zu erlangen, und daß, wenn sie auch selbst geschlagen würden, dadurch doch die Genugthuung einer furchtbaren Rache erhalten würden.

Wir hielten Alles dies für keineswegs unwahrscheinlich. Um aber die Möglichkeit eines solchen Ereignisses zu verhindern— sollte jede Vorsichtsmaßregel getroffen werden.

Wir waren überzeugt, daß sich die gefangenen Frauen und Mädchen immer noch im Tempel befanden, Rube versicherte uns, daß es ihre allgemeine Gewohnheit sei, die neuen Gefangenen dort mehrere Tage nach ihrer Ankunft zu verwahren, bis sie unter die Krieger vertheilt würden. Auch die Königin bewohnte den Tempel.

Es wurde daher beschlossen, daß die verkleidete Schaar beim ersten Morgenlichte mit mir, als ihrem Gefangenen, vorausreiten sollte.

Hierauf wollten wir den Tempel umringen und uns mit einer geschickten Kriegslist der weißen Gefangenen bemächtigen. Ein darauf gegebenes Hornsignal, oder die ersten abgefeuerten Schüsse sollten die Hauptmacht im Galopp herbeibringen.

Dies war offenbar der beste Plan, und nachdem wir seine Details vollständig besprochen hatten, warteten wir auf die Annäherung des Morgenlichtes.

Es kam bald. Der Mondglanz mischte sich mit den blauen Strahlen der Morgendämmerung und die Gegenstände wurden deutlicher sichtbar. Als der Milchquarz von der Sonne beschienen zu werden anfang, bestiegen wir unsere Pferde, ritten aus unserm Versteck hervor und über die Ebene heran. Ich war dem Anscheine nach auf mein Pferd gebunden und wurde von zwei Delawaren bewacht.

Als wir uns der Stadt näherten, sahen wir mehrere Männer auf den Dächern; sie liefen hin und her, holten Andere heraus und auf den Terrassen begannen sich große Gruppen zu zeigen. Da wir näher kamen, wurden wir von Glückwünschungsrufen begrüßt.

Wir vermieden die Straße und drangen im scharfen Trabe direct nach dem Tempel vor. Sobald wir an seinen Fuß gelangten, machten wir plötzlich Halt — warfen uns von unsern Pferden und kletterten die Leitern hinauf.

An den Brustwehren des Gebäudes befanden sich viele Frauen, Seguin erkannte unter ihnen seine Tochter und die Königin. Sie wurde sofort festgenommen und in das Innere geführt. Im nächsten Augenblick hielt ich meine Verlobte in den Armen, während ihre Mutter an unserer Seite war. Die übrigen Gefangenen befanden sich ebenfalls hier und ohne uns mit Auseinandersetzungen aufzuhalten, schickten wir sie eilig in die Zimmer und bewachten die Thüren mit unsern Pistolen.

Das ganze Manöver hatte keine zwei Minuten in Anspruch genommen; ehe es aber noch vollständig ausgeführt war, verkündete ein wildes Geschrei, daß man die List entdeckt hatte. Ein Racherruf durchhallte die Stadt und die Krieger sprangen von ihren Häusern herab und auf den Tempel zu.

jetzt begannen Pfeile um uns zu zischen, aber lauter, als alle übrigen Töne, erschallten die Klänge des Hornes, welche unsere Kameraden zum Angriff herbeiriefen.

Sie kamen auf das Signal schnell aus dem Walde und näherten sich uns im Galopp.

Als die herannahenden Jäger noch etwa zweihundert Schritt von den Häusern entfernt waren, spalteten sie sich in zwei Abtheilungen und schwenkten um die Stadt um sie auf beiden Seiten anzugreifen.

Die Indianer eilten auf die äußersten Häuser ihres Wohnorts zu, Trotz ihres Pfeilregens, welcher Mehrere aus dem Sattel warf, näherten sich aber die Reiter, sprangen von den Pferden und kamen an den Mauern zum Handgemenge. Die Rufe der Herausforderung — das scharfe Knallen der Büchsen und die noch lauterer Explosionen der Escopetten verkündeten, daß die Schlacht bereits begonnen hatte.

Eine große Schaar war unter der Anführung El Sols und St. Vrains auf den Tempel zugeritten; da sie sahen, daß wir uns der Gefangenen bemächtigt hatten, stiegen auch diese ab und begannen den Angriff auf unsere Seite der Stadt, indem sie die Häuser erkletterten und die sie vertheidigenden Krieger heraustrieben.

Das Gefecht wurde allgemein. Rufe und Schüsse durchdonnerten die Luft.

Auf den hohen Dächern fanden tödtliche und verzweifelte Kämpfe statt. Die Weiber stürzten schreiend und entsetzt auf den Terrassen umher, oder liefen über die Ebene hinweg, dem Walde zu. Scheugewordene Pferde gallopirten schnaubend und wiehernd durch die Straße und mit schleppenden Zügeln über die offene Prairie dahin, während andere, in Corrals eingeschlossene, um sich schlugen, bisßen und über die Mauern sprangen. Es war eine wilde Scene — ein furchtbares Bild.

Ich war die ganze Zeit über nur ein Zuschauer des Kampfes; ich bewachte die eine Thür des Tempels, worin sich unsere Lieben befanden. Mein hochliegender Posten ließ mich die ganze Stadt überblicken und ich konnte die Fortschritte der Schlacht von einem Hause zum andern verfolgen. Ich sah, daß auf beiden Seiten Viele stürzten, denn die Wilden kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung.

Ich hatte keine Furcht vor dem Ausgange; auch die Weißen hatten Beleidigungen zu rächen und wurden durch die Erinnerung an diese zum Kampfe gestählt. Bei dieser Art von Gefecht hatten sie durch ihre Waffen den Vortheil. Nur auf der Ebene waren ihre wilden Feinde zu fürchten, wenn sie mit ihren langen, den Tod austheilenden Lanzen heranstürmten.

Während ich über die Azotea's blickte, fesselte eine Scene meine Aufmerksamkeit so, daß ich alles Uebrige vergaß.

Auf einem hohen Dache waren zwei Männer in wildem Todeskampfe begriffen. Ihre glänzende Kleidung hatte meine Blicke angezogen und ich erkannte die Kämpfenden bald. Es war Dacoma und der Maricopa.

Der Navajo kämpfte mit einem Speer und ich sah, daß der andere seine Büchse, mit erhobenem Kolben und abgeschossen, über seinem Kopfe schwang.'

Als mein Auge sich zuerst auf sie lenkte, hatte der letztere soeben einen Stoß parirt und führte einen Schlag auf seinen Gegner; er fiel wirkungslos herab und Dacoma wendete sich schnell gegen ihn und legte seine Lanze abermals ein. Ehe El Sol den Stoß noch ablenken konnte, war er geführt, und die Waffe schien durch seinen Körper gegangen zu sein.

Ich stieß unwillkürlich einen Schrei aus, da ich den edlen Indianer fallen zu sehen erwartete. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich ihn seinen Büchsenkolben über dem Kopfe schwingen, an dem Speere hinlaufen und mit einem zerschmetternden Streiche den Navajo zu seinen Füßen niederstrecken sah.

Von dem Lanzenschafte niedergeworfen, fiel er selbst über den Körper, rang sich aber im nächsten Augenblicke wieder empor, zog die lange Lanze aus seinem Fleische, schwankte vorwärts an die Brüstung und schrie:

„Komm, Luna — unsere Mutter ist gerächt!“

Ich sah das Mädchen, von Garey gefolgt, auf das Dach springen, und im nächsten Augenblicke sank der Verwundete ohnmächtig in die Arme des Trappers.

Rube, St. Vrain und mehrere Andere kletterten jetzt auf das Dach und begannen die Wunde zu untersuchen. Ich beobachtete sie in peinlicher Spannung, denn der Charakter dieses eigenthümlichen Mannes hatte mir Freundschaft für ihn eingeflößt.

Nach Kurzem kam St. Vrain zu mir und ich erhielt die Versicherung, daß die Wunde nicht tödtlich sei. Der Maricopa konnte sie überleben.

Die Schlacht war jetzt zu Ende. Die noch lebenden Krieger waren in den Wald geflohen, nur von Zeit zu Zeit hörte man noch Schüsse.

Mitunter erhob sich ein Ruf, oder das Geschrei eines in einem Hause versteckt gefundenen Wilden.

Man hatte in der Stadt eine Menge von weißen Gefangenen getroffen und diese wurden, unter der Bewachung der Mexicaner, vor den Tempel geführt. Die indianischen Frauen waren während des Kampfes in die Wälder geflohen. Dies war für sie ein Glück, denn die von den Wunden erbitterten und vom Kampfe erhitzten Jäger und Freiwilligen wütheten jetzt umher wie Furien.

Von vielen der Häuser stieg Rauch auf, ihm folgten Flammen, und der größte Theil der Stadt lag bald in glimmenden Ruinen.

Wir blieben jenen ganzen Tag bei der Navajo-Stadt, um unsere Thiere zu erfrischen und uns zur Heimreise über die Wüste vorzubereiten. Das geraubte Vieh wurde zusammengetrieben, ein Theil zum sofortigen Gebrauch geschlachtet und das Uebrige der Obhut von Vagueros übergeben, um auf dem Hufe fortgeschafft zu werden. Die meisten von den indianischen Pferden wurden mit dem Lasso eingefangen und herbeigebracht — einige, um von den befreiten Gefangenen geritten zu werden, andere als Beute der Sieger.

Indeß war es nicht rätlich, lange im Thale zu verweilen. Im Norden gab es andere Stämme von den Navajos, welche uns bald nachkommen konnten. Es waren ihre Verbündeten, die große

Nation der Apachen im Süden und der Nijoras im Westen — und wir wußten, daß alle diese sich vereinigen und unserm Zuge folgen würden.

Der Zweck des Unternehmens war erreicht, wenigstens so weit es der Anführer. Beabsichtigte; eine große Anzahl von Gefangenen, deren Freunde sie schon längst als auf ewig verloren betrauert hatten, war wiedererlangt worden.

Es mußte jetzt eine ziemliche Zeit dauern, ehe sie die wilden Raubzüge wieder beginnen konnten, wodurch sie alljährlich die Pueblos an der Grenze verödet und in Verzweiflung gestürzt hatten.

Mit dem Sonnenaufgange des folgenden Tages waren wir wieder durch das Cannon gezogen und ritten auf den Schneeberg zu.

Zwölftes Kapitel.

El Paso del Norte.

Ich will unsere abermalige Reise über die wüsten Ebenen nicht beschreiben. Ich will die Einzelheiten unseres Heimzuges nicht noch einmal auseinandersetzen.

Bei allen ihren Mühseligkeiten und Anstrengungen war die Reise für mich doch eine angenehme. Es ist eine Freude, diejenigen, welche wir lieben, zu bedienen, und dies war auf dem Marsche meine Hauptpflicht. Das Lächeln, welches mir zu Theil ward, belohnte mich reichlich für die Mühe, welche mir ihre Erfüllung kostete, aber es war keine Mühe. Es war keine Mühe, an der Quelle oder am Flusse ihre Kürbisflasche mit frischem Wasser zu füllen — die Decke weich über ihren Sattel zu breiten — ihr aus den breiten Blättern der Palmilla einen Sonnenschirm zu flechten — ihr beim Aufsteigen beizustehen — nein, dies war für mich keine Mühe.

Wir waren auf unserer Reise glücklich — ich war es, denn ich wußte, daß ich mein Versprechen erfüllt und meine Braut errungen hatte und die Erinnerung an die Gefahren, welche wir vor so Kurzem überstanden, erhöheten das Glück Beider. Nur Eines verdüsterte zuweilen unsere Gedanken — die Königin — Adele —.

Sie kehrte nach der Heimath ihrer Kindheit zurück — nicht freiwillig, sondern als Gefangene — eine Gefangene ihrer eigenen Verwandten — ihrer Eltern! —

Während der ganzen Reise bedienten sie Beide mit zärtlicher Fürsorge und blickten sie fast beständig trübe und schweigend an. Ihre Herzen waren von Schmerz erfüllt.

Wir wurden nicht verfolgt, oder wenn dies der Fall war, so erreichten uns die Verfolger nicht. Vielleicht folgte uns Niemand; der Feind war durch die furchtbare Züchtigung gelähmt und entmuthigt worden und wir wußten, daß es eine ziemliche Zeit dauern würde, ehe sie Streitkräfte genug aufbieten konnten, um unserer Fahrt zu folgen. Dessenungeachtet verloren wir keinen Augenblick, sondern reis'ten so schnell vorwärts, als die Thiere getrieben werden konnten.

In fünf Tagen erreichten wir die Varranca del Oro und kamen an dem alten Bergwerke, dem Schauplatze unseres blutigen Kampfes, vorüber.

Während unsers Verweilens bei dem verfallenen Gebäude entfernte ich mich, von einer peinlichen Neugier getrieben, von den Uebrigen, um zu sehen, ob von meinem frühern Diener,

oder seinem Opfergefährten, noch etwas vorhanden sei. Ich begab mich nach der Stelle, wo ich ihre Leichname zuletzt gesehen hatte. Ja, zwei Skelette lagen vor dem Stollen; sie waren von den Wölfen so rein abgenagt worden, als ob sie ein Anatom zum Aufstellen in seinem Studierzimmer präparirt hätte. —

Es war Alles, was noch von den Unglücklichen existirte!

Nachdem wir die Barranca del Oro verlassen hatten, gelangten wir an die Quelle des Rio Mimbres, hielten uns an dem Ufer dieses Flusses und folgten ihm bis nach dem Rio del Norte hinab. Den folgenden Tag kamen wir in die Stadt El Paso. '

Bei unserer Ankunft wurden wir von einer eigenthümlichen, interessanten Scene begrüßt. Als wir uns der Stadt näherten, strömte die ganze Bevölkerung heraus und uns entgegen. Einige waren aus Neugier gekommen, Andere um uns zu bewillkommen und an der Ceremonie, welche unsere triumphirende Rückkehr begrüßte, Theil zu nehmen, — nicht Wenige aber aus weit verschiedenen Beweggründen. Wir hatten eine große Anzahl von befreiten Gefangenen mitgebracht — im Ganzen beinahe fünfzig — und diese waren bald von einer Menge von Bürgern umgeben.

Unter dieser Menge befanden sich sehnende Mütter und zärtliche Schwestern — aus der Verzweiflung erwachte Liebhaber und Gatten, die noch nicht zu trauern aufgehört hatten.

Es gab hastige Fragen, schnelle Blicke, welche die peinlichste Angst bewiesen. Es gab „Scenen“ und Freudenrufe, wenn Jemand den lange verlorenen Gegenstand einer Herzensneigung erkannte.

Aber es gab auch andere Scenen von verschiedenem Charakter — Scenen des Schmerzes und Jammers — denn viele von denen, welche vor wenigen Tagen im Stolze der Gesundheit und im Schmucke des Kriegers ausgezogen waren — viele von diesen kehrten nicht zurück!

Mir fiel besonders eine Episode — eine peinliche auf.

Zwei Frauen von der Pueblanaklasse hatten eine von den Gefangenen — ein Mädchen von, wie es schien, etwa zehn Jahren — erfaßt. Jede sprach das Mädchen als ihre Tochter an und jede hielt einen von ihren Armen — nicht rauh, sondern um die Andern zu verhindern, sie hinwegzuführen. Um sie hatte sich die Menge versammelt und beide Frauen drückten ihre Ansprüche mit lauter, klagender Stimme aus.

Die Eine gab das Alter des Mädchens an — erzählte hastig die Geschichte ihrer Wegführung durch die Wilden und deutete auf gewisse Zeichen an ihrem Körper, welche sie jeden Augenblick zu beschwören bereit sei. Die Andere forderte die Zuschauer auf, die Farbe des Haares und der Augen des Kindes zu betrachten, welche ein wenig von der der Andern abwich und die Aehnlichkeit, welche sie mit Einer, die in der Nähe stand, besitze und die Schwester des Kindes sei, zu beobachten. Beide sprachen zu gleicher Zeit und küßten dabei das Mädchen zu wiederholten Malen.

Die kleine wilde Gefangene stand zwischen den Beiden und nahm ihre abwechselnden Umarmungen mit Verwunderung und verblüfftem Ausdruck auf. Sie war in der That ein höchst interessantes Kind, welches in das indianische Kostüm gekleidet und von der Sonne der Wüste gebräunt war.

Welche von den Beiden auch die Mutter sein mochte — es war offenbar, daß sie sich keiner von ihnen erinnerte — sie hatte keine Mutter sie war in ihrer Kindheit nach der Wüste geschleppt worden und hatte, gleich der Tochter Seguins, die Scenen ihrer Kindheit vergessen. Sie hatte Vater — Mutter — Alles vergessen.

Es war, wie gesagt, eine peinliche Scene. Die Schmerzensmiene der Frauen — ihre leidenschaftlichen Berufungen — die wilden, aber liebevollen Umarmungen, welche sie an das Mädchen verschwendeten, ihr mit Schluchzen und Weinen vermisches klagendes Geschrei, war in der That eine peinliche Scene.

Sie wurde, wenigstens so weit ich davon Zeuge war, zum Schluß gebracht. Der Alcade kam heran und das Mädchen wurde der Gerichtsbehörde übergeben, bis die wahre Mutter bestimmtere Beweise ihrer Mutterschaft beibringen würde.

Ich habe das Ende dieses kleinen Romanes nie erfahren.

Die Rückkehr des Unternehmungszuges nach El Paso wurde durch eine triumphirende Ovation gefeiert. Die Kanonen donnerten — die Glocken läuteten — Feuerwerke zischten und sprühten — Messen wurden gesungen und die Straßen waren von Musik erfüllt. Es gab Schmäuße und Lustbarkeiten und die Nacht wurde durch eine lodernde Illumination von Wachslichern und einem Fandango zum Tage gemacht.

Am folgenden Tage rüstete sich Seguin mit seiner Gattin und seinen Töchtern zur Rückkehr nach der alten Hacienda am Rio del Norte.

Wir hörten, daß das Haus noch stehe. Es war nicht geplündert worden. Die Wilden wurden, als sie davon Besitz ergreifen wollten, von einer Abtheilung Pasonnos verfolgt und waren mit ihren Gefangenen davongeeilt, indem sie Alles gerade so, wie sie es gefunden hatten, zurückließen.

St. Vrain und ich sollten die Familie nach ihrem Hause begleiten.

Seguin hatte Pläne für die Zukunft, bei welchen sowohl ich, wie mein Freund, betheilt waren. Wir wollten sie dort zur Reife bringen.

Ich fand den Ertrag meiner Handelsspekulationen sogar noch größer, als mir es St. Vrain versprochen gehabt. Meine zehntausend Dollars hatten sich verdreifacht. Auch St. Vrain besaß eine große Summe und wir konnten denjenigen unserer frühern Kameraden, welche sich dessen als würdig erwiesen hatten, unsere Freigebigkeit beweisen.

Die Meisten von ihnen hatten aber aus einer andern Quelle Bezahlung erhalten.

Als wir aus El Paso ritten, blickte ich zufällig zurück, Ueber den Thoren flatterte eine lange Reihe von dunklen Gegenständen im Winde. Ihre Natur ließ sich nicht verkennen — denn sie waren jedem andern Dinge unähnlich — es waren Skalpe.

Dreizehntes Kapitel.

Die Saite der Erinnerung.

Es ist der zweite Abend nach unserer Ankunft in dem alten Hause am Rio del Norte. Seguin, St. Vrain und ich sind auf die Azotea gegangen, weshalb, weiß ich nicht, aber unser Wirth hat uns dorthin geführt. Vielleicht wünscht er noch einmal auf die Wildniß — den Schauplatz so vieler Scenen seines ereignißreichen Lebens — zu blicken, noch einmal, denn morgen verläßt er sie auf ewig. Seine Pläne sind geschlossen — wir reisen morgen ab — wir gehen über die Prairie nach den Gewässern des Mississippi. Sie begleiten uns.

Es ist ein köstlicher, warmer Abend; die Atmosphäre ist elastisch — eine solche Atmosphäre, wie man sie nur auf den hohen Tafelländern der westlichen Welt finden kann. Sie scheint auf die ganze belebte Natur einzuwirken, wenn man nach ihren Stimmen urtheilen darf. Es liegt Freude in dem Gesang der Vögel — in dem Summen der heimwärts ziehenden Bienen; auch eine gewisse Milde liegt in denjenigen Tönen, welche aus dem fernen Walde zu uns dringen — den gewöhnlich rauheren Stimmen der wilderen Wesen der Schöpfung. Alle scheinen zum Frieden und zur Liebe gestimmt zu sein.

Das Lied des Arriero klingt freudig herauf denn viele von diesen sind unten und packen zu unserer Abreise.

Auch ich bin freudig — ich bin es seit Tagen gewesen, aber die leichte Atmosphäre um mich her und die heiteren Aussichten vor mir, haben die Innigkeit meines Glückes erhöht.

Anders ist es mit meinen Gefährten auf der Azotea. Beide scheinen trübe zu sein.

Seguin ist stumm. Ich dachte, daß er hier heraufgestiegen sei, um einen letzten Blick auf das schöne Thal zu werfen.

Dem ist nicht so. Er schreitet mit gekreuzten Armen auf und ab — seine Augen sind auf das ebene Cementdach geheftet, sie blicken nicht weiter, sie sehen gar nicht, nur das Auge seines Geistes ist thätig, und dieses blickt nach innen. Seine Miene ist zerstreut, — seine Stirn ist bewölkt — seine Gedanken sind düster und peinlich — ich kenne den Grund davon — sie ist immer noch eine Fremde in der Familie.

Aber St. Vrain — der witzige der elastische, der feurige St. Vrain — welches Unglück ist ihm zugestoßen — welche Wolke zieht über das rosenfarbene Feld seines Horoscops? — welche Schlange die nicht einmal der schäumende Wein von El Paso ertränken kann, nagt an seinem Herzen?

St. Vrain spricht nicht — St. Vrain seufzt — St. Vrain ist trübe.

Ich errathe halb und halb die Ursache, — St. Vrain ist —

Wir vernehmen die Tritte leichter Füße auf der steinernen Treppe — das Rascheln weiblicher Kleidungsstücke.

Sie steigen herauf — es sind Madame Seguin, Adele und Zoe.

Ich blicke auf die Mutter — auf ihre Züge. Auch sie sind von einem wehmüthigen Ausdruck überschattet. Warum ist sie nicht glücklich? warum nicht freudig, da sie ein lange verloren gewesenes, geliebtes Kind wiedererlangt hat? — Ach, sie hat es noch nicht wiedererlangt.

Ich lenke meine Augen auf die Tochter, — auf die ältere, auf die Königin. Ihr Ausdruck ist der seltsamste von allen.

Habt Ihr einen gefangenen Ocelot gesehen? —

Habt Ihr einen wilden Vogel gesehen, der sich nicht zähmen lassen will, sondern immer noch seine blutenden Schwingen an den Gitterstäben seines Käfigs zerschlägt? — Wenn dem so ist, so kann es Euch zu einer Vorstellung von diesem Ausdrucke verhelfen — ich vermag ihn nicht zu malen.

Sie ist nicht mehr in indianischem Kostüm, das ist bei Seite gelegt worden; sie trägt die Gewänder des civilisirten Lebens, aber sie trägt sie nur gezwungen. Sie hat dies bewiesen, denn die Säume sind an mehrern Stellen aufgefrant, und das aufgerissene Mieder zeigte ihren

halbentblößten Busen, welcher unter den wilden Gedanken, die ihn bewegen, wogt.

Sie begleitet sie, aber nicht als Begleiterin. Sie hat die Miene einer Gefangenen — die Miene des Adlers, dessen Schwinge verschnitten worden sind Sie betrachtet weder die Mutter, noch die Schwester: ihre beständige Güte hat keinen Eindruck auf sie gemacht.

Die Mutter hat sie auf die Azotea geführt und ihre Hand losgelassen. Sie geht nicht mehr mit ihnen, sondern bewegt sich halb schleichend, halb sprungweise von einer Stelle zur andern. Sie gehorcht einem Antriebe düsterer Empfindungen.

Sie hat den westlichen Flügel der Azotea erreicht und steht dicht an der Brüstung, wo sie hinüber nach dem Mimbres-Gebirge schaut. Sie kennt sie gut. Ihre Gipfel von schimmerndem Selenith, jene Warthürme der Wüste — sie kennt sie nur zu gut. Ihr Herz ist in ihren Augen.

Wir beobachten sie Alle — sie ist unsere gemeinschaftliche Sorge, sie ist es, die sich zwischen Aller Herzen und das Licht gedrängt hat. Der Vater blickt trübe auf sie — die Mutter ebenfalls — auch Zoe und St. Vrain — nein, sein Ausdruck ist ein anderer, sein Blick ist der Blick der —

Sie hat sich plötzlich umgewendet. Sie bemerkt, daß wir Alle sie mit Aufmerksamkeit betrachten. Ihre Augen schweifen von Einem zum Andern; sie sind auf die Blicke St. Vrains geheftet.

Ueber ihr Antlitz kommt eine Veränderung, —eine plötzliche Veränderung — von der Dunkelheit zur Helle, wie die Sonne, an der die Wolke vorübergezogen ist. Ihr Auge erglänzt von einem neuen Ausdrucke. Ich kenne ihn, ich habe ihn schon früher gesehen — nicht in ihren Augen, sondern in denen, welche ihnen ähnlich sind — den Augen ihrer Schwester, ich kenne ihn — es ist das Licht der Liebe.

St. Vrain! — auch die seinen werden von einer ähnlichen Empfindung erleuchtet! Glücklicher St. Vrain! — Glücklich, daß sein Gefühl erwidert wird. Bis jetzt weiß er es noch nicht, aber ich kenne es, ich könnte ihn mit einem einzigen Worte beseligen.

Minuten vergehen. Ihre Blicke vermischen sich in glühender Gemeinschaft, sie blicken in einander. Weder sie noch er vermag das Auge abzuwenden. Ein Gott beherrscht sie — der Gott der Liebe.

Das Mädchen wird allmählig von seinem stolzen, energischen Ausdrucke verlassen — die Züge werden sanfter — das Auge schwimmt in einem milderen Lichte — die ganze Haltung scheint eine Veränderung erfahren zu haben.

Sie sinkt auf eine Bank nieder. Ihr Rücken lehnt an der Brustwehr — sie wendet sich nicht mehr nach Westen, — sie blickt nicht mehr auf das Gebirge — ihr Herz ist nicht mehr in der Wüste.

Nein, es ist bei ihren Augen und diese ruhen fast ausschließlich auf St. Vrain. Sie schweifen, von Zeit zu Zeit über die Steine der Azotea — dann gehen ihre Gedanken nicht mit ihnen — aber sie kehren stets zu demselben Gegenstande zurück, um zärtlich — mit jedem neuen Blicke zärtlicher auf ihn zu schauen.

Die Pein der Gefangenschaft ist vorüber Sie wünscht nicht mehr zu flüchten; wo er verweilt, giebt es kein Gefängniß; jetzt ist es ein Paradies. Fortan können die Thüren geöffnet bleiben. Das Vögelchen wird keinen weiteren Versuch machen, seinem Käfig zu entfliehen — es ist gezähmt.

Was der Erinnerung, der Freundschaft, den Bitten mißlang, hat die Liebe in einem einzigen Augenblicke bewirkt. Die Liebe hat mit ihrer räthselhaften Gewalt in einem Pulsschlage jenes wilde Herz umgewandelt — hat es von der Wüste abgezogen.

Ich glaube, daß Seguin alles das bemerkt, denn er beobachtet ihre Bewegungen mit

Aufmerksamkeit. Ich glaube, daß solche Gedanken durch seinen Geist ziehen, und daß sie ihm nicht unangenehm sind, denn er sieht weniger bekümmert aus, als vorher, aber ich beobachte die Scene nicht weiter.

Ein theures Interesse ruft mich bei Seite; ich gehorche dem süßen Triebe und wandere der südlichen Ecke der Azotea zu.

Ich bin nicht allein, meine Braut ist an meiner Seite und unsere Hände sind, gleich unsern Herzen, ineinander verschlungen.

Unsere Liebe kennt keine Geheimnisse, Zoe hat nie eines gekannt.

Die Natur hatte ihr die Leidenschaft eingeflüstert, sie kannte die Conventionalitäten der Welt — der Gesellschaft — der sogenannten gebildeten Kreise nicht. Sie wußte nicht, daß die Liebe eine Leidenschaft sei, welcher man sich schämen müsse.

Bisher hatte keine Gegenwart sie in ihren Ausdrücken zurückgehalten, nicht einmal die, welche für Liebende von weniger reinen Absichten vor allen andern' furchtbar ist — die Gegenwart der Eltern. Allein, wie in ihrer Gesellschaft bleibt ihr Benehmen stets das gleiche. Sie kennt nicht die Heucheleien verkünstelter Naturen — die Zurückhaltung — die Intriguen die Qualen der Atome, welche Rollen spielen. Sie kennt nicht die Schrecken sündiger Geister, sie gehorcht nur dem Triebe; welchen ihr Schöpfer in ihr entzündet hat.

Bei mir war es anders. Ich hatte die Gesellschaft— wenn auch damals noch nicht viel — hinlänglich frequentirt, um weniger stolz auf die Reinheit der Liebe zu werden, — hinlänglich, um mich etwas zweiflerisch darüber zu machen; aber durch sie war ich jetzt diesem Scepticismus entflohen. Ich hatte den festen Glauben an den Adel der Leidenschaft erlangt.

Unsere Liebe wurde von denjenigen sanctionirt, welche ausschließlich das Recht besaßen, sie zu weihen; sie wurde durch ihre eigene Reinheit geheiligt.

Wir blicken auf ein schönes Schauspiel — es ist jetzt in der Stunde des Sonnenunterganges noch schöner geworden. —Die Sonne scheint nicht mehr auf den Strom aber ihre Strahlen fallen schief durch das Laub der ihn besäumenden Cottonbäume, und hier und da wird das Wasser noch von einem gelben Strahle berührt. Der Wald ist von den bunten Tinten des Herbstes gefärbt. Wir sehen grüne Blätter und rothe — Laub von goldener und von dunkelbrauner Farbe. Unter dieser bunten Mosaik windet sich der Fluß dahin wie eine riesige Schlange, die ihren Kopf in den dunklen Wäldern von El Paso verbirgt.

Wir überschauen dies Alles, denn wir sind über der Landschaft. Wir sehen die braunen Häuser der Stadt mit der glänzenden Windfahne ihrer Kirche. Unser Auge hat in glücklichen Stunden oft auf jenem Thurme geruht, aber keine war glücklicher, als die gegenwärtige — denn unsere Herzen sind von Seligkeit erfüllt.

Wir sprechen sowohl von der Vergangenheit, wie von der Gegenwart, — denn Zoe hat jetzt etwas vom Leben gesehen. Allerdings seine dunklen Bilder, aber selbst diese sind für die Erinnerung oft die angenehmsten, und ihre Wüstenerfahrung hat ihr mancherlei neue Gedanken, — den Schlüssel zu mancherlei Fragen gegeben.

Die Zukunft wird jetzt der Gegenstand unsers Gespräches. Sie ist vollkommen heiter, wenn auch eine lange und sogar gefahrvolle Reise vor uns liegt. Wir denken nicht daran; wir blicken jenseits auf die verheißene Stunde, wo ich ihr lehren und sie lernen soll, „was heirathen ist.“

Die Saiten eines Bandolon werden berührt; wir sehen uns um. Madam Seguin sitzt auf einer Bank

und hält das Instrument in ihren Händen. Sie stimmt es. Bis jetzt hat sie noch nicht gespielt; seit unserer Rückkehr ist keine Musik im Hause gehört worden.

Das Instrument ist auf Seguins Verlangen heraufgebracht worden — um schwere Erinnerungen mit der Musik zu verscheuchen, oder vielleicht in der Hoffnung, jene wilden, von denen er glaubt, daß sie noch in der Brust seines Kindes weilen, zu beschwichtigen.

Madam Seguin ist im Begriff, zu spielen, und ich und meine Gefährtin gehen näher, um zu lauschen.

Seguin und St. Vrain unterhalten sich bei Seite. Adele sitzt schweigend und zerstreut immer noch da, wo wir sie verlassen hatten. Die Stimme des Instrumentes hatte bereits ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie hatte mit einem neugierigen Blicke daraufgeschaut. Bis jetzt war aber noch keine Musik gespielt worden und sie hatte aufgehört, sich zu verwundern.

Die Musik beginnt. Es ist eine muntere Melodie — ein Fandango — einer von denen, nach welchen der Fuß der Andalusierinnen es liebt, den Takt zu halten.

Seguin und St. Vrain haben sich umgewendet. Wir blicken Alle in Adels Gesicht. Wir bemühen uns, seinen Ausdruck zu lesen.

Die ersten Töne haben sie aus ihrer zerstreuten Haltung emporgeschreckt. Ihre Augen schweifen von Einem zum Andern, — von dem Instrumente zu der Spielerin — ihre Blicke sind verwundert und fragend.

Die Musik dauert fort. Das Mädchen ist aufgestanden und nähert sich, wie mechanisch, der Bank, auf welcher ihre Mutter sitzt. Sie kauert zu den Füßen der Letzteren nieder, bringt ihr Ohr dicht an das Instrument und lauscht aufmerksam. Ihr Gesicht zeigt einen eigenthümlichen Ausdruck.

Ich blicke auf Seguin, der des seinen ist nicht weniger eigenthümlich; sein Auge ist begierig auf das des Mädchens geheftet, seine Lippen sind geöffnet — und doch scheint er nicht zu athmen. Seine Arme hängen nachlässig herab und er beugt sich vor, wie um die durch ihre Seele ziehenden Gedanken zu lesen.

Er richtet sich plötzlich wieder auf, als ob ihn ein schnell gefaßter Entschluß dazu antreibe.

„O Adele, Adele!“ ruft er hastig seiner Gattin zu, „o singe jenes Lied — jene liebliche Hymne — Du weißt noch — die, welche Du ihr so oft, so oft vorzusingen pflegtest. Du erinnerst Dich Adele. Blicke sie an, schnell! schnell! — O Gott! vielleicht—wird sie —“

Er wird von der Musik unterbrochen. Die Mutter hat den Sinn seiner Worte verstanden und läßt mit der Geschicklichkeit einer geübten Spielerin plötzlich die Melodie in eine andere von weit verschiedenem Charakter übergehen. Ich erkenne die schöne spanische Hymne: „*La madre a su hija*“ (Die Mutter an ihre Tochter).

Sie singt und begleitet ihre Stimme mit dem Bandolon; sie wirft ihre ganze Energie in das Lied und ihr Gesang scheint begeistert. Sie giebt die Worte mit vollem leidenschaftlichen Ausdruck:

„*Tu duermes, Cara ninna!*
Tu duermes, en la paz.
Los angeles del cielo —
Los angeles guardan, guardan,
Ninna mia! — Ca — ra — mi!“

(Du schlummerst, theures Mädchen,

In Frieden schlummerst Du.
Die Engelein im Himmel
behüten Deine Ruh,
Mein Kind, mein holdes! —)

*

Der Gesang wurde von einem Schrei — einem seltsamen, bedeutungsvollen Schrei des Mädchens unterbrochen. Bei den ersten Worten der Hymne war sie zusammengeschockt und hatte, wo möglich, noch aufmerksamer zu lauschen begonnen. Je weiter die Mutter in dem Liede kam, desto auffallender war, wie wir bemerkt hatten, dieser eigenthümliche Ausdruck geworden, und als die Stimme zum Refrain der Melodie kam, entrang sich ihren Lippen ein seltsamer Ausruf, sie sprang auf und blickte verstört in das Gesicht der Sängerin, aber nur auf einen Moment; im nächsten Moment rief sie in lauten, leidenschaftlichen Tönen: „Mama! Mama!“ und fiel an den Busen ihrer Mutter.

Seguin hatte mit Recht gesagt: „Vielleicht ist Gott so barmherzig, ihr die Erinnerung wiederzugeben!“

Sie hatte die Erinnerung wiedererhalten, nicht nur an ihre Mutter, sondern nach Kurzem auch an ihn. Die Saiten der Erinnerung waren berührt, ihre Thore geöffnet worden. Sie entsann sich der Geschichte ihrer Kindheit. Sie erinnerte sich an Alles.

Ich will keinen Versuch machen, die nun folgende Scene zu beschreiben; ich will es nicht unternehmen, den Ausdruck der Betheiligten zu malen — von ihren mit Schluchzen und Thränen — aber mit Freudenthränen — vermischten Freudenrufen zu sprechen.

Wir Alle waren glücklich — wir jubelten aber was Seguin selbst betraf, so wußte ich, daß es die erste Stunde seines neuen Lebens war.

Ende des vierten und letzten Theiles.

